

Württembergisch Franken

Neue Folge 20/21

Jahrbuch
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1939/40

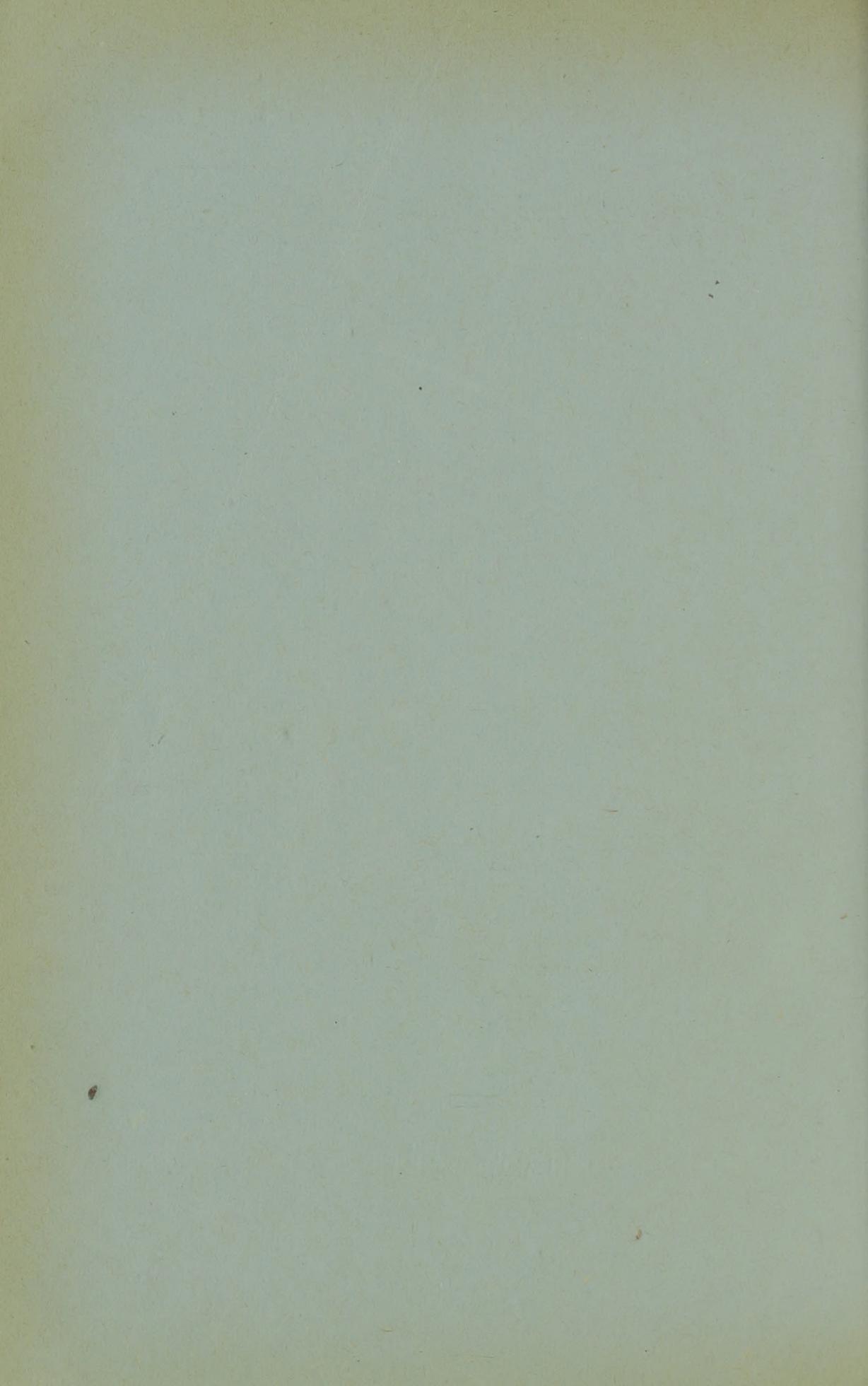
Mit 141 Planskizzen und Abbildungen



Schwäb. Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken

1940



Württembergisch Franken

Neue Folge 20/21

Jahrbuch
des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
1939/40

Mit 141 Planskizzen und Abbildungen

Schriftleitung: Dr. C. Kost



Schwäb. Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken

1940

1948. 3497

Druck: E. Schwendische Buchdruckerei, Schwäb. Hall

Inhaltsverzeichnis

	Seite
E. Kost, Neue vor- und frühgeschichtliche Funde 1938—1940 in Württembergisch Franken. Mit 27 Abbildungen	5—38
E. Kost, Die Kelteniedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall. Mit 40 Abbildungen	39—111
W. Veef, Eine keltische Solesiederei in Schwäbisch Hall. Mit 24 Abbildungen	112—128
W. Hommel, Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall. Mit 3 Abbildungen	129—144
P. Goetzler, Aus der germanisch-spättrömischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend	145—160
J. Zeller, Mergentheim — seine Entwicklung von 500—1340. Mit 17 Abbildungen	161—211
G. Hoffmann, Zu den neu aufgedeckten Wandbildern in Schäftersheim. Mit 1 Abbildung	212—214
E. Kost, Der Schenk von Limpurg — Ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit. Mit 1 farbigen und 1 weiteren Abbildung	215—239
H. Wenzel, Stifterbilder der Zeit um 1400 in Württemberg. Mit 13 Abbildungen	240—254
E. Liese, Thomas Schweider als Mensch und Künstler. Zur 400. Wiederkehr des Jahres seiner Geburt. Mit 14 Abbildungen	255—282
G. Lendner, Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus	283—288
 Buchbesprechungen:	
R. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr. (E. Kost)	289—290
Fr. J. Bendel, Die Würzburger Diözesanmatrikel aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. (D. Haug)	291—292
M. Miller, Urkunden und Akten des Württembergischen Hauptstaatsarchivs, 1. Abteilung, Württembergische Regesten von 1301—1500, I. Altwürttemberg, 3. Teil. (E. Kost)	Amschlag 3
W. Grube, Die „verschlossene Registratur“ des altwürttembergischen Kirchenrats. Inventar. (E. Kost)	Amschlag 3

Verzeichnis der Mitarbeiter

am Jahrbuch (N.F. 20/21) des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Dieter Frank, Assistent an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart,
Oberlimpurg bei Schwäbisch Hall

Dr. Peter Goetzler, Professor, Direktor a. D., Tübingen, Waldbäuser
Straße 34

Otto Haug, Pfarrer, Hohenacker bei Waiblingen

Gustav Hoffmann, Pfarrer, Löchgau bei Besigheim

Wilhelm Hommel, Stadtarchivar, Schwäbisch Hall, Crailsheimer Straße 26

Dr. Emil Kost, Dozent für Vor- und Frühgeschichte an der Hochschule für
Lehrerbildung in Eßlingen, Schwäbisch Hall, Langensfelderweg 9

Georg Lendner, Pfarrer, Gröningen bei Crailsheim

Dr. Ernst Liese, Oberregierungs- und -schulrat, Wiesbaden, Wielandstraße 17

Georg Müller, Justizinspektor, Bad Mergentheim, Marienstraße 53

Emil Schwend, Buchdruckereibesitzer und Zeitungsverleger (in Firma
E. Schwend'sche Buchdruckerei), Schwäbisch Hall, Haalstraße 5

Dr. Walter Beck, Direktor der Staatlichen Altertümersammlung in Stutt-
gart und Landespfleger für Bodendenkmale, Stuttgart S, Altes Schloß

Dr. Hans Wenzel, Assistent am Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Tech-
nischen Hochschule in Stuttgart, Stuttgart W, Gutbrodstraße 65

Ludwig Wunder, Leiter des Landerziehungsheims Schloß Michelbach a. B.
bei Schwäbisch Hall

Johannes Zeller, Oberlehrer, Bad Mergentheim

Zu unseren Bildern

Das vorliegende Jahrbuch ist noch reicher mit Bildern und Skizzen ausgestattet worden als die vorhergehenden.

Die Druckstöcke sind Eigentum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und eigens für dieses Jahrbuch durch die Kunstanstalt Graphia, Stuttgart, angefertigt.

Das farbige Bild des Schenken von Limpurg nach der Großen Heidelberger Liederhandschrift ist zuerst zu der kurzen Darstellung von E. Kost über diesen Minnesänger im Haller Heimatbuch 1937 gebracht worden und hat durch die Freundlichkeit von Herrn Bürgermeister Dr. Prinzing, Stadtverwaltung Schwäbisch Hall, und mit Erlaubnis der E. Schwend'schen Buchdruckerei in Schwäbisch Hall in unserem Jahrbuch, N.F. 20/21, dem ausführlichen Aufsatz von E. Kost über den Schenken von Limpurg beigegeben werden können.

Für leihweise Überlassung des Druckstocks Seite 213 (Wandbild des Heiligen Martin in Schäftersheim) sind wir dem Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart zu Dank verpflichtet.

Neue vor- und frühgeschichtliche Funde 1938–1940 in Württembergisch Franken

Berichtet von E. Kost — Mit 27 Abbildungen

Die fortgesetzte Aufklärung und vielfache persönliche Anleitung der Bevölkerung durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken und die Beobachtungs- und Suchtätigkeit einer Anzahl eingearbeiteter Vereinsmitglieder und Freunde der Heimatsforschung beginnt immer mehr ihre Früchte zu tragen. So sind auch für die Berichtsjahre 1938 bis 1940 wieder eine Anzahl zum Teil bedeutsamer Neuentdeckungen und Funde zu vermerken, die teils in Sonderdarstellungen dieses Jahrbuchs, teils in folgenden Fundberichten ihre Veröffentlichung finden.

Aus der Eiszeit hat die schon früher ergiebig gewesene Großschie Riesgrube am Ostrand von Gaildorf wieder neue Tierfunde erbracht, ebenso ein Steinbruch auf Markung Satteldorf im Kreis Crailsheim; vielleicht taucht eines Tages bei weiteren Beobachtungen in den eiszeitlichen Kocheranschwemmungen der erwähnten Gaildorfer Fundstelle auch der schon lange erwartete Arvensch auf.

Im Keuperwald- und -bergland konnte die Erkundung von Fundplätzen der Mittleren und zum Teil auch noch Jüngeren Steinzeit (10 000—2000 v. Ztr.) ihren erfolgreichen Fortgang nehmen durch Auffinden neuer Siedlungsfelder im Kreis Backnang; darüber hinaus konnte unser verdienter Eschacher Mitarbeiter Oberlehrer Knaube weitere Fundplätze dieser Zeiten entdecken im Gebiet zwischen der Ostalb und den zahlreichen schon erkundeten steinzeitlichen Rastplätzen unserer Keuperwaldberge und den Liashöhenflächen der Gschwender und Fridenhosener Bergzüge. Eine planmäßige Erkundung von Dr. Kost konnte die vorgeschichtliche Aufklärung nun auch bis zum unmittelbaren Ostalbrand ausdehnen in die Gegend des Rosensteins, des Scheuelbergs und des Bargauer Horns und auf den 500- bis 550-m-Höhen unmittelbar vor dem Ostalb-Hochrand das Vorhandensein mittelsteinzeitlicher Fundplätze sicherstellen.

Eine Reihe neuentdeckter Siedlungsstellen gehört der Jungsteinzeit, besonders der Linienbandkeramik (um 3000 v. Ztr.), an auf dem Lettentobleackerland östlich von Schwäbisch Hall, u. a. auch eine von unserem Mitarbeiter Dieter Franck (Oberlimpurg) erkundete Siedlungsstelle vor dem Abschnittswall der Oberlimpurg. Auch westlich und nördlich von Schwäbisch Hall konnten jetzt sichere Nachweise von Jungsteinzeitbesiedlung durch Dr. Kost bei der Breiteiche und nördlich Brachbach erbracht werden. Besonders erfolgreich konnte die Erkundung jungsteinzeitlicher Besiedlung des Bühlertals einsetzen, die über Oberschessach und auf der Stöckenburg schon durch die Tätigkeit unserer Mitarbeiter

Georg Rößler (Oberscheffach) und Georg Breyer (Talheim) erkannt wurde. Nunmehr ist auch der Oberlauf der Bühler („Nibelungenstraße“) durch eine Reihe von Werkzeugfunden der jüngeren Steinzeit (Linienbandkeramik) belegt durch die Erkundungs- und Suchtätigkeit von Georg Breyer, Dr. Kost und neuestens Oberlehrer Schuler (Bühlertann) mit Schülern. Vielfältig und erfolgreich war wieder die vorgeschichtliche Fund- und Bergeltätigkeit unseres bewährten Heilbronner Mitarbeiters Oberlehrer W. Mattes; ihm ist im Heilbronner Stadt- und Landgebiet die Aufdeckung und Auswertung neuer Siedlungen der Linienbandkeramik und der Rössener Kultur zu verdanken sowie der vorgeschichtlich wichtige Nachweis von Kernen der wilden Weinrebe als dort bodenständig in der jüngeren Steinzeit; für Schwäbisch Hall ist sodann Dr. Kost dieser Nachweis für die Keltenzeit gelungen. Einen Fund von seltener Art konnte unser rühriger Mergentheimer Zweigvereinsleiter Georg Müller für das Mergentheimer Heimatmuseum bergen: eine einzigartige jungsteinzeitliche Familienbestattung von vier Socklerleichen, eine Mutter mit drei Kindern.

Aus den anschließenden frühen Metallzeiten (ab 1800 v. Ztr., urkeltische Zeit, im Norden Urgermanenzeit) ist eine Anzahl noch unbekannt gewesener Grabhügel in Württembergisch Franken, meist in Waldungen, erkundet und gesichert worden, die der staatlichen Landesaufnahme gemeldet und dann dort ihre Veröffentlichung finden werden; für das Rünzelsauer Gebiet hat K. Schumm gearbeitet, für das Mergentheimer Georg Müller. Der bis zum Jahre 1936 bekannt gewordene und erkundete Grabhügelbestand unseres Vereinsgebietes hat durch Dr. Kost im Jahrbuch „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, seine Darstellung gefunden. Der Band ist zwar vergriffen, jedoch das Grabhügelverzeichnis noch als Sonderdruck für Freunde der Sache lieferbar. Über eine Untersuchung dreier Grabhügel an der vorgeschichtlichen Kohlstraße berichtet der Ausgräber L. Wunder (Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.); die zeitliche Zugehörigkeit dieser Gräber konnte infolge des spärlichen Tatbestandes nicht geklärt werden; die Grabhügel sind wieder instand gesetzt und in mustergültiger Weise gekennzeichnet worden für die Nachwelt. Dagegen ist nun durch einen in der Nähe der Hügel gemachten glücklichen Steinbeilfund eines auswärtigen Heimatforschers (Oberlehrer W. Müller [Zuffenhausen]) erneut die Kohlstraße als steinzeitlich begangen ausgewiesen worden.

Nennenswert ist infolge der Bedeutung des Ortes der Nachweis vorgeschichtlicher Belegung des „Kirchbühl“ bei Großaltdorf. (Dr. Kost.) Am das Dörzbacher Jagsttal hat weiter unser dortiger Mitarbeiter Oberlehrer K. Wallrauch neue metallzeitliche Funde melden können, aus der Heilbronner Gegend Oberlehrer W. Mattes, von Bad Mergentheim Georg Müller. Erwähnung verdient die Töpferware eines durch Ackerung verschleiften Grabhügels an der badischen Grenze bei Edelfingen mit Salemer Hallstattcharakter. Aus der keltischen Zeit liegen bedeutende Neuentdeckungen vor: Im Haller Gebiet konnte Dr. Kost eine Reihe spätkeltischer Siedlungen im

freien Gelände erkennen, im Stadtgebiet von Bad Mergentheim Georg Müller eine feltische Siedlung; ein älterer Fund vom Kochertal unterhalb Wilhelmsglück, Markung Michelbach a. B., konnte nun als feltisch erkannt werden: ein eiserner Dreizack-Fischspeer. Von besonderer Siedlungs- und kulturgeschichtlicher Wichtigkeit ist die Aufdeckung und Erforschung der bedeutenden Kelten-Siedlung vom Gelände des Kreisparkfassenneubaus in der Altstadt von Schwäbisch Hall über dem Salzquell; unser Jahrbuch hat nachfolgend dieser Siedlung reich bebilderte Sonderdarstellungen gewidmet. Auch die römische Besetzungszeit hat nach Mitteilung unseres Sbringer Mitglieds Oberveterinärarzt Dambacher in Sbringen neue und zum Teil interessante Funde aufzuweisen. Hervorgehoben zu werden verdient für die frühdeutsche Siedlungszeit unserer Heimat die Auffindung eines Reitergrabes der frühen fränkischen Zeit (Jüngere Großgermanenzeit) im alten Siedlungsort Großaltdorf, Kreis Hall, durch den Grundbesitzer, unser Mitglied Bauer Otterbach; über Befund und Bergung berichtet unser Mitarbeiter Dieter Frank (Oberlimpurg). Über die alamannische Belegung des nach dem Frankeneinmarsch fränkisch gewordenen Mergentheim sind von Dr. Kost Unterlagen veröffentlicht. Eine schöne silbertauschierte hakenkreuzverzierte Gürtelplatte aus einem fränkischen Reihengrab von Edelgingen im Taubertal ist gleichfalls der Öffentlichkeit vorgelegt. Schließlich wird noch von einigen mittelalterlichen Funden und Forschungen berichtet.

Vielfach haben hier wieder die Urkunden unseres Heimat- und Volksbodens gesprochen, und noch manche weitere solche Urkunde wartet des Tages, da sie behutsam gehoben und zum Sprechen gebracht wird.

*

Eiszeit

Kreis Badnang (Gaildorf)

Gaildorf. Im März 1940 wurde in der Großschen Riesgrube im „Flürle“ am Ostrand von Gaildorf in eiszeitlichen Kocherauffschotterungen, die schon 1934 zwei Mammutbackenzähne ergeben hatten (siehe E. Kost, „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 11), ein ursprünglich noch 1,50 m langer Stoßzahn eines Mammut angetroffen und später vom Finder, dem Schüler Adolf Seilacher (Gaildorf), und einem Beamten der Staatlichen Naturalien-Sammlung Stuttgart geborgen. In derselben Grube wurden vor einigen Jahren auch ein Unterkieferrest eines Riesenhirsches, ein Zahn vom Wildpferd, mehrere Zähne eines Urindes und ein Kiefer vom wollhaarigen Nashorn durch Adolf Seilacher geborgen.

Kreis Crailsheim

Satteldorf. Im Steinbruch der Heldenmühle wurde 1939 eine Doline aufgedeckt und durch Dr. Berckheimer (Stuttgart) und durch den Schüler Adolf Seilacher (Gaildorf) Reste vom wollhaarigen Nashorn, Urind, Wildpferd und Mammutbackenzähne geborgen.

Mittlere und Jüngere Steinzeit

(10 000—2000 v. Ztr.)

Kreis Badnang

Trailhof, Gemeinde Oberbrüden. Auf den Stubensandsteinhöhen in der Gegend des Steinbeilsfundes von 1937 (siehe E. Kost, „Württembergisch Franken“, NF. 19, 1938, S. 155) fand Dr. Kost bei Höhenlinie 480 nördlich Trailhof einige Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Trailhof, Gemeinde Oberbrüden. Auf der Stubensandstein-Randhöhe „Schlegelsberg“ bei Punkt 474,3 südlich des Trailhofs fand Dr. Kost auf den Äckern von Bauer Eugen Klent Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

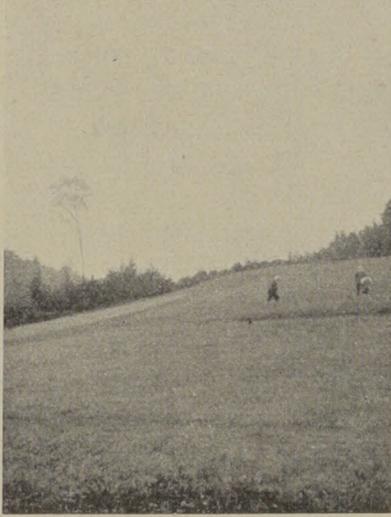


Abb. 1.

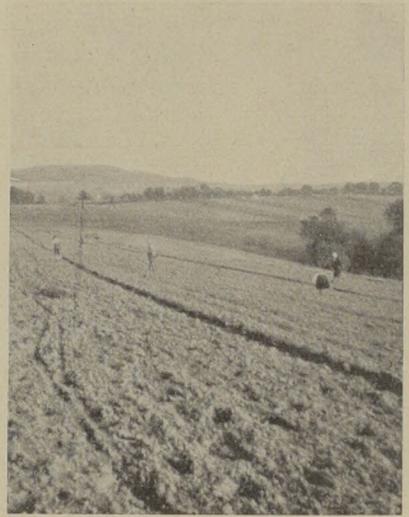


Abb. 2.

Freilandfundstätten der Mittleren und Jüngeren Steinzeit auf Stubensandstein-Randhöhen im Kreis Badnang. — Abb. 1. Ackerflur „Dreiweiler“ beim Trailhöfle, Markung Oberbrüden, mit nahem Quell links im Buschwerk unterhalb des Höhenrandes. — Abb. 2. Höhenrandäcker bei Sechselberg mit Fundplatz.
(Aufnahmen: K. Bruder, Badnang)

Trailhöfle, Gemeinde Oberbrüden. Auf Flur „Dreiweiler“ in Stubensandstein-Höhenrandlage in Quellnähe (siehe Abb. 1), unmittelbar südlich vom Trailhöfle, fand Dr. Kost, später auch Fräulein Mathilde Schweizer (Badnang), Studienrat K. Bruder (Badnang) und Oberlehrer Ulrich (Badnang) gut bearbeitete Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Sechselberg. In Höhenrandlage auf Stubensandsteinäckern (siehe Abb. 2), 700 m westnordwestlich Sechselberg, fanden im Oktober 1938 die oben genannten Badnanger Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken unter Führung von Dr. Kost einige Feuersteinwerkzeuge der Mittleren bis Jüngeren Steinzeit.

Großaspach. Westlich der Straße Großaspach—Kleinaspach, Flur „Kammerfeld“, stellte Studienrat K. Bruder (Badnang) im April 1939 anlässlich

des dortigen Straßenbaues etwa 10 Feuerstellen im Lehm, die durch den dortigen Straßenbau angeschnitten waren, fest; Funde konnten keine gemacht werden.

Kreis Crailsheim

Marktflustena u. Auf der Markung ist um 1890 ein Steinbeil gefunden worden von einem Bauern, das sich heute im Besitz von Kraftfahr-
unternehmer Karl Rehl in Crailsheim befindet. Das undurchlochte Beil aus schwarzem Kiesel-schiefer ist 12 cm lang, hat 52 mm Schneidenbreite und schmalrüdige (fast spitznädige) Form. Der Querschnitt ist rechteckig mit gewölbten Breitseiten.

Kreis Hall

Schwäbisch Hall-Oberlimpurg. Im August 1940 stellte unser Mitarbeiter Hochschulassistent Dieter Frank (Oberlimpurg) außerhalb des Abschnittswalls, etwa 100 m südlich desselben, eine vom Dränierbagger angeschnittene spiralkeramische Hüttenstelle fest. In der dort ausgeworfenen Erde und in der Grabenwand zeigten sich zahlreiche unverzierte Scherben und auch linienband- und tupsenverzierte der spiralkeramischen Kultur, dazu die üblichen Reste von gebranntem Lehm, Knochen von Mahlzeiten, Bruchstücke von Mahl- und Schleifsteinen und Feuersteinsplitter (Funde im Redenburgmuseum in Schwäb. Hall).

In diesem Zusammenhang darf darauf hingewiesen werden, daß schon im Jahre 1934 bei einer Probegrabung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken innerhalb des Abschnittswalls am Westrand des jetzigen Gutshofes in einer steinzeitlichen Siedlungsstelle neben westischer Tonware auch ein spiralkeramischer Scherben zutage gekommen war.

Schwäbisch Hall-Hessental. Auf Flur „Mittelhöhe“, 700 m westsüdwestlich Hessental, konnte im Herbst 1939 anlässlich der Dränung des Ackers von Bauer Karl Müller (Hessental), unmittelbar an den dortigen Feldweg anstoßend, eine vorgeschichtliche Siedlungsstelle durch Bauer Walter (Hessental) und Dr. Kost erkannt werden. Es handelt sich um einen zu verschiedenen Vorgeschichtszeiten belegt gewesenen Siedlungsplatz, da sich dort sowohl Feuersteinwerkzeuge und Scherben der Rössener Jungsteinzeitkultur, als auch drei Scherben eines kräftigen Gefäßes mit Kammstrichverzierung fanden, wie sie für die keltische Kultur (La-Tène-Zeit) bei uns kennzeichnend und auch in der Haller Kelteniedlung im Spartassenneubau-Gelände (siehe besondere Darstellung in unserem Jahrbuch) zahlreich geborgen worden sind. Eine spätere weitere Untersuchung der Stelle durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist geplant.

Schwäbisch Hall-Einforn. In der Nähe der Grabhügel des Waldteils „Sandbrunnen“, 1500 m südöstlich vom Einforn, auf dem Kiesel-sandstein-Höhenrand, etwa 700 m südlich Punkt 495,6, fand im Juni 1940 Oberlehrer W. Müller (Zuffenhausen) anlässlich einer geologischen Landschaftsfahrt unter Führung von Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart) am Weg (Kohlstraße) ein Bruchstück (Schneidenteil) eines Steinbeils aus Hornblendeschiefer und einen Feuerstein-Kerbkraker. Der Fundort

liegt am vorgeschichtlichen Überlandweg der „Kohlstraße“ und nahe der Einmündung des dort vom Rauembrezinger Tal her auf die genannte Höhe einmündenden vorgeschichtlichen Weges, der dort die Kohlstraße trifft. Zum Fundplatz siehe Abb. 5. Nahe dieser Stelle, die durch die trotz der 1939 erfolgten Ausgrabung zeitlich nicht bestimmbar Grabhügel (siehe S. 17) ihre besondere Bedeutung hat, muß ein jungsteinzeitlicher Kast- oder Siedlungsplatz gewesen sein. Das Steinbeil hat im Bruchstück noch 6 cm Länge, 33 mm Höhe und 23 mm Breite. Die Funde wurden vom Finder in dankenswerter Weise dem Keckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall überlassen.

Gottwollshausen. Am unteren Berghang, 200 m nordwestlich der „Breiten Eiche“ in Flur „Hopsengarten“, ergab eine Suche durch Dr. Kost im April 1940 einen steinzeitlichen Breitichaber aus Feuerstein. Danach darf das durch Quellsbäche ausgezeichnete Gelände um die Breiteiche und der untere Hang über der Breiteiche als steinzeitlich besiedelt vermutet werden.

Brachbach, Gemeinde Übrigshausen. Auf der Ackerflur „Bürg“, 1200 m nördlich Brachbach, fanden im September 1940 bei einer Geländesuche Dr. Kost und Volker Kost eine jungsteinzeitliche Siedlungsstelle auf durch Fund mehrerer gut bearbeiteter Feuersteinwerkzeuge, darunter ein großer Breitflingenkraxer, ein Bogenschaber und ein Kielkraxer.

Bühlertann. Durch frühere Funde am oberen Bühlertal aufmerksam gemacht (siehe unten), fand am Fuß des Bühlerbergs, 1400 m südsüdöstlich Bühlertann, Ende August 1940 die Schulklassen von Oberlehrer Schuler (Bühlertann) beim Flachsernten auf dem Acker des Bauern Johannes Schneider das Kopfende einer Pflugschar aus Hornblendeschiefer. Das Stück ist am Bohrloch abgebrochen, 4½ cm breit und noch 5 cm lang.

Bühlertann, Weiler Halden. Auf der Ackerflur „Erbishalde“, 1 km ost-südöstlich der Tannenburg, konnte unser Mitarbeiter Georg Breyer (Talheim) 1940 mehrere bearbeitete Feuersteine finden, ebenso auf der südöstlich dazu liegenden Schilfsandstein-Bergschulter des „Dollenberg“. Letztere Fundstelle liegt 500 m östlich vom Blashof (Halden, Gemeinde Bühlertann), 1100 m ost-südöstlich von der Tannenburg (siehe Abb. 3). Im Jahre 1936 war dort schon von Jungbauer Reichert aus Halden auf Parzelle 65,2, dem Acker des Bauern Franz Stöcker vom Blashof, ein durchlochter Beilhammer aus Diablastuff gefunden worden. Der Steinhammer läuft an dem einen Ende in eine stumpfe Schneide aus, auf der entgegengesetzten Seite in ein breites Nackenende. Beide Enden zeigen starke Abnützungspuren. Die Abmessungen des Beilhammers sind: 12 cm lang, 5 cm hoch, 6½ cm Nackenbreite; er gleicht dem vom Kochertalhang östlich Untermüntheim stammenden Arbeitshammer im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall und gehört wie dieser der jungsteinzeitlichen Linienbandkeramischen Bauernbevölkerung an. — Eine Begehung der Fundstelle durch Dr. Kost erbrachte durch Volker Kost den weiteren Fund der stark verwitterten Hälfte eines Steinbeils (Schneidenteil) aus Hornblendeschiefer; Länge noch 6½ cm, Schneidenhöhe 5 cm, größte Breite des Rückens 3 cm (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall). — Ferner ist im Weiler



Abb. 3. Landschaft am oberen Bühlertal mit Tannenburg im Hintergrund und mit Fundorten der Jüngerer Steinzeit links am Hang und am Fuß der Tannenburg (Weiler Halben und Talsfuß des Bühlerbergs); im Vordergrund eine Siedlungsstelle der Jüngerer Steinzeit über dem Bachlauf auf lehmigen Schilfsandsteinadern des „Dollenberg“ in Hangstufenlage.
(Aufnahme: Dr. Kost)

Halben 1937 bei Grabarbeiten zur Kanalisation des dort errichteten Lagers des weiblichen Reichsarbeitsdienstes die Hälfte einer durchbohrten bandkeramischen Pflugschar (Schneidenteil) aus schwarzem Rieselschiefer geborgen worden. Die Außenflächen des Fundstücks zeigen starke Abwitterungsspuren; Länge noch 11 cm, Höhe $4\frac{1}{2}$ cm, größte Breite an der Bruchstelle am Schaftloch 4 cm. — Obige Feststellungen, die vielleicht die Weiterforschung im Fundgelände ermöglichen, sind dem Bürgermeisteramt Bühler tann (Bürgermeister Breitmeier) und dem Gemeinderat Bauer Reichert in Halben zu verdanken.

Unteraspach. Auf der Höhenrandflur „Abelen“, östlich über dem Bühlertal auf Parzelle Georg Köhler (Oberscheffach), 500 m südöstlich der Mühle

Oberscheffach, auf Höhe 400,4, stellte unser Mitarbeiter Georg Rößler (Oberscheffach) 1939 eine Anzahl zum Teil gut bearbeiteter Feuersteinwerkzeuge fest (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall). Diese Funde weisen auf eine Höhen siedlung im Lößlehm und stehen sehr wahrscheinlich im Zusammenhang mit der jungsteinzeitlichen Siedlung der Altheimer (ältere Aichbühler, Münchshöfener Kultur) auf Höhe 400,4 beim Stadel (siehe „Fundberichte aus Schwaben“, NF. VIII, 1935, und E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1936, S. 25, Anm. ¹¹). Jene 1934 durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken festgestellte spätjungsteinzeitliche Siedlung liegt nahe der neuen Fundstelle. Eine genauere Erforschung der Stelle durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist vorgesehen.

Unteraspach. Auf Markung Kerleweck, 400 m nordnordwestlich Kerleweck in der Ackerflur „Altenhansen“, Parzelle Georg Rößler (Oberscheffach), und in den angrenzenden Äckern der Höhe 405,4 fand Georg Rößler (Oberscheffach) 1939 einige Feuersteinwerkzeuge, ferner 1940 Dr. Kost einen kleinen vorgeschichtlichen Scherben. Diese Funde deuten auf eine dort in Flachhöhenlage gelegene Siedlung der Jungsteinzeit im Lößlehm (Funde im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall).

Wedrieden. In Flur „Flürle“, 1,5 km östlich Wedrieden, 600 m östlich des vorgeschichtlichen Überlandwegs der sogenannten „Nibelungenstraße“, stellte Dr. Kost im März 1939 auf den Äckern der Bauern Schumacher und Freimeier (Wedrieden) durch Entwässerungsgräben angeschnittene Hüttenstellen der Spiralkeramik fest mit den für eine Siedlung dieser Kultur kennzeichnenden Funden.

Die ersten Spurfunde als Oberflächenlese sind schon 1931 durch Dr. Kost dort gemacht worden (siehe „Fundberichte aus Schwaben“, NF. 7, S. 20).

Kreis Heilbronn

Heilbronn. In der Südstraße, Zufahrt zur Rosenbergbrücke, wurde das große bandkeramische Dorf durch Baugrabung vollends abgetragen. Unser Mitarbeiter Oberlehrer W. Mattes (Heilbronn) stellte fest: Viele Scherben, auch Großgefäße mit eingeritzten Winkelbändern, wenige Feuersteinwerkzeuge. W. Mattes stellte zweierlei Siedlungsformen fest: Massenhäuser mit flachen Mulden und daneben rechteckige Häuser. Einige Viehställe, kenntlich an tiefdunklem, 80 cm starkem speckigem Boden ohne Scherben, Tierknochen und Daumenglied vom Menschen. Der Befund erinnert einschließlich des Menschenrestfundes an den Befund des bei Hall-Hessental gelegenen Steinzeitdorfes „Im Grundle“ (siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1936, S. 32).

Heilbronn. Die Rössener Siedlung in der Rundstraße umfaßt eine weitere, nordwärts sich deh nende Fläche.

Wenige Meter (60 m) westlich dieser Rundstraßen-Steinzeit siedlung (Rössener Bandkeramik) wurde in der Feyerabendstraße kanalisiert und dabei angeschnitten und von unserem Mitglied W. Mattes (Heilbronn) festgestellt: Eine Anzahl flacher muldenförmiger Siedlungsstellen und einige

bis zu 2,30 m tief gelegene Siedlungsstellen. In der Tiefe stellte Mattes Rössener Scherben fest, in den oberen Siedlungsschichten Scherben der Rössener und der Bandkeramiker. Mahlsteinbruchstücke und Knochen, Bruchstück eines breiten, flachen durchbohrten Steinwerkzeugs, einer Pflugchar, 19 cm lang, 4,6 cm breit und 2,2 cm hoch. In einer 2,30 m tief gelegenen Hütte stellte W. Mattes wieder vorgeschichtliches Getreide fest: Einkorn, Windenknöterich, Körner vom Rainkohl, Schwarzen Holunder, Erbsen und Leinsamen.

Menschliche Knochenreste mit Grünfärbung müssen nach W. Mattes jüngerer Zeit angehören; kennzeichnende Beifunde fehlen.

Dieses Rössener Dorf zog sich also am ganzen Hang entlang bis in ein Spiralkeramiker-Dorf hinein (früher Bierkeller, jetzt Lindenmaier). Aus einer Siedlungsstelle des zu obigem Dorf gehörigen Geländes an der Linkstraße bestimmte W. Mattes einen schönen, flach doppeltegelförmigen, am Rand mit Dellen verzierten tönernen Spinnwirtel von 4 cm Durchmesser (siehe Abb. 16).

In der Feyerabend- und in der Linkstraße waren es nach Feststellung von W. Mattes beide Male etwa 20 m lange Siedlungsstellen, in welche einzelne Mulden bis 80 cm, einzelne bis 1,20 m eingetieft waren mit waagrecht Böden. Eine große Hüttenstelle war bis zu 1,80 m tief und lag im klaren, gelben Lößboden.

Im Juni 1940 stießen Arbeiter bei der Baugrabung in der Steinzeitsiedlung in der Linkstraße auf ein Skelett. Die sofortige Untersuchung durch unseren Mitarbeiter W. Mattes ergab eine Hockerbestattung mit Kopf im Süden und Blick nach Osten gerichtet, auf der rechten Seite liegend, mit angezogenen Beinen. Die Länge des Skeletts war 1,30 m. Die Bestattung hatte zierliche Knochen, stark abgefaute Zähne, und lag im schwarzbraunen Kulturboden. Beigaben fanden sich keine.

Von Bedeutung für die Steinzeitforschung wie auch für die Vorgeschichte unseres Landes ist der von W. Mattes gemachte Fund von Kernen der wilden Weinrebe (*Vitis silvestris*) in oben genannten Heilbronner Steinzeitsiedlungen. Der eine der beiden Kerne wurde aus einer Siedlungsstelle der Rössener Kultur im Steinzeitdorf zwischen Rund- und Feyerabendstraße im Jahre 1938 in 1,3 bis 1,5 m Tiefe aus einer Brandschicht unter verfohltem Getreide festgestellt und geborgen. Die mitgefundenen Getreidekörner gehören hauptsächlich dem Einkorn (*Triticum monococcum*) und der Saatgerste (*Hordeum sativum*) an; ferner fanden sich, wie auch erneut wieder (siehe oben), Beerenkerne vom Holunder (*Sambucus nigra*, *Sambucus ebulus*). Nach Feststellung von Dr. Kirchheimer (siehe K. Bertsch, Die vorgeschichtlichen Wildrebenfunde Deutschlands; „Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft“, Jahrg. 1939, Band 57, Heft 9, S. 439) ist diese jungsteinzeitliche Wildrebenrasse deutlich von den Samen der unter *Vitis vinifera* zusammengefaßten Kulturreben verschieden. — Der zweite Kern solch wilder Weinrebe (*Vitis silvestris*) wurde von W. Mattes 1939 in einer Kulturschicht der Spiralkeramiker in der Rundstraße (bei der Feyerabendstraße), ebenfalls inmitten von Resten des Einkorns und von Holundersamen und anderen vorgeschichtlichen Sämereien,

zum Vorschein gebracht (siehe K. Bertsch, a. a. O., S. 439). Mit beiden Funden ist nach K. Bertsch anzunehmen, daß während der Jungsteinzeit die wilde Weinrebe im mittleren Neckartal von Stuttgart bis Heilbronn bodenständig war.¹ Diese Wildtraubenerne des Neckartals zeigen, daß die wilde Weinrebe während der Jungsteinzeit wesentlich weiter verbreitet war als heute. „Die Wildreben an Neckar und Schelde bezeichnen die am weitesten nach Osten und Norden vorgeschobenen Punkte der ehemaligen Verbreitung der rheinischen Wildrebe und lassen auf ein früher wärmeres Klima schließen, auf eine nacheiszeitliche Wärmezeit. Diese Funde liefern also eines der schönsten Beweistücke für diese Wärmezeit nach der Eiszeit.“² Für den deutschen Weinbau stellt K. Bertsch in den „Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz“ 1939 (S. 59) fest, daß es in der Jungsteinzeit und in der Bronzezeit sich um gesammelte Beeren zum Essen handeln muß wie bei den Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Wildkirschen und Schlehen, von denen zahlreiche Fruchtsteine in den Siedlungen jener vorgeschichtlichen Zeiten vorkommen. Aus diesen heimischen Wildreben haben später unsere frühgeschichtlichen Weinbauern die Sorten mit den größten und süßesten Beeren ausgewählt und daraus unsere beiden wertvollsten Rebensorten gezogen, den Riesling und den Traminer. Diese beiden Sorten haben denn auch am Rhein die dort eingeführt gewesenen fremden Sorten wie Elblinge, Orleans und Trollinger allmählich verdrängt (K. Bertsch, a. a. O., S. 61). — Über Funde von Kernen der wilden Weinrebe in der Haller Kelten siedlung durch Dr. Kost siehe Seite 77.

Heilbronn-Bödingen. In einer handkeramischen Hüttenstelle konnte W. Mattes (Heilbronn) Getreidekörner bergen und darunter Weizen, Einkorn und Gerste feststellen.

Auenstein. Östlich des Ortes in Flur „Hühneräcker“ (Hünenäcker!) fand W. Mattes (Heilbronn) Spuren einer noch nicht näher bestimmaren vorgeschichtlichen Siedlung.

Beilstein. Bei Fernersberg las W. Mattes (Heilbronn) eine Feuersteinspeerspitze und ein Feuersteinmesser auf.

Gagernberg. Dort stellte W. Mattes (Heilbronn) Feuersteinabspalisse fest. Mittlere oder Jüngere Steinzeit.

Hirrweiler bei Löwenstein. Durch W. Mattes (Heilbronn) konnten gegen 30 Feuersteinsplitter gefunden werden, die mittelsteinzeitlich sein könnten.

¹ In jungsteinzeitlichen Schichten der Berger Inselquelle (Stuttgart) fand sich Holz der wilden Weinrebe und ein Traubenerne; die umgebenden Schlammablagerungen zeigten bei ihrer pollenanalytischen Untersuchung durch K. Bertsch Blütenstaubkörner des vorherrschenden Eichenmischwaldes der Jungsteinzeit: Eiche, Ulme, Linde und eindringende Rotbuche.

² K. Bertsch, Die wilde Weinrebe im Neckartal; Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz, Heft 15, Stuttgart 1939, und Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, 1939, Heft 9, S. 440: Die vorgeschichtlichen Wildrebenfunde Deutschlands.

Dahensfeld bei Neuenstadt. Von W. Mattes (Heilbronn) wurde ein durchbohrtes Steinbeil mit sehr schönem, zum Absprengen von einem ursprünglich größeren Stück ausgeführtem Sägeschnitt festgestellt, 14,5 cm lang, 4,7 cm breit, 4,5 cm dick.

Auf dem Schauberg, südlich Dahensfeld, stellte W. Mattes (Heilbronn) einen Abschnittswall fest und außerhalb desselben drei Grabhügel.

Grantschen-Elhofen. Das dortige Steinzeitdorf erstreckt sich über weitere angrenzende Äcker (etwa 10 Äcker). W. Mattes (Heilbronn) stellte dort weitere Scherben, Feuersteinmesser, ein Beilbruchstück und Rötelfunde fest.

Grantschen-Wimmental. An der Reichsautobahn fand D. Paret (Stuttgart) mehrere jungsteinzeitliche Siedlungsstellen.

Wüstenrot. Nördlich des Ortes stellte W. Mattes (Heilbronn) Feuersteinkleingeräte fest; mittel- oder jungsteinzeitlich.

Kreis Mergentheim

Althausen. Bei den Einebnungsarbeiten zum Sportplatz hinter dem Schulhausneubau in Althausen kam im Februar 1939 in 70 cm Tiefe ein Grab aus alter Zeit zum Vorschein. Der Fundplatz liegt in etwa Dreiviertelhöhe der Stirne einer schmalen Bergzunge. Der Aufmerksamkeit von Hauptlehrer Deeg ist es zu verdanken, daß sofort der Denkmalspfleger, unser Mitarbeiter Georg Müller (Mergentheim), von dem Fund benachrichtigt wurde, so daß die sachgemäße Aufdeckung gesichert war. Es zeigten sich dann in der sogenannten Hockerstellung die gut erhaltenen Skelette einer Frau, die, auf der rechten Seite liegend, ein etwa 2jähriges Kind mit dem rechten Arm umschlungen hielt, den Kopf des Kindes an ihr Gesicht gedrückt, den Blick nach Osten gerichtet (Abb. 4). Vor ihr lagen die Skelette von zwei Kindern im Alter von etwa 8 und 15 Jahren, die sich gegenseitig das Gesicht zuwandten. Die ganze Gruppe zeigt deutlich, daß die Beerdigung mit liebevollem Feingefühl erfolgte; sie ist eine einzigartige Urkunde, wie sie sonst nirgends in Deutschland bekannt ist. Leider wurden keine bestimmbareren Grabbeigaben gefunden, so daß eine genaue Feststellung des Zeitpunktes und der Volkszugehörigkeit nicht möglich war. Die Schädel sind ausgesprochene Langschädel. Zu Füßen der Gruppe war nur ein schmaler Streifen einer rostbraunen Masse zu finden und ein Stück schlechten Feuersteins ohne deutliche Bearbeitungspuren, etwa in Form eines Schabers. Man wird als Zeitpunkt etwa die jüngere Steinzeit vor rund 4000 Jahren annehmen dürfen. Allerdings sind andernorts auch schon Hockergräber in der alamannisch-fränkischen Zeit (5. bis 8. Jahrh. n. Ztr.) festgestellt worden.³ Eine andere steinzeitliche Entsprechung ist ein jungsteinzeitliches Hockergrab mit 3 zusammenliegenden Hockerleichen in Chamblandes (Schweiz).⁴ Die Bergung und Verbringung des ganzen Grabfundes in das Bezirksheimatmuseum erfolgte dann unter Leitung des Landeskonservators Dr. D. Paret (Stuttgart). Dort wird die Bestattung später konserviert und ausgestellt werden.

³ Siehe 64. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken, Seite 15.

⁴ Grab Nr. 13; siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N^o. 22, 1920, S. 149.

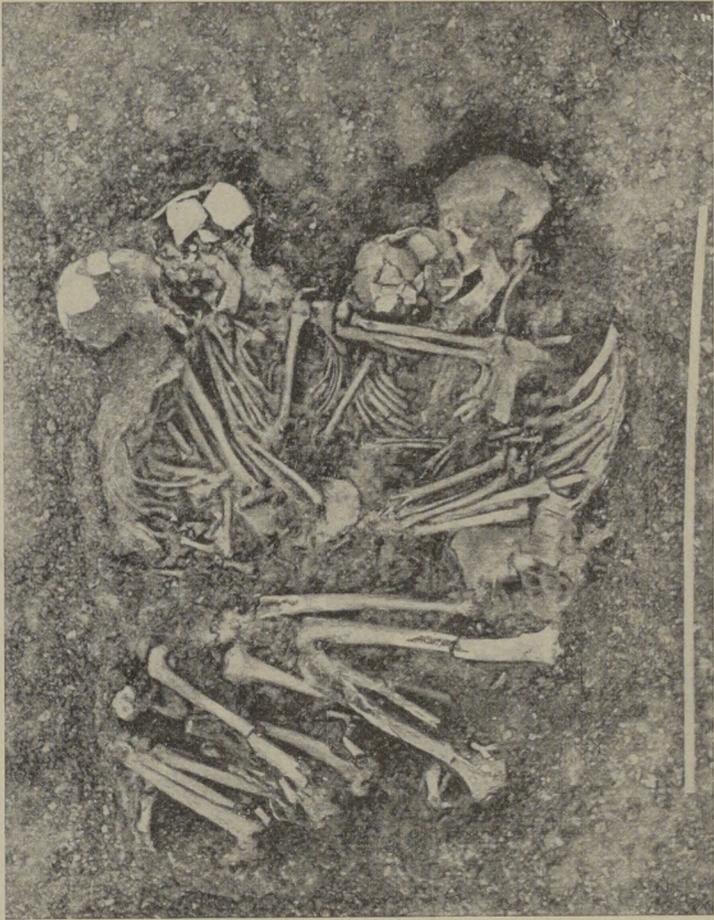


Abb. 4. Familienbestattung in Hoderlage von Althausen, Kreis Mergentheim. Rechts Mutter mit etwa zweijährigem Kind im rechten Arm; vor ihr links zwei sich gegenseitig zugewandte Kinder im Alter von etwa 8—15 Jahren. (Aufnahme: Georg Müller, Bad Mergentheim)

Bernsfelden. Bei Steinbrucharbeiten in der Nähe von Bernsfelden wurde im Herbst 1939 ein schwerer, durchlochter Steinhammer gefunden, der aber infolge Nichtbeachtung wieder verloren ging. (Meldung durch Georg Müller [Mergentheim].)

Bronzezeit

(Im Norden urgermanisch, auf unserem Boden urkeltisch; 1800—800 v. Ztr.)

Kreis Hall

Schwäbisch Hall-Einforn. Von den im Waldteil „Sandbrunnen“, 1400 m südöstlich des Einfornsturmes, an der vorgeschichtlichen Kohlstraße am westlichen Höhenrand der Limpurger Berge gelegenen 5 Grabhügeln wurden 1939 von L. Wunder (Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.) mit seinen Schülern drei Grabhügel, die durch Wiederaufforstung gefährdet waren, mit Genehmigung des Landesamts für Denkmalpflege, Abteilung Vorgeschichte, untersucht. Der Bericht von L. Wunder (Schloß Michelbach a. B.) ist angeschlossen:

Ausgrabung und Wiederaufrichtung der Grabhügel I, II und III im Waldteil „Sandbrunnen“ an der Einkornstraße (Kohlsträßchen) bei Schwäbisch Hall, zugleich Bericht über ein Beispiel von Denkmalpflege in heimattlicher Vorgeschichte (Abb. 5—13).

„Im Juli 1939 ließ der Historische Verein für Württembergisch Franken im Einvernehmen mit dem Landesamt für Denkmalpflege und dem Forstamt Korbung diese Hügelgruppe durch mich abgraben. Wir erwarteten von der Ausgrabung eine klare Antwort auf die Frage: Welche vorgeschichtlichen Zeiten sind in den Grabhügeln der Umgegend von Hall vertreten? —

Diese Frage hat, um dies gleich vorweg zu nehmen, noch keine Antwort gefunden. Hügel I ergab überhaupt keine Funde, Hügel II enthielt wohl ein Skelett, aber keine Beigaben, Hügel III hatte keine Funde. Dies war bei uns eine große Enttäuschung, weil die reichen Funde aus der Keltenzeit, die in Hall selbst im Jahre 1939 gemacht wurden, sowie das im Jahre 1934 von uns



Bild 5. Blick von der südlichen Bergschulter des Einkornhangs beim Bauernhof, mit steinzeitlicher Fundstelle im Vordergrund, in südöstlicher Richtung auf die Berggranzüge der Limpurger Berge. Am Himmelrand links die Waldhöhe „Sandbrunnen“ (Höhe 495,6), Markung Einkorn, 1400 m südöstlich Einkorn, Fundort der Grabhügel. Auf dem Höhenrand in ganzer Ausdehnung von links nach rechts führt der vorgeschichtliche Überlandweg des „Kohlsträßchens“ über die Limpurger Berge zur Schwäbischen Alb. An diesem Urweg liegt, auf unserer Aufnahme an dem geradlinigen Waldhorizont links der Bildmitte, die neueste Fundstelle eines Steinbeils und Feuersteinwerkzeugs. (Aufnahme: Dr. Kost)

in einem Grabhügel bei Triensbach, 20 km nordöstlich Hall, gefundene Kelten-
 schwert die Frage nach den Grenzen zwischen der keltischen und der vorkeltischen
 Besiedlung unseres Landes besonders brennend gemacht hatten.

Trotzdem brachte uns die Ausgrabung der Sandbrunnen-Hügel ein wert-
 volles Ergebnis: die Leiche in dem flachen Hügel II lag in einer prachtvollen
 Steinsetzung, deren Erhaltung uns vor neue Aufgaben stellte. Denn diese
 Steinsetzung war ja geradezu ein Schulbeispiel dafür, wie in vorgeschichtlicher
 Zeit beerdigte Leichen vor dem Zugriff der Wölfe und Füchse geschützt wurden.
 Ihre Erhaltung bedeutete die Gewinnung eines höchst wertvollen Lehr- und
 Anschauungsmittels auf dem Gebiet unserer heimatlichen Vorgeschichte, also
 Dienst an der Heimat- und Volkskunde. Die zum Teil zentnerschweren Steine
 sind von uns genau wieder in diejenige Lage gebracht worden, in der sie bei
 der Aufdeckung des Grabes gefunden wurden. Die sandige Erde, welche
 zwischen und über den Steinen lag, bildet jetzt einen breiten Wall um das
 offenliegende Grab. Am Rande des Walls steht ein eichener, gegen Fäulnis
 und Wetter sorgfältig geschützter Pfahl mit einer überdachten Gedenktafel, auf
 welche Kunstmaler Kollmer aus Rauenbrekingen den Grund- und Aufriß
 des Grabes und die wichtigsten Fundumstände aufgemalt hat. Zwei ähnliche
 Gedenktafeln sind auf den viel größeren Hügeln I und II errichtet, die nach der
 Ausgrabung wieder zur ursprünglichen Höhe aufgerichtet wurden. Das Forst-
 amt Kumburg, vertreten durch Herrn Forstmeister Köpf, hat sich auf unsere
 Anregung in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, diese vorgeschichtlichen Denk-
 stätten im Frühjahr 1941 mit einem Zaun zu umgeben und mit Fichten und
 Eichen zu umpflanzen, unter deren Schutz diese Denkmäler noch nach Jahr-
 hunderten sehenswert sein sollen.

Unsere Abbildungen vermitteln eine Vorstellung von dem, was hier in
 einer, wir dürfen wohl sagen vorbildlichen Weise zur Erforschung, Erhaltung
 und Pflege vorgeschichtlicher Grabstätten und für ihre Ausnützung für Lehr-
 zwecke geschehen ist. Dies war allerdings nur durch Aufwand bedeutender
 Arbeitskräfte möglich.

Wer die Stelle, die vom Einkorngrüpfel aus unschwer in einer Viertelstunde
 erreichbar ist, aufzusuchen Zeit hat, sollte den Besuch nicht versäumen.

Nun bleibt doch noch einiges über das Grabungsergebnis selbst zu sagen:
 Die Leiche im Hügel II, der sich kaum merklich — höchstens 0,20 m — über
 den äußeren Boden erhob, lag im Mittel 1 m tief. Der zerdrückte Schädel lag
 im Westen, die Füße im Osten. Genau bestimmbar war die Lage des Unter-
 kiefers und die der beiden parallelen Oberschenkel. Aus diesen Maßen ergibt
 sich eine wahrscheinliche Größe des Bestatteten von 160 bis 165 cm. Die
 Knochen waren in äußerst mürbem Zustand und konnten trotz Festigung mit
 einem Gemeng von Schellack und Zaponlack nur in kleinen, wenig ausragenden
 Bruchstücken geborgen werden, die dem Anthropologischen Institut der Univer-
 sität Tübingen zur Begutachtung eingesandt wurden. Der Unterkieferrest ist
 ebenfalls sehr beschädigt. Deutlich erhalten ist nur die spina mentalis. Immer-
 hin kann mit einiger Sicherheit gesagt werden, daß der Unterkiefer, verglichen
 mit den dickwandigen Schädelresten und den Oberschenkelresten sehr klein ist.

Im Aushub des Grabhügels fand sich außer Holzkohlespuren — die in allen
 vorgeschichtlichen Zeiträumen vorkommen — nur ein mesolithischer
 oder neolithischer Feuersteinsplinter. Es wäre falsch, daraus

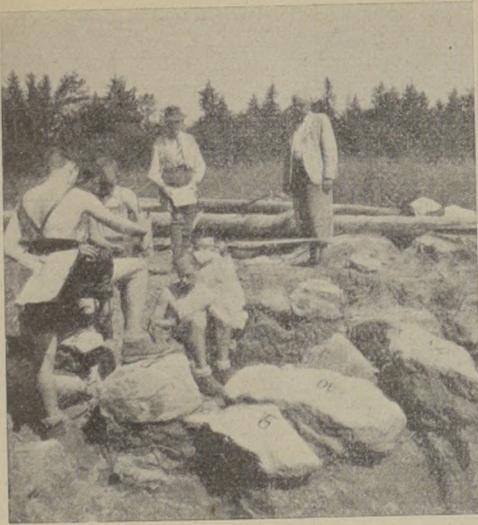


Abb. 6.

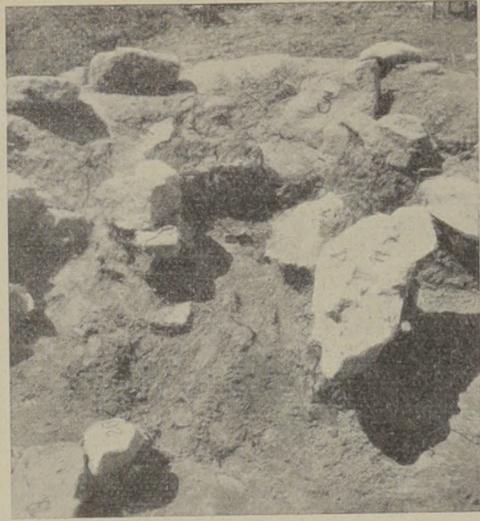


Abb. 7.

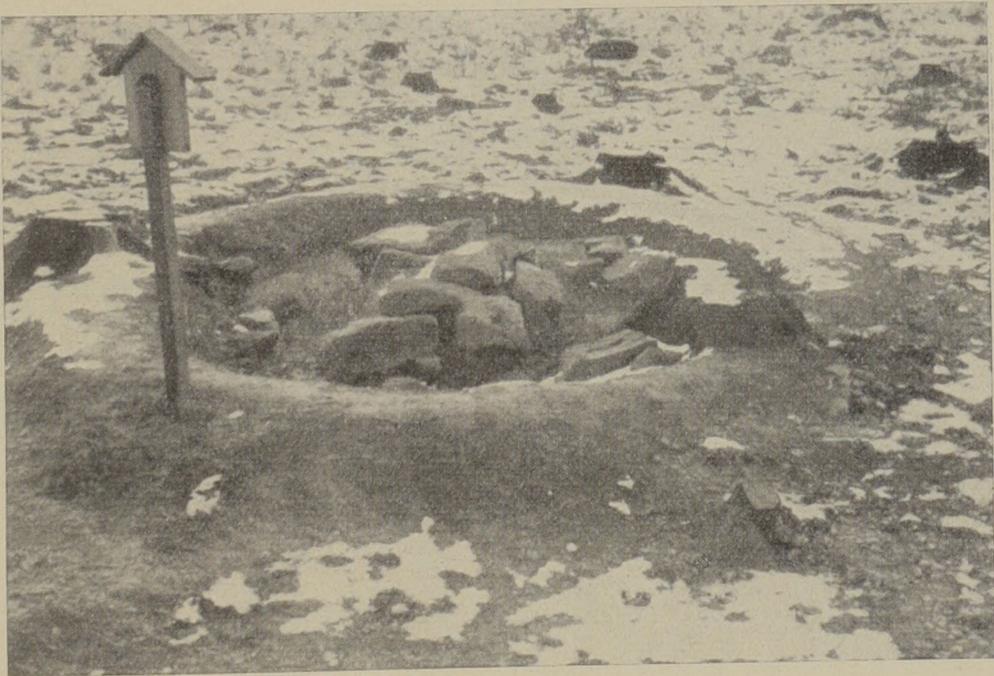


Abb. 8.

Abb. 6. Grabhügel II während der Ausgrabung durch L. Wunder mit Schülern des Landerziehungsheims Schloß Michelbach a. B. — Abb. 7. Grabhügel II mit aufgedeckter Steinkammer und mit den Resten des Skeletts. In der Bildmitte in der Grube der menschliche Kiefer; das Skelett liegt von dort aus bis gegen die Mitte des unteren Bildrandes. — Abb. 8. Grabhügel II in genauer Wiederherstellung der Steinsetzung, mit Darstellungstafel für Besucher. (Aufnahmen: 6 und 8 Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.; 7 Dr. Kost)

zu schließen, daß es sich um eine steinzeitliche Bestattung handle: Die Höhen um Schwäbisch Hall waren in der mesolithischen, der Einforn selbst auch in neolithischer Zeit (8000—4000 v. Ztr.) alle so reich besiedelt, daß die zu nachweisbar später errichteten Hügeln verwendete Erde öfter Feuersteinsplitter enthält.



Abb. 9.



Abb. 10.



Abb. 11.

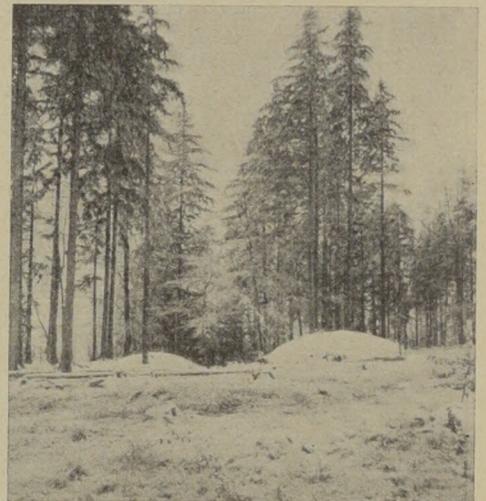


Abb. 12.

Abb. 9. Blick vom Südhang des Einfeldberges auf die Anhöhe des Waldteils „Sandbrunnen“ (Kuppe in der Bildmitte), den Ort der Grabhügel. Der durch die dunkle Buschreihe Mitte des rechten Bildrands erkenntliche, zum Waldrand führende Hohlweg ist zweifellos schon vorgeschichtlich. — Abb. 10. Einmündung dieser vorgeschichtlichen Wegführung am Höhenrand des Waldteils „Sandbrunnen“ bei den Grabhügeln. In Bildmitte Grabhügel I. — Abb. 11. Der nach Ausgrabung wieder errichtete und mit Darstellungstafel gekennzeichnete Grabhügel I. — Abb. 12. Blick von der Hochfläche des Waldteils „Sandbrunnen“, von der „Kohlstraße“ her, auf Grabhügel II (flach, im Mittelgrund), I (rechts) und III (links). Zwischen I und III an der dunklen Stelle kommen 2 Besucher den vorgeschichtlichen Hohlweg (siehe Abb. 10) herauf. (Aufnahmen: Dr. Rost 1940)

Auch die Hügel I und III enthielten mehrere Anhäufungen von Steinen, die deshalb auffielen, weil die Hauptmasse der Hügel aus reinem Sand bestand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie ehemals Leichen enthielten. Ganz auffallend ist das gänzliche Fehlen jeglicher Spur von Tonscherben.



Abb. 13. Die Darstellungstafel auf Grabhügel I mit den wichtigsten Angaben über das Ausgrabungsergebnis und mit Darstellung des Aufrißes und des Grundrisses des Hügelgrabes. (Aufnahme: Landerziehungsheim Schloß Michelbach a. B.)

Die weitere Lösung des Rätsels um die erst am Anfang unserer Erkenntnis stehende bronze- und hallstattzeitliche Besiedlung der Umgebung von Schwäbisch Hall muß künftigen Untersuchungen überlassen werden.“

Soweit der Bericht von L. W u n d e r (Landerziehungsheim Michelbach a. B.). Wieweit die neuestens in Nähe der Grabhügel, südlich davon von W. M ü l l e r (Zuffenhausen) gemachten Jungsteinzeitfunde (siehe oben S. 9) in Beziehung zu den ohne Beigaben befundenen Grabhügeln stehen, ist fraglich. Der in Grabhügel II gefundene Feuersteinsplitter könnte jungsteinzeitlich sein und der Zeit obengenannter Jungsteinzeitfunde zugehören.

Wedrieden. Auf Äckern am Nordweststrand der Landstraße Wedrieden—Beinau, 1300 m südsüdöstlich Wedrieden und südwestlich Höhe 410, Flur „Heide“, beobachtete Dr. K o s t im Frühjahr 1940 anlässlich bäuerlicher Entwässerungsarbeiten dort etwa 10 vorgeschichtliche Siedlungsstellen im Lößlehm in 70 cm bis 1 m Bodentiefe. Zwei der Fundstellen ergaben Scherben größerer Gebrauchsgefäße und Bodenstücke von einer Form, die an Zuweisung zur Spätbronzezeit oder Hallstattzeit denken läßt. Die Siedlung hat 400 m Nordost-Südwestausdehnung. Südwestlich

schließen sich einige frühere jungsteinzeitliche Funde von Dr. Kost an (Dezember 1931, siehe „Fundberichte aus Schwaben“, NF. 7, 1932, S. 20). Die Sachlage erinnert an verschiedene andere Siedlungsstellen mit jungsteinzeitlicher und spätbronzezeitlicher Besiedlung, z. B. in Flur „Haspach“ bei Schwäbisch Hall (siehe „Württembergisch Franken“, NF. 19, 1938, S. 173).

Kreis Heilbronn

Heilbronn-Böckingen. In der Landwehrstraße fand ein Schüler eine bronzene Brillenspange wie die in Beiler, Die vorgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn a. N., 18. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, S. 107, vermerkten und auf Tafel VI von Böckingen abgebildeten. (Bericht von W. Mattes [Heilbronn]; siehe auch Abb. 14.)

Neckarwestheim. Im Steinbruch des Zementwerks Lauffen stellte W. Mattes (Heilbronn) im Lößlehm eine Wohnstätte der Urnenfelderkultur fest durch Holzkohleschichten, feuergerötete Muschelfalksteine und Bruchstücke eines Gefäßes. Die Siedlungsstelle hatte 2 m Durchmesser.

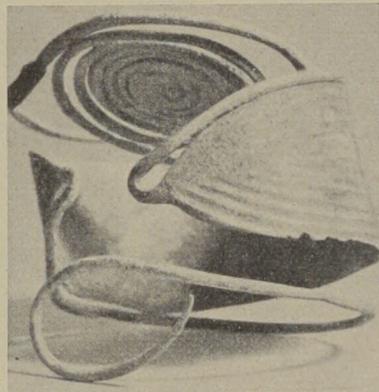


Abb. 14. Bronzene Brillenspange von einer spätbronzezeitlichen Bestattung in Heilbronn-Böckingen.

(Aufnahme: „Heilbronner Tagblatt“, NS.-Presse Württemberg G. m. b. H., Bildstelle.)

Kreis Künzelsau

Dörzbach. In einer Sandgrube, 1 km westlich Dörzbach, am Altenberg barg unser Mitarbeiter Oberlehrer Wallrauch (Dörzbach) einige Scherben grober, schwarzgrauer Töpfe. Es handelt sich um eine vorgeschichtliche Siedlung, deren genaue zeitliche Zuweisung noch nicht möglich ist.

Döttingen a. N. Eine Nachuntersuchung der in der Spätbronzezeit-Siedlung am Kocherufer 1933 durch unseren Mitarbeiter A. Kraft (Braunsbach) geborgenen Getreidekörnerfunde (siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 44), welche damals durch Dr. Franck (Oberlimpurg) als Gerstekörner bestimmt worden waren, durch den besten Kenner vorgeschichtlicher Getreidearten in Württemberg, K. Bertsch (N Ravensburg), ergab die Richtigkeit dieser Bestimmung auf Saatgerste (*Hordeum sativum*); ferner stellte K. Bertsch auch ein beschädigtes Weizenkorn (*Triticum*, wahrscheinlich *Tr. dicoccum*, Emmer) fest.

Kreis Mergentheim

Igersheim. Schon vor Jahren wurde, wie Georg Müller (Mergentheim) nachträglich feststellte, im Ziegelwerk Hork in der Lehmgrube ein Urnengrab aufgedeckt, von dem der Berichterstatter noch im Jahre 1939 Reste ermitteln konnte: Scherben einer größeren spätbronzezeitlichen Urne mit ausgebogenem Rand und eines kleineren Topfes, ferner 2 Reibsteine aus Quarzit, rundlich, annähernd faustgroß, der eine flacher und an der seitlichen Rundung stärker abgenützt.

Im Herbst 1939 wurde ebendort ein vermutliches Brandgrab durch den Bagger aufgedeckt und gründlich zerstört. Der Besitzer Hort zeigte dann Oberlehrer Kohler (Igersheim) noch Reste; dieser barg das übrige vollends und unser Mitarbeiter Georg Müller konnte dann bei Nachsuche noch feststellen, daß sehr viel Asche und Kohlenreste da waren und hartgebrannter Lehm-boden an Boden und Seiten der Grube. Danach könnte es sich auch um eine gewerbliche Anlage der Spätbronzezeit handeln; die Scherben stammen von 2 großen Urnen und einigen kleineren Töpfen. (Funde im Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

Ältere frühe Eisenzeit

(Im Norden Ältere Großgermanenzeit, im Süden Hallstattzeit;
800—500 v. Ztr.)

Kreis Hall

Lorenzenzimmern, Kirchbühl. Auf der nahe der Eisenbahnstrecke Hessental—Crailsheim gelegenen Gipskeuper-Flachhöhe des „Kirchbühl“ fand Dr. Kofst im Juni 1939 mehrere vorgeschichtliche Scherben auf der Südseite der Kuppe. Der „Kirchbühl“ ist schon durch seinen Namen wie auch durch die Tatsache bemerkenswert, daß auf ihm die Markungen dreier benachbarter Ortschaften zusammenstoßen. Er liegt 900 m nordwestlich Lorenzenzimmern, 800 m südlich Gaugshausen und 2000 m nordöstlich Großaltdorf (848 Alahdorf). Der Bühl ist schon von früheren Forschern, besonders von dem Haller Geschichtschreiber Gmelin (Großaltdorf), als das alte „alah“, eine germanische heilige Stätte, in Anspruch genommen worden. Auf jeden Fall konnte nun die Bodenforschung den heute fahlen Hügel als vorgeschichtlich besiedelt erkennen. Freilich ist damit die frühe geschichtliche Bedeutung dieses Ortes noch nicht geklärt, da als das zum Ortsnamen Großaltdorf (848 Alahdorf) zu suchende Alah besonders der wesentlich beachtlicher gelegene und durch seinen Namen eher hierfür in Betracht kommende Ahlesberg über Ahlsbach und Bühler, 2500 m südwestlich Großaltdorf, in Frage kommen könnte, vielleicht auch die Stöckenburg bei Wellberg. Eine spätere genauere Untersuchung dieser Fragen ist vorgesehen.

Kreis Künzelsau

Dörzbach. Auf der zweiten Muschelfalkschichthöhe in etwa 300 m Höhe, mit gutem Ausblick auf Weide-, Jagd- und Wasserlandschaft, 500 m südlich von Dörzbach, konnte unser Mitarbeiter Oberlehrer Wallrauch (Dörzbach) vorgeschichtliche Scherben, Holzkohlestücke und ein 8 cm langes, abgerundetes und durch Feuereinwirkung stark gerötetes Geröllstück bergen, das zweifellos als Polier- oder Glättstein gedient hatte. Die Scherben stammen von vier verschiedenen Gefäßen, doch ist kein kennzeichnendes Stück und kein Randstück dabei, so daß die Annahme einer Zuweisung der Siedlung zur Hallstattzeit (Spätbronzezeit?, La Tène?) fraglich bleibt. Die Scherben eines schwarzgrauen, dünneren Topfes zeigen auf der Außenseite Glättung.

Kreis Mergentheim

Mergentheim. Bei Baugrabungen am Westrand von Mergentheim, nördlich der Kaserne, stellte unser Mitarbeiter Georg Müller (Mergentheim) hallstattzeitliche Scherben, Knochen und ein Feuersteinklingenstück fest.

E d e l f i n g e n. An der württembergisch-badischen Grenze, unweit der Straße Edelfingen—Unterhalbach, erkannte Georg Müller (Mergentheim) eine verschleiſte Grabhügelbestattung mit Steinpackung im Rechteck, 3 m × 1,60 m. Unter den Scherbenfunden befinden sich verzierte Scherben mit geometrischer Punktverzierung nach Art der Salemer Hallstatturnen der Schwäbischen Alb, ferner 1 Randstück eines großen Topfes, der auf dem Rand Fingerbellen aufweist und nahe dem Rand unter dem kurz eingezogenen Hals eine fingertupfenverzierte waagrechte Leiste.

Jüngere frühe Eisenzeit

(Im Norden Mittlere Großgermanenzeit, im Süden La-Tène-Zeit;
500 v. Ztr. bis Beginn unserer Zeitrechnung)

Kreis Hall

Schwäbisch Hall. Die bedeutende, 1939 aufgedeckte Kelten-siedlung vom Gelände des Kreisparkassenneubaus bis zum Steinernen Steg und Reckenhof erstreckt sich über einen Zeitraum von 500 bis 700 Jahren; diese Siedlung aus der Zeit von 500 v. Ztr. bis in das 2. Jahrhundert n. Ztr. hat vieles Kulturgerät und wichtige Aufschlüsse geliefert. Sie ist in einer Sonderdarstellung in diesem Jahrbuch, Seite 39 bis Seite 111 veröffentlicht, ferner in zwei weiteren Sonderberichten (S. 112 und S. 129).

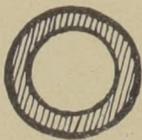
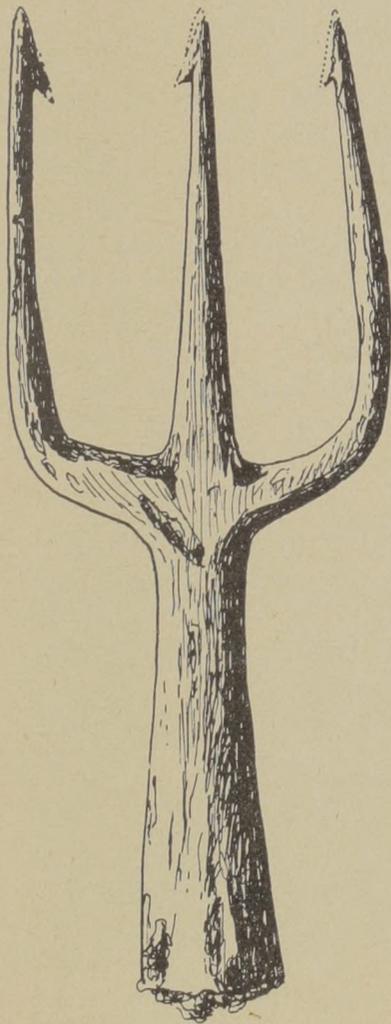
Schwäbisch Hall. Am Wehr bei der Herrnsägmühle fand am 12. Juli 1939 der Schüler der Deutschen Volksschule Gerhard Lampe (aus Klasse 4, Hauptlehrer W. Hommel) einen Scherben, der wohl der La-Tène-Zeit zuzurechnen ist. (Fund im Reckenburgmuseum in Schwäb. Hall, Studiensammlung Nr. 1134.)

Schwäbisch Hall, Neumäuer. Im Februar 1932 stellte Stadtarchivar W. Hommel bei einer Baugrabung am Haus Gehring (Neumäuer Nr. 11) holzkohlehaltigen Kulturboden und Scherben fest, die als spätkeltisch anzusprechen sind. (Funde im Reckenburgmuseum in Schwäb. Hall, Studiensammlung Nr. 1135—1158.)

Schwäbisch Hall-Hessental. In der neuentdeckten Rössener Jungsteinzeitsiedlung auf Ackerflur „Mittelhöhe“ (siehe oben bei „Jüngere Steinzeit“) stellte Dr. Kost bei dortiger bäuerlicher Entwässerungsgrabung auch keltische Rammstrichscherben fest als deutlichen Hinweis auf eine im Gelände dieser Rössener Siedlung gelegene Kelten-siedlung. Eine spätere genauere Erforschung durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist geplant.

Michelbach a. B. In der Sohle des Röchertals in den „Roherwiesen“, 1500 m west-südwestlich Michelbach, 1 km nordnordwestlich Wilhelmsglück, ist im Jahre 1929 bei Grundwasser-Grabarbeiten des Städtischen Gas- und Wasserwerks Schwäbisch Hall ein eiserner Dreizack (Abb. 15) geborgen und dem Reckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken zugeführt worden. Der Dreizack, dessen Spitzen in einseitigen Widerhaken endigen und dessen Schaft in eine Tülle ausläuft, ist zweifellos ein Fischspeer; er ist 21 cm lang und hat 8½ cm größte Breite. Dieser Fund wurde seinerzeit von landesamtlicher Stelle als mittelalterlich angesprochen; mittel-

alterliche Entsprechungen dieser Art sind indessen nirgends bekannt, sondern nur entwickeltere Weiterbildungen solcher Fischfangwerkzeuge. Dagegen kann auf Grund völlig ähnlicher Vergleichsstücke aus keltischen Siedlungen eine Zugehörigkeit unseres Fundstücks zur keltischen Kultur und Zeit als sicher gelten, wie Abbildungen und Beschreibung solcher Funde aus der Latènezeit und -kultur bei Déchelette (*Manuel d'Archéologie Préhistorique Celtique et Gallo-Romaine* IV, 1927, Fig. 615 und S. 8921) und bei Eduard Krause (*Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke*, Berlin 1904, S. 44 und Abb. 95 ff.) beweisen. An dem Fundstück ist kennzeichnend, daß die mittlere Gabelspitze einen einseitigen Widerhaken trägt wie die beiden äußeren Spitzen auch; dieses Kennzeichen ist auch bei den keltischen Entsprechungen vom Neuenburger See (Schweiz) aus keltischen Fischersiedlungen beachtenswert und sichert



samt der gleichen Gesamtform und ähnlichen Gesamtlänge (17—30 cm) die Einreihung des Kochertalsfundes von Michelbach a. B.—Wilhelmsglück in die Latènezeit.

Die zugehörige Kelten-siedlung dürfte an dem günstigen Siedlungsort Westheim am Kocher zu suchen oder aber die umfangreiche Haller Kelten-siedlung selbst sein.

Die eiserne dreizackige Fischgabel ist zum Stechen von Hechten, Aalen und Lachsen benützt worden. (Siehe E. Krause, a. a. O., S. 46.)

Sulzdorf, Matheshörlebach. Bei einem Gang auf dem Feldweg von Otterbach nach Matheshörlebach fand am Himmelfahrtstag 1933 auf dem Weg in Flur „Kappeläcker“, 400 m nördlich Matheshörlebach am Flachhang über dem Otterbach, Frau Katharina Kraft aus Otterbach ein goldenes Regenbogenschüsselchen (boisch-vindelitisches Drittelstück) von 1,8 Gramm Gewicht. Die Hohlseite ist glatt, die Wölbsseite trägt am Rand ein Stück eines gepunkteten Kränzchens. Der Fund läßt vielleicht auf die Nähe einer spätkeltischen Siedlung schließen, wie sie in ähnlicher Lage in den letzten Jahren von Dr. Kost mehrfach entdeckt worden sind, so z. B. in Flur „Mittelhöhe“ bei Hessental (siehe oben) und am oberen Wettbach bei Beckrieden. (Siehe „Württembergisch Franken“, NF. 19, 1938, S. 183.)

Abb. 15. Keltischer eiserner Dreizack-Fischspeer mit Widerhaken aus der Sohle des Kochertals unterhalb Wilhelmsglück von Markung Michelbach a. d. B., Länge 21 cm. (Reckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall.)

Bellberg, Stöckenburg. Auf der Nordseite der Hochfläche der Stöckenburg fand W. Hommel (Schwäb. Hall) u. a. einige keltische Scherben (Schale mit Fingertupfenverzierung auf der Außenwand und Kammstrichscherben), ferner einen zeitlich nicht genauer bestimmbareren tönernen, flachfugelförmigen vorgeschichtlichen Spinnwirtel. Unser örtlicher Mitarbeiter Georg Breyer (Talheim) fand ebenfalls keltische Scherben dort, darunter ein Randstück einer spätkeltischen Graphittonschüssel (Profil wie Haller Keltenfiedlung Abb. 36 Nr. 904).

Kreis Heilbronn

Heilbronn. Nach Mitteilung unseres Mitarbeiters W. Mattes wurden im September 1940 in einem Hof der Firma Anorz zwei keltische Grabfunde gemacht. In einer Tiefe von 1,40 m stieß man auf ein Eisenschwert von 64,5 cm Länge und 3,5 cm Breite mit starkem Grat, Griff 9 cm, Anauf abgebrochen. Weitere Beifunde fehlten angeblich.

Zwei Meter von dieser Fundstelle entfernt wurden in 2,20 m Tiefe (Auffüllung) bei einem Skelett zwei Bronzesibeln mit aufgebogenem zwiebelförmigem Fuß gefunden. Der Endsporn am kugelförmigen Fuß ist leicht gerillt bei beiden gleichartigen Stücken, ebenso an der Öse für die Nadelspitze. Die Lage der Bestattung war Nordwest-Südost.

Heilbronn. Auf dem Stahlbühl, südöstlich Heilbronn, spürte im Dezember 1939 unser Mitarbeiter W. Mattes (Heilbronn) durch Leder gelbe, glattpolierte Scherben und andere Scherben, eine Bronzenähnel und einen Spinnwirtel eine keltische Siedlung auf. Der Stahlbühl (Name! wohl als Stallbühl zu deuten) liegt als Vorhügel vor der Schilffandsteinhochebene und über den niederen Lößwellen der Tal- aue. Er trägt bis 8 m tiefen Lößlehm.

Frankenbach. In der Ortweinschen Sandgrube wurden von einem Schüler zwei keltische Fußringe gefunden, ähnlich den in Schwäbisch Hall in den Ackeranlagen 1907 und 1909 geborgenen (Abb. 16; siehe auch „Haller Heimatbuch“ 1937, Aufsatz Dr. Kost, S. 68, Abb. 15) und den 1935 bei Criesbach gefundenen (Abbildung siehe in E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, „Württembergisch Franken“, Nf. 17/18, 1936, Tafel VI, Abb. 2; dort Seite 56 auch weitere einschlägige Ausführungen über jene Zeit). Die Ringe sind gefnotet und tra-

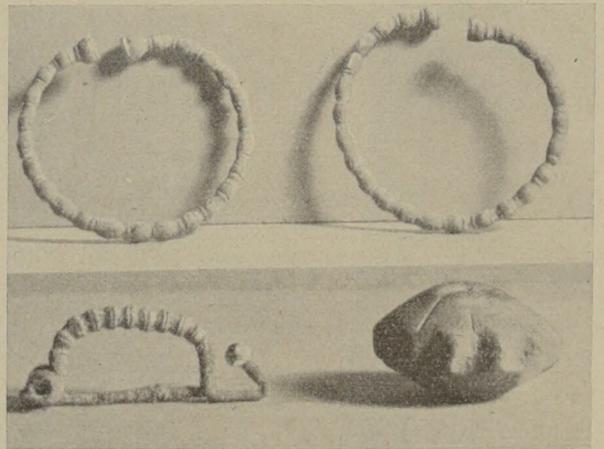


Abb. 16. Oben: Zwei gefnotete keltische Fußringe aus Bronze, von Frankenbach, Kreis Heilbronn. — Unten: Bronzene Kleiderhaste (Fibel) von Frankenbach. Rechts: Tönerner Spinnwirtel aus einer jungsteinzeitlichen Kössener Dorfsiedlung in Heilbronn, Kundstraße.

(Aufnahme: „Heilbronner Tagblatt“, N.G.-Presse Württemberg G. m. b. H., Bildstelle.)

gen Stempelenden; ihr Durchmesser ist 8,6 und 7,5 cm. Die Zahl der Knoten beträgt 23. Im Jahre 1938 wurde in derselben Grube eine Bronze fibel mit drehknotig verziertem Rücken und knotenverdicktem aufgeschlagenem Fuß gefunden, 6,5 cm lang und 2,1 cm hoch (Abb. 16).

Die Funde weisen auf eine keltische Begräbnisstätte (siehe auch Beiler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn; 18. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, S. 121). (Mitteilung von Hauptlehrer W. Mattes [Heilbronn].)

Kreis Mergentheim

Mergentheim. Nördlich der neuen Kasernen am Trillberg, 200 m entfernt von dem beim Kasernenneubau aufgedeckten Grab (siehe E. Kofst, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 56), erkannte unser Mitarbeiter Justizinspektor Georg Müller (Mergentheim) bei Baugrabungen eine keltische Siedlung mit Scherben und zahlreichen guten Flechtwerk-Lehmwandabdrücken und mit Bruchstücken von tönernen Metallverarbeitungstiegeln. (Funde im Heimatmuseum Bad Mergentheim; Proben im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.) Die keltischen Gruben wiesen zum Teil in 1 m Tiefe Steinpflaster auf.

Waldmannshofen. Georg Müller (Mergentheim) meldet von dort keltische Scherben und Hüttenlehm. Weitere Nachforschung ist vorgesehen.

Von der Markung Waldmannshofen nahm schon in früheren Jahrzehnten Pfarrer Schlenker (Waldmannshofen) die Funde einer keltischen Skelettbestattung mit nach auswärts; sie befinden sich jetzt an ortsfremder Stelle im Heimatmuseum in Geislingen a. St. Es ist zu hoffen, daß die Bestattung durch Kauf oder Tausch dem Heimatmuseum Bad Mergentheim zugeführt werden kann.

Zeit römischer Besetzung

(160—260 n. Chr.)

Kreis Heilbronn

Heilbronn. Am Neckarufer neben der Brücke am Ausgang zur Südstraße stellte W. Mattes (Heilbronn) eine römische Siedlung fest. Es sind erkannt 2 Gebäude mit 2 Brunnenhäfen oder 1 Gebäude mit tiefem Keller. In diesem fanden sich viele Scherben von großen Krügen, Eisennägel und Verblendziegel. Auf dem Boden einer zerbrochenen Amphore stellte Mattes eine Frucht des Windenknöterichs fest. Die obere Brandschicht der Siedlung zeigte fast nur sehr harten Lehmwandverputz, Asche und Buchenkohle, dabei kümmerliche, zerfallene Bronzereste. Darüber lag 4 m hoher Schwemmlehm. Das Ganze wird von W. Mattes als Rest einer größeren römischen Siedlung mit Bad angesprochen.

Kreis Öhringen

Öhringen. 1. Neben römischen Scherben fand unser Mitglied Oberveterinärarzt a. D. Dambacher in seinem als Ort vieler römischer Funde schon bekannten Garten an der Schillerstraße (Nr. 9, Parzelle 407/408) im Jahre 1938 auch eine seltene Bronzemünze, 1 Sesterz des Kaisers

Commodus (180—192 n. Ztr.). Der Typ ist in dem großen Katalog römischer Münzen von Cohen nicht enthalten. (Die Münze ist im Privatbesitz von Dambacher in Öhringen.)

2. Auf dem Grundstück des Gärtners Carl Sirth, der sich schon früher durch heimatliche Vorgeschichtsforschung verdient gemacht hat, in Parzelle 853 in der nördlich der Bahnhofsanlagen gelegenen Hohenloher Straße, fand dieser in 60 cm Tiefe einen Silber nachahmenden Dinar; es ist ein Antonianus des Caracalla aus der Zeit zwischen 229 und 240, der insofern besondere Beachtung verdient, als er eine spätrömische Fälschung aus Weißkupfer ist. Nach Feststellung von Dr. Schahl (Münzkabinett der Staatlichen Altertümersammlung Stuttgart) wurden zwar die Antoniane alle in diesem Werkstoff geprägt, aber die Fälschungsabsicht tritt bei unserem Öhringer Stück dadurch zutage, daß man die Münze auf Caracalla prägte (Kaiser von 196—217), zu dessen Zeit der sogenannte Antonian noch hochwertig war. (Mitteilung von Oberveterinärtrat Dambacher in Öhringen; Aufbewahrungsort der Münze: Heimat Sammlung der Stadt Öhringen.)

Jüngere Großgermanenzeit

(260—800 n. Ztr.)

Kreis Hall

Bellberg, Stöckenburg. Auf der Nordseite der Hochfläche der Stöckenburg fand W. Hommel u. a. eine fränkische Perle des 6. bis 7. Jahrhunderts aus undurchsichtigem, ziegelrotem Glas, etwas grün meliert, doppelkegelförmig, 7 mm hoch, 8 mm größte Breite, mit 4 mm Durchmesser messender Durchbohrung. (Fund im Reckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Großaltdorf. Ein siedlungsgeschichtlich bedeutsames Frankengrab des 7. Jahrhunderts auf der am östlichen Ortsrand gelegenen Flachhöhe „Steinbaß“ (Abb. 17, 19 und 20) konnte im Dezember 1938 durch die Aufmerksamkeit des Grundbesitzers, unseres Mitglieds Bauer und Ortsbauernführer Wilhelm Dteerbach (Großaltdorf) durch unseren Mitarbeiter Dieter Franck (Oberlimpurg) sachgemäß geborgen werden. Sein Bericht ist folgender:

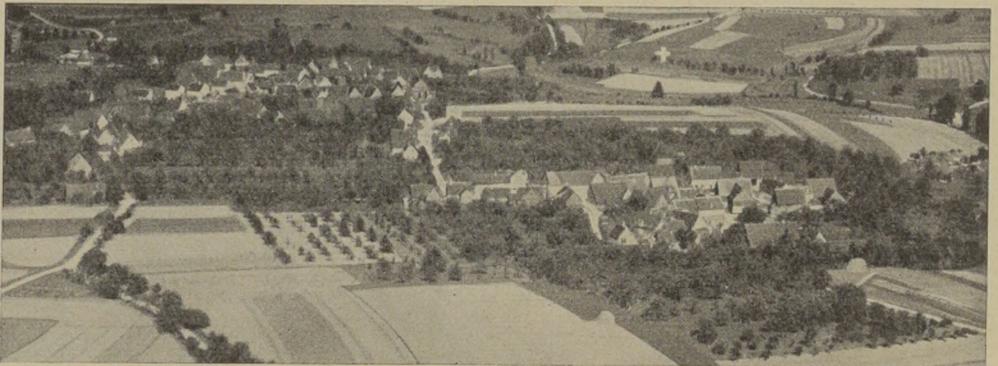


Abb. 17. Luftbild von Groß- und Klein altdorf (Kreis Hall), von Süden her gesehen. Rechts im Hintergrund die Anhöhe „Steinbaß“ mit dem Ort des fränkischen Reihengrabs (+). (Luftbild Nr. 10483; Urheberrecht bei Luftverkehr Strähle, Schorndorf bei Stuttgart. Freigegeben durch R. L. M. 5. November 1936, nachgeprüft 19. April 1940.)

„Bei dem alten, frühdeutschen Siedlungsplatz Großaltdorf (Kreis Hall) in der Nähe der bedeutenden, frühfränkischen Feste Stöckenburg wurde durch einen Bodenfund die Bedeutung des Orts, der in einer Urkunde von 848 als Mahtorf genannt und durch diesen Namen als Heiligtum der Frühzeit bezeugt wird, weiterhin erwiesen. Im Dezember 1938 stieß Bauer W. Otterbach beim Aushub von Baumlöchern auf der Anhöhe „Steinbaß“, Flur „Steppach“,

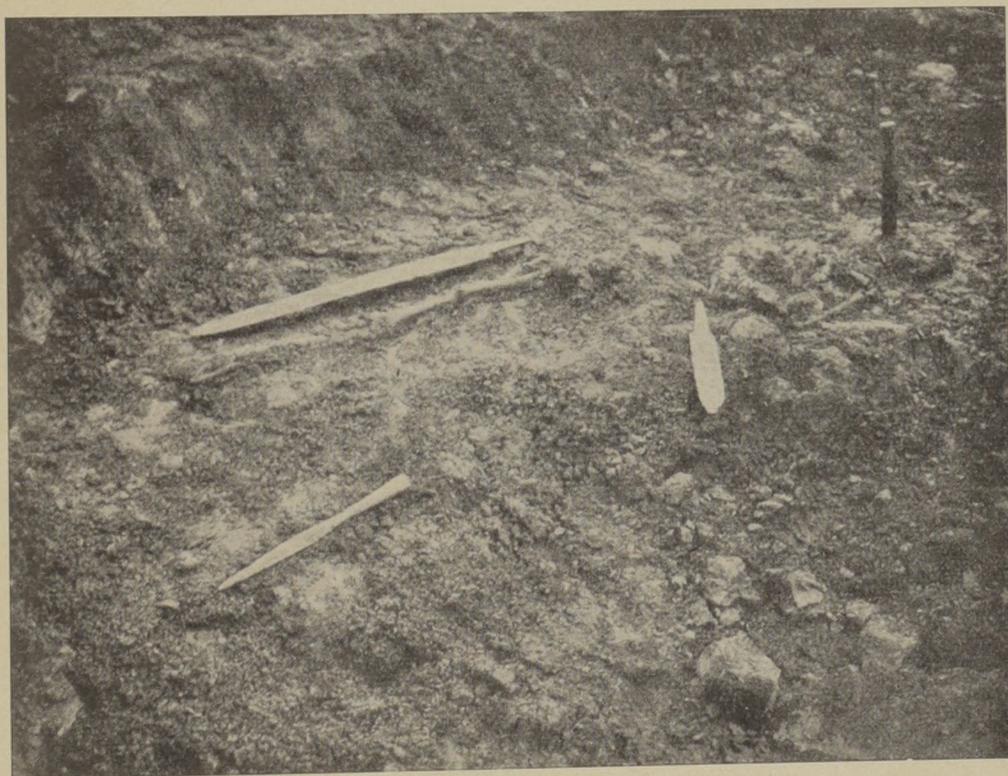


Abb. 18. Das aufgedeckte Frankengrab des 7. Jahrhunderts bei Großaltdorf, Kreis Schwäbisch Hall. Die Lage des Kopfes des bestatteten Kriegerbauern ist durch das vom Ausgräber eingesteckte senkrechte Messer gekennzeichnet. (Aufnahme: Dieter Franck)

350 m südöstlich der Kirche von Großaltdorf (siehe Abb. 17, 19 und 20), auf eine eiserne Lanzenspitze und menschliche Skelettreste. Bei der durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken sofort angelegten Grabung konnten weitere Funde geborgen und die Fundumstände festgehalten werden. Es ergab sich das Bild eines fränkischen Reitergrabes aus der späten, großgermanischen Zeit um 600 n. Ztr.

Das Grab, auf der gegen den Ahlbach abfallenden Seite des Hügelrückens gelegen (Abb. 19), mit schönem Blick auf das gegenüberliegende Dorf (Abb. 19), war etwa 40 cm in den Wiesenboden eingetieft. Das Kopfende lag, der Hangle wegen, noch flacher und reichte schon stark in die Humusschicht hinein. Vom Oberkörper waren daher nur die Knochen der Oberarme und der Schädel in vielen Bruchstücken erhalten (Abb. 18). Der bestattete Krieger hatte an der rechten Hüfte das zweischneidige Langschwert, links das kurze Siebschwert und die Lanze, die Spitze am Fußende. Außerdem Beschlägstücke des Wehrgehänges

und der Schwertscheide und in der Gegend des rechten Fußes Riemenzungen, Beschlägstücke und die Trense eines Reithalsters. (Siehe Lagefzisse Abb. 21.) Das Skelett hatte die Länge von über 1,80 m und war in ostwestlicher Richtung orientiert. Der Kopf, auf der Westseite, war nach links gewendet. Der Untergrund ist Lettenkohle-Dolomittkalk.



Abb. 19. Die Anhöhe „Steinbaß“. Das fränkische Grab liegt vom Gipfel aus rechts oben. Im Vordergrund das Ahlbachtal. (Aufnahme: Dr. Kost)

Die Fundstücke.

Das doppelschneidige, eiserne Reiterschwert, die *Spatha*, ist 84 cm lang, das Blatt allein 70 cm, und 5 cm breit (Abb. 22). Der Knäuf, in den der eiserne Teil des Griffes eingelassen ist, hat eine Breite von 5,2 cm und ist mit 1 mm breiten Kupferblechstreifen umwickelt. Entlang der äußeren Seite der *Spatha* fand sich die aus mehreren, zum Teil zerbrochenen Stücken bestehende *Schiene* der *Schwertscheide*: halbzylindrische Bronzeblechstreifen mit



Abb. 20. Blick von der Anhöhe „Steinbaß“ auf Großaltdorf mit seiner Michaelskirche. Links der Entdecker des Frankengrabes, Bauer W. Otterbach, an der Stelle des Grabes. (Aufnahme: Dr. Kost)

dünnere Ver Silberung, das Silber meist vom grünen Edelrost der Bronze durchwachsen. Das Innere ist zum Teil noch von den Resten des durch das Metall gefassten Leders gefüllt. Am Anfang und Ende einer Schiene je 2 sich gegenüberliegende Nietlöcher. Als Verzierung wechseln 5 oder 7 leichte Querrillen in unregelmäßigen Abständen miteinander ab. Gesamtlänge dieser Bruchstücke 31 cm.

Das einschneidige Hiebschwert, der *Sax*, war die auch bei den Unberittenen damals übliche Hieb- waffe. Unser Fundstück ist von mittlerer Länge, 51 cm, die größte Breite ist 5,5 cm (Abb. 23). Entlang dem Rücken in 1,5 cm Abstand glaubt man auf beiden Seiten noch eine Blutrinne erkennen zu können.

Die weidenblattförmige Lanzen- spitze mit runder Tülle (Abb. 23) zeigt den besten Erhal- tungszustand der eisernen Fundstücke des Grabes. Nur das Ende der Tülle ist leicht verwittert. Gesamt- länge 44 cm, Länge des Blattes 30 cm. Der Mittelgrat des Blattes ist deutlich ausgeprägt. Am Über- gang vom Blatt zur Tülle ist ein Muster von 4 parallelen Killen, die sich paarweise in der Mitte in spitzem Winkel treffen und deren oberstes Paar sich am Rand des Blattes entlang bis zur breitesten Stelle fort- setzt, zu erkennen.

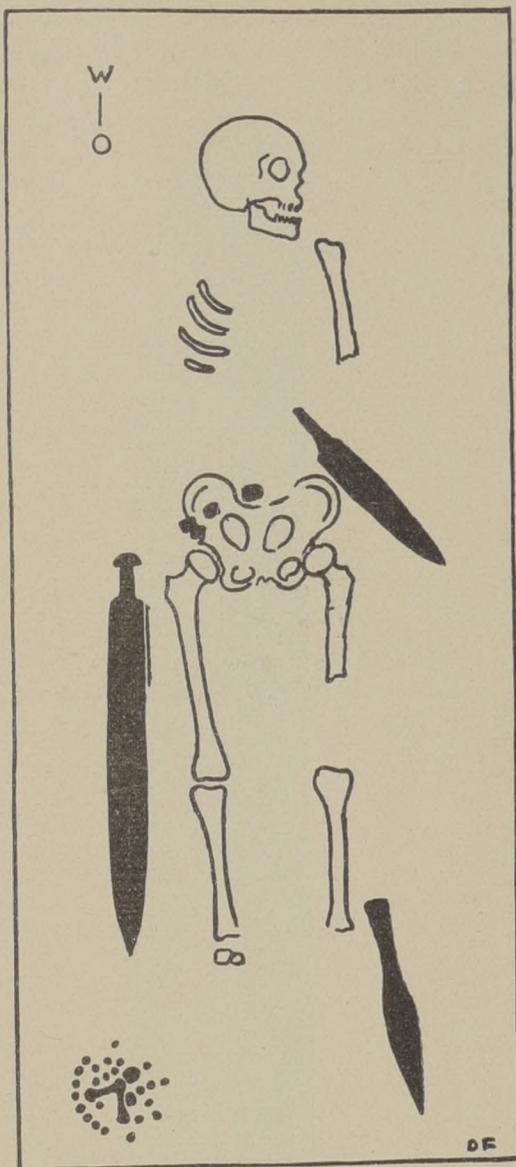
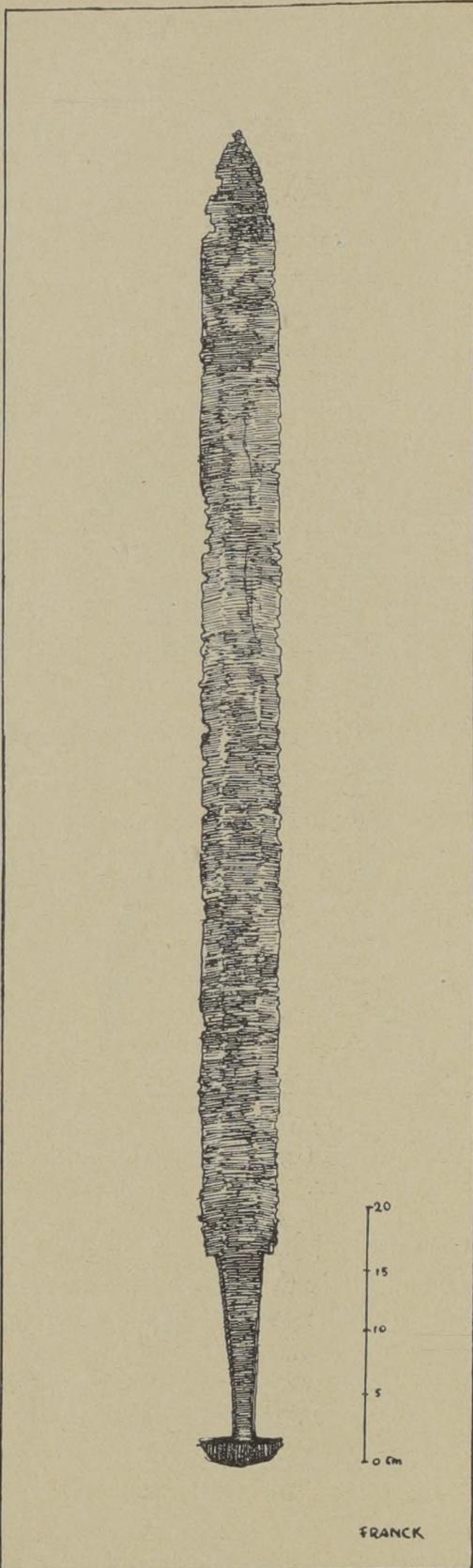


Abb. 21. Der bestattete Edelbauer mit *Sax*, *Spatha*, Lanze, Pferdetränse und Beschlägstücken. (Skizze: Dieter Franck)

Von der Gürtelgegend des Kriegers stammen (Abb. 24):

1. Eine ovale, silber- und goldtauschierte Eisenschalle. Der Dorn ist durch Rost stark verunstaltet. Die ovale Schalle selbst ist durch silbernes Liniornament tauschiert, mit Goldresten dazwischen. Die Tauschierung des Beschlags ist ein goldenes Tierornament. Die Schalle mit Beschlag ist 7,5 cm lang, an der Basis wahrscheinlich abgebrochen. (Abb. 24, 1.)
2. Eine kleinere, ovale Eisenschalle ohne Ornament. Länge 5 cm. (Abb. 24, 2.)
3. Ein viereckiges, eisernes, silbertauschiertes Beschlägstück mit



verflochtenen Linien und Punktmuster. 5,2 cm breit, 2 cm hoch. Auf dem Grunde zwischen der Silbertauschierung Goldspuren. (Abb. 24, 3.)

4. Eine quadratische Eisenplatte mit 3 cm Durchmesser mit Silbertauschierung. In der Mitte der Platte ist auf kupfernem Grunde eine 1 cm breite Goldblechscheibe aufgelegt, die auf ihren höchsten Stellen abgerieben ist, so daß scheinbar eine Art Muster entsteht. Das Silberornament zeigt am Rande eine einfache bzw. Zickzacklinie, in der Umgebung der goldenen Mittelscheibe breitere, unregelmäßige, wohl beschädigte Formen. (Abb. 24, 4.)
5. Eine eiserne Riemenzunge mit Silberresten an der Oberseite, 4 cm lang, an der Basis gespalten.
6. Eine kleine eiserne Riemenzunge mit Resten von Silbertauschierung an der Oberseite, 3,5 cm lang. An der Basis verlegt und anscheinend gespalten.
7. Einige unbestimmbare Reste von eisernem Beschlag verschiedener Art, zum Teil mit erhaltenen eisernen Nieten.

Am rechten Fußende des Reiters (Abb. 21) zeigten sich eine Anzahl kleiner, meist bronzener Fundstücke, die sich als Beschlag eines stattlich geschmückten Reithalfters samt eiserner Trense herausstellten; die Trense (Abb. 25, 1) ist am Gelenk in der Mitte stark durch Rost verlegt. An der Ansatzstelle der beiden festen Ringe ist ein etwa 1 cm langes Stück der runden Stange vier-eckig geschmiedet und mit 3 Querrillen versehen. In die beweglichen äußeren

Abb. 22. Das zweischneidige Reiterlangschwert des Bestatteten, die Spatha.

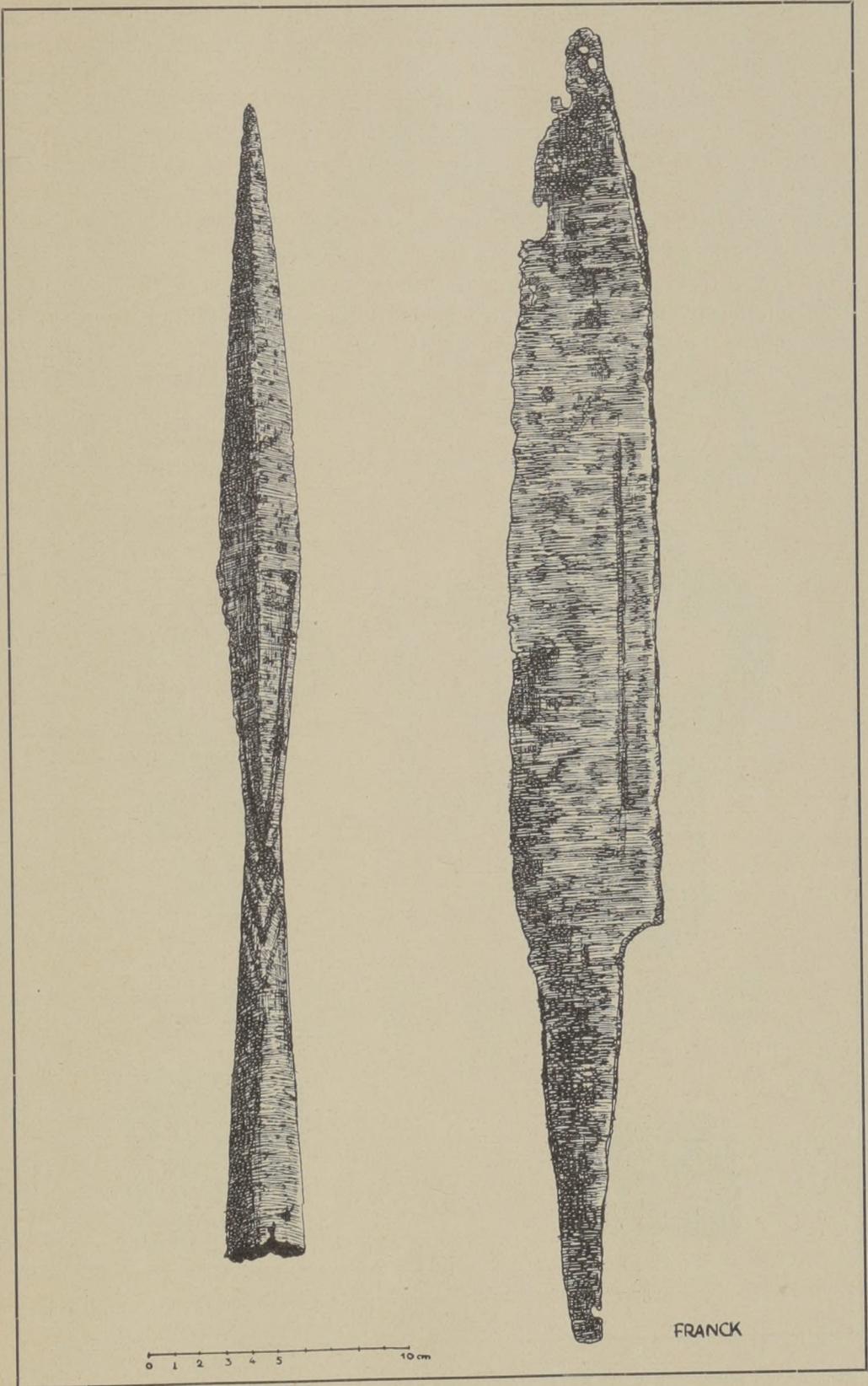


Abb. 23. Lanze und Kurzschwert (Sax) des Toten.

Ringe war der Zügel nicht wie beim heutigen Halfter eingeschnallt, sondern die Zügelenden waren durch zwei erhaltene eiserne Beschlägstücke fest damit verbunden. Diese waren mit 2 eisernen Nietten am Zügelriemen befestigt. Gesamtlänge der Trense ist 17 cm, des Gebißteiles allein 10 cm. Diese geringe Länge ist auffallend und bestätigt die Kleinheit der damaligen Pferderasse.

Weiter eine rechteckige, kleine, eiserne Schnalle mit bronzenem Beschläg. In den beiden Nietlöchern des Beschlägs ist eine Niete erhalten; die eiserne Schnalle ist teilweise abgebrochen, aber erhalten (Abb. 25, 2). Eine große, viereckige, 5,3 cm hohe, gut erhaltene, eiserne Schnalle (Abb. 25, 3). Eine bronzenene Riemenzunge, 2,6 cm lang, bei den beiden flachgewölbten Nietenköpfen durch 2 eingravierte Linien verziert, mit halbrundem, unterem Ende (Abb. 25, 4). Der entsprechende, auf der Unterseite des Leders befindliche Teil der Riemenzunge, durch die beiden Nietten mit dem Oberteil verbunden, aus dünnem Bronzeblech war so zermürbt, daß er



Abb. 24. Schnallen und Beschlägstücke vom Riemenzeug des Kriegerbauern, zum Teil mit eingehämmertem Silber- und Goldfadenverzierung („Tauschierung“).

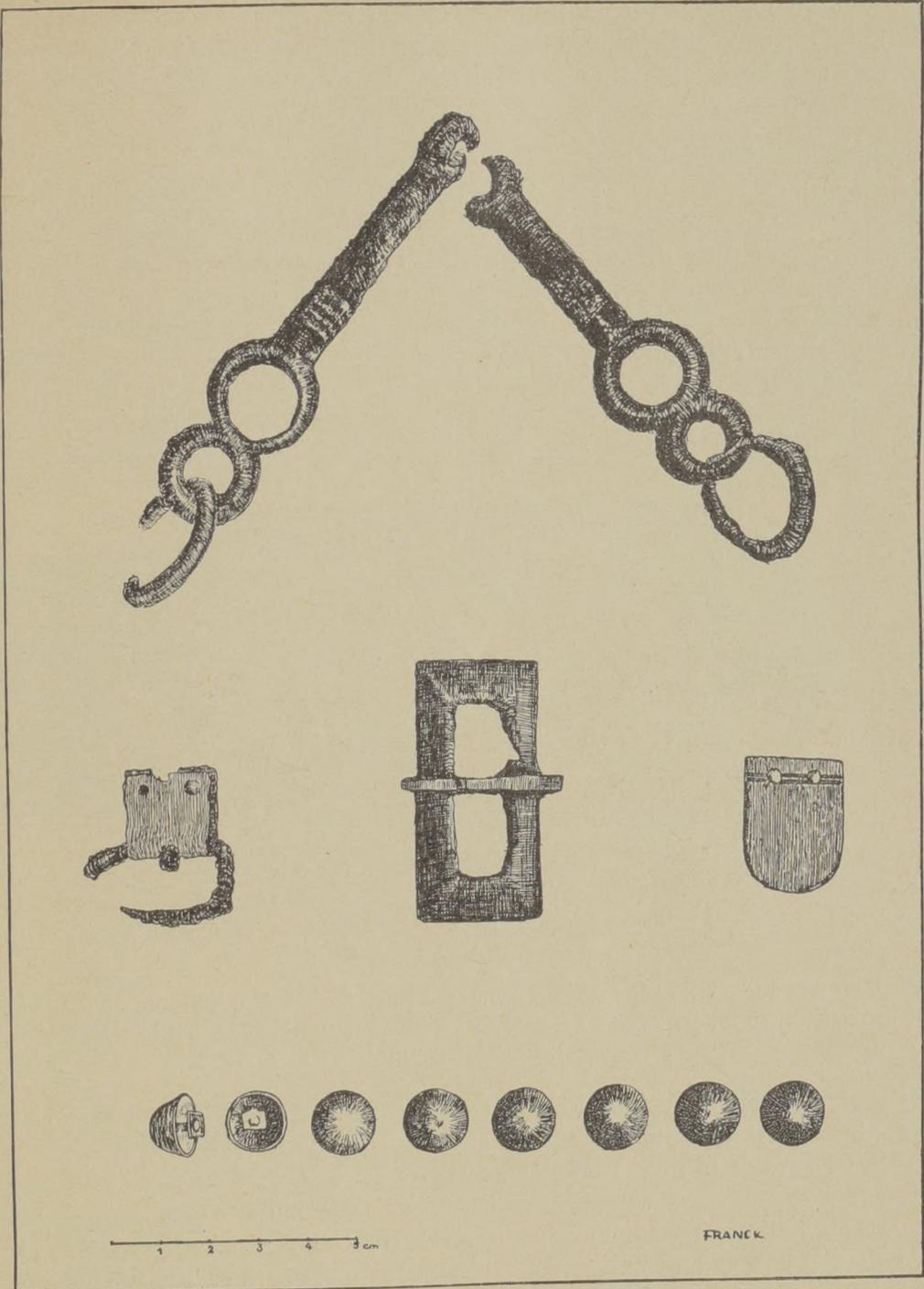


Bild 25. Die eiserne Pferdetrense, Pferde riemenbeschläg und bronzene Beschlägnägel von der fränkischen Reiterbestattung von Großaltdorf, Kreis Hall.

nicht erhalten werden konnte. Etwa 30 bronzene Beschlägnieten mit halbfugelig gewölbten Köpfen (Abb. 25, unterste Reihe). Auf der Rückseite der Nieten viereckige kleine Blättchen aus Bronzeblech als Widerhalt. Der Fundlage nach war vor allem ein etwa 20 cm langes Riemenstück des Halfters (Stirnriemen?) in dichter Reihe damit beschlagen."

Die Funde sind in der Lage, in der sie angetroffen worden sind, als Gesamtbestattung im Rechenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall zur Ausstellung gebracht worden im Raum der Jüngerer Großgermanenzeit.

Kreis Mergentheim

Mergentheim. Von dem 1935 bei Bauarbeiten aufgedeckten und von Georg Müller (Mergentheim) geborgenen, siedlungsgeschichtlich bedeutsamen Reihengrab aus dem frühen 6. Jahrhundert in der Krappentrainstraße im Südteil von Bad Mergentheim liegt, wie schon früher berichtet, eine einfach verzierte bronzene Fünfknopffibel, eine Riemenschnalle aus Eisen und in Resten ein alamannischer Rippentopf vor. (Siehe E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 80, und Anm. ¹³.) Wir bringen nun hier (Abb. 26) die Wiederherstellungszeichnung dieses Topfes.

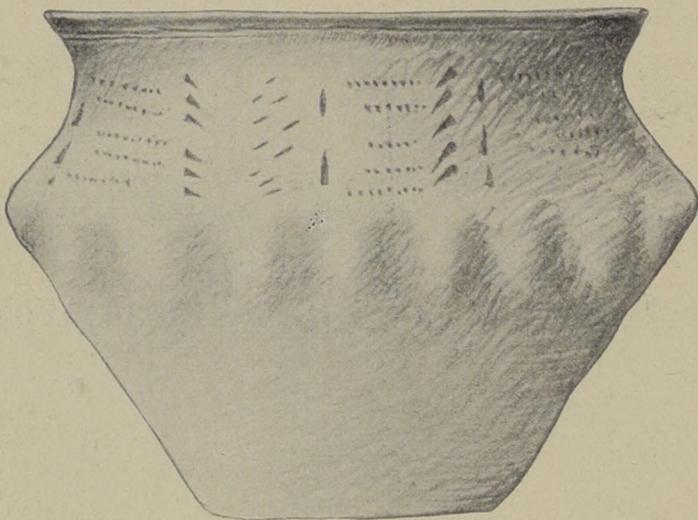


Abb. 26. Alamannischer Rippentopf des 6. Jahrhunderts vom fränkischen Reihengräberfeld in Bad Mergentheim; Abbildung stark $\frac{1}{3}$ natürlicher Größe. (Wiederherstellungszeichnung: Dr. Kost.)

Auch ein anderer, unweit dieser Stelle einem Reihengrab 1935 entnommener Topf ist den Alamannen zuzuweisen. (Siehe a. a. O., S. 106 und Anm. ¹³.) Es ist dies ein Gefäß mit rundem, ausladendem Bauchnick und am Hals umlaufendem Stempelmuster, entsprechend einem alamannischen Topf von Gammertingen (Alttertümersammlung Stuttgart, Nr. 590). Der Topf hat ferner als Verzierung winklig auf- und abgeführte doppelte und dreifache Riesenstriche mit ebensolchen senkrechten Strichen als Stütze. Diese Verzierung entspricht derjenigen eines alamannischen Rippentopfes vom Bahnhof Ulm (Katalog des Museums Ulm, A 2, 12) und einem ähnlichen alamannischen Topf von Ermingen-Blaubeuren. Die letztgenannten Verzierungen haben ihre Entsprechungen auf Swebentöpfen aus dem Elsaß (z. B. Abb. 252 bei Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1934, S. 278) und in einem frühalamannischen aus der Zeit um 450 in Werbach im Taubertal bei Tauberbischofsheim. E. Wahle (Heidelberg) weist letzteres Gefäß („Heidelberger Neueste Nachrichten“ vom 20. März

1937) in seiner Herkunft als elbgermanisch bestimmt nach und bringt Entsprechungen von dort bei. Die alamannisch-swebischen Herkünfte solcher Töpfe sind überzeugend. Aus den hier im Zusammenhang kurz erwähnten Mergentheimer Funden von 1935 darf auf ein Weiterleben alamannischer Siedlungsbevölkerung im fränkisch besetzten und weiterbesiedelten Mergentheim im 6. Jahrhundert geschlossen werden.

Edelfingen. Das von Georg Müller (Mergentheim) untersuchte fränkische Reihengrab des 7. Jahrhunderts, dessen Funde schon in unserem vorhergehenden Jahrbuch, NF. 19, 1938, S. 187, mitgeteilt worden sind (Kleinfax, eiserne Lanzenspitze, Messerrest, Bronzeblechöse, 2 eiserne tauschierte Gürtelplatten-Gegenstücke), ergab bei der Herrichtung durch Restaurator A. Peter (Altertümersammlung Stuttgart) u. a. auf den Gürtelplatten-Gegenstücken schöne Silbertauschierung in Hafenkreuzverschlingung. Unsere Abb. 27 zeigt das Schmuckstück; Durchmesser 5,6 cm. (Verbleib: Heimatmuseum Bad Mergentheim.)

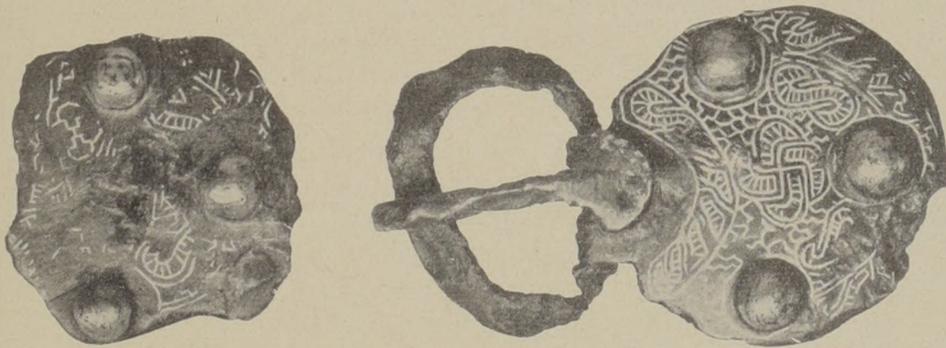


Abb. 27. Eiserne Gürtelplatten mit Silbertauschierung (Hafenkreuzverschlingung) aus einem fränkischen Reihengrab des 7. Jahrhunderts in Edelfingen, Kreis Mergentheim; Abbildung stark $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe.
(Aufnahme: Württembergische Landesbildstelle)

Mittelalter

(800—1500 n. Ztr.)

Kreis Hall

Schwäbisch Hall, Kromburg. Die mit Wehrmachtsangehörigen des Lagers Kromburg von unserem Mitglied Dr. Krüger (Stuttgart) durchgeführten baulich-geschichtlichen Untersuchungen haben sehr gute Ergebnisse gebracht, so u. a. die Aufdeckung eines spätromanischen Wandbildes in der Grabkapelle, Grundriß- und Wandbauklärungen am Münster, an der Kapelle am Kreuzgang, am Dormitorium sowie am Kapitelsaal. In einer vermauert gewesenen Wandnische des Kapitelsaals wurde dabei der Fund eines spätgotischen Topfes gemacht, der durch die zuständige Stelle über das Bezirksbauamt Hall dem Keckenburgmuseum zugeführt werden konnte. Der vertrocknete Inhalt des Topfes ist ein Weizenbierrest mit Zugabe von Haselnüssen, Schweinefett und Weißbrot, der Topf wohl ein Bauopfertopf. Näheres über obige Ergebnisse wird das nächste Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, „Württembergisch Franken“, NF. 21, bringen.

M a i n h a r d t. Im Herbst 1935 fand Bauer Feucht vom Dennyhof bei Mainhardt nördlich des Dennyhofs vom dort ausgehenden Weg aus links im Wald im Boden bei neuester Siedlungsrodung eine Anzahl alter behauener Bausteine. Dem Volksmund nach hat dort früher eine Siedlung gestanden.

Kreis Rünzelsau

R ü n z e l s a u. Bei Bauarbeiten kamen auf der Ostseite des alten Schlosses in Rünzelsau zwischen Schloß und Marstallgebäude alte Grundmauern mit dem Rest einer alten Überbrückung zutage, die wohl von der ursprünglich dort gestandenen und durch das spätere alte Schloß überbauten Burg Bartenau herrühren.

Kreis Crailsheim

S o n h a r d t. Im März 1940 wurde laut Mitteilung von Revierförster Teufel (Mainkling) im Hällischen Waldteil „F o r s t“, Distrikt I, Abt. 8, etwa 2 km nordwestlich Honhardt, am Zwischenweg und Wassergraben, eine etwa 120-jährige Fichte vom Sturm geworfen; Stockholzgräber fanden dann in angeblich 60 cm Tiefe unterhalb des stehenden Baumes größere Scherben. Eine genauere Untersuchung der Stelle durch Dr. Kost ergab neben weiteren Scherben, die zusammen mit den schon geborgenen von 2 großen, schwarzgrauen Töpfen stammen, die Tatsache, daß sämtliche Scherben aus etwa 10 cm Bodentiefe (nicht 60 cm) stammen. Die Töpfe gehören in die Zeit des 17. bis 18. Jahrhunderts und sind vielleicht im Dreißigjährigen Krieg dort von Bevölkerung benützt worden, die in dem Wald Zuflucht gesucht haben mag. Siedlungsspuren ergaben sich dort keine. (Proben der Scherben in der Altertümersammlung Stuttgart und im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall.)

Die Kelten siedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall

Von E. Kost

Alt-Hall als Keltenstadt! Was seit Jahrzehnten einsichtige Kenner der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung unseres Landes und der Geschichte der Salzstadt Schwäbisch Hall vermutet und vorausgesagt haben, liegt jetzt zutage. Nur hundert Meter vom heutigen Salzquell (Haalquell auf dem Haalplatz) entfernt, leicht hangaufwärts auf einer Talhangschulter des Kochers gelegen (siehe Luftbild, Abb. 1, und Geländeschnitt Abb. 4), und in unmittelbarer Nähe eines in vorgeschichtlicher Zeit in der Linie der heutigen Blockgasse laufenden Armes des Kochers (siehe Planskizze Abb. 2) und eines an diesen ehemaligen Wasserlauf angrenzenden vorgeschichtlichen Salzwasservorkommens liegt die neuentdeckte Haller Kelten siedlung (siehe Talquerschnittsskizze Abb. 4 und Lage- skizze Abb. 3). Dort, auf der siedlungsfähigen und hochwasserfreien Hangstufe

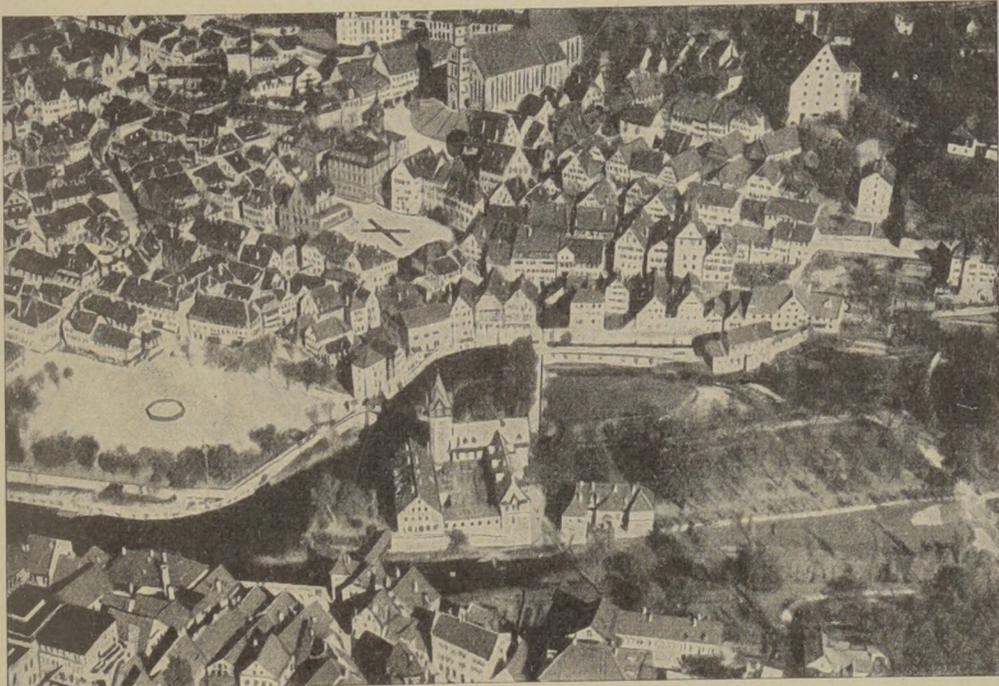


Abb. 1. Luftbild des Stadtkerns von Schwäbisch Hall, von Westen gesehen, mit Kocherbogen, Haalplatz mit Salzquell (linker Bildrand) und Altstadt mit der Kelten siedlung (×) auf dem Platz des neuen Kreisparkassengebäudes. Die keltische Siedlung zieht sich von da aus noch nach rechts bis in den Reckenhof hinein. Die einstige, heute verbaute Fortsetzungslinie des später umgebogenen Kochers (in Bildmitte nach links unten) ist zwischen heutigem Haalquell und dem Ort der Kelten- siedlung durchgezogen zu denken und gibt den vorgeschichtlichen Kocherlauf; siehe auch Abb. 2. (Abb. 1: Luftbild Nr. 376; Urheberrecht bei Luftverkehr Strähle, Schorndorf bei Stuttgart. Freigegeben durch R. L. M. am 19. 10. 36 und 18. 4. 40.)

des Geländes am Hafenmarkt und „Hinter der Post“ hat die für den großen Neubau der Haller Kreisparkasse notwendige tiefe Ausschachtung im Grund des ehemaligen Churschen Wohnhauses und Gartens unter meter-tiefen neuzeitlichen und mittelalterlichen Schuttschichten (auch Brandschichten der alten Stadtbrände von 1728 und 1376) in etwa 5 m Bodentiefe im Januar 1939 noch ältere, holzkohlehaltige, dunkle Erdschichten ange schnitten. Die Haller Heimatsforschung,¹ Stadtarchivar W. Hommel und Dr. E. Kost, erkannte in den unscheinbaren tiefliegenden Kulturschichten zunächst spärliche, brüchige Scherben und dann bei weiterer Nachforschung und Versuchsgrabung (Dr. Kost) auch durch vermehrte Funde an Scherben, Gerät und Schmuck die zeitliche Zugehörigkeit derjenigen, die einst vor zwei Jahrtausenden in der Vorzeit diese Siedlungsschichten hinterlassen hatten: der Kelten. Ihre Niederlassung über dem Salzquell von Schwäbisch Hall ist durch diese Entdeckungen mit dem vorliegenden beweisenden Fundstoff gesichert von der ausgehenden urkeltischen Zeit (5. Jahrhundert v. Ztr.) über die früh- und mittelteltische (4. bis 2. Jahrhundert v. Ztr.) bis zur spätkeltischen (1. Jahrhundert v. Ztr.) und darüber hinaus bis in das 1. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung hinein.

Wenn schon die mehrfach auf der linken Kocherseite im Talgrund in der Haller Neumaueriedlung in der Gegend nordwestlich der Weilerwiesenturnhalle bei Nutzgrabungen 1875 und 1932 gefundenen Scherben dickwandiger keltischer Gebrauchstöpfe für ein Dasein der Kelten im Haller Kochertal zeugten, so verstärkte sich dieses Zeugnis noch durch die Entdeckung der keltischen Knotenringbestattungen in den Ackeranlagen (1907 und 1909) und durch die keltischen Scherbennachweise der nahen Höhenrandbefestigung von Oberlimpurg wie durch den Fund einer spätkeltischen Goldmünze (Regenbogenschüssel) bei der Großschen Fabrik.² Durch letztere Funde lag auch nahe, eine keltische Niederlassung im Raum der Haller Altstadt nahe dem Salzquell anzunehmen, wie sie sich jetzt herausgestellt hat und im folgenden ihre Veröffentlichung finden soll.

Die Lage der Siedlung und die Gegebenheiten des Orts

Die Kelteniedlung in der Haller Altstadt erstreckt sich nach Ausweis der festgestellten Siedlungsschichten über das ganze Gelände des Kreisparkassenneubaus, also auf der untersten Schulter des sich zur Talsohle verflachenden Hangs, südlich von Post und Rathaus, und darüber hinaus in Richtung Steinerner Steg bis zum Anfang des Reckenhofs (Steinerner Steg Haus Nr. 3 und Nr. 7).³ Ein einzelner Scherben konnte von einem Schüler der Volksschulklasse 4 (Hauptlehrer W. Hommel) auch von einer Tiefgrabung auf dem Hafenmarkt aus dortiger Schwemmanalysation zwischen Rathausstaffel und ehemaligem Mönchsbrunnen geborgen werden (siehe Planskizze Abb. 3, Fundstelle 19), weitere Funde (siehe Abb. 8 und 20 bis 22) vom Platz des Hafenmarktes (Fundstelle 3a und 25) erbrachte auch noch die dort an das Nordostende des Kreisparkassengebäudes anschließende Kohlenbunfergrabung; damit ist die Ausdehnung der Siedlung auf der ganzen dortigen, unterhalb vom Rathaus von der Post bis zum Reckenhof sich hinziehenden Geländestufe erkennbar geworden.

Die Kelten siedlung in ihrem Hauptteil, deren weitere Ausdehnung wegen der Überbauung der Haller Altstadt nicht ganz bekannt geworden ist, ist also gerade über dem vorzeitlichen Kocherarm des Zuges der heutigen Blockgasse und über den uralten Kocherübergängen der Sulfurt und der Furt am Steinernen Steg angelegt (siehe Lagekizzen Abb. 2 und 3).⁴ Die Funde der keltischen Siedlungsschichten vom Gelände der Kreisparke legen eine Ausnützung einer dort in vorgeschichtlicher Zeit vorhandenen Salzquelle sehr nahe (siehe unten den Abschnitt „Salzquell und Salzgewinnung“). Über die weiteren Geländeverhältnisse unterrichtet unser Geländeschnitt vom heutigen Kocher herauf über den Haalplatz bis zur Michaelskirche (Abb. 4).⁵ Der östliche Teil der Kelten siedlung

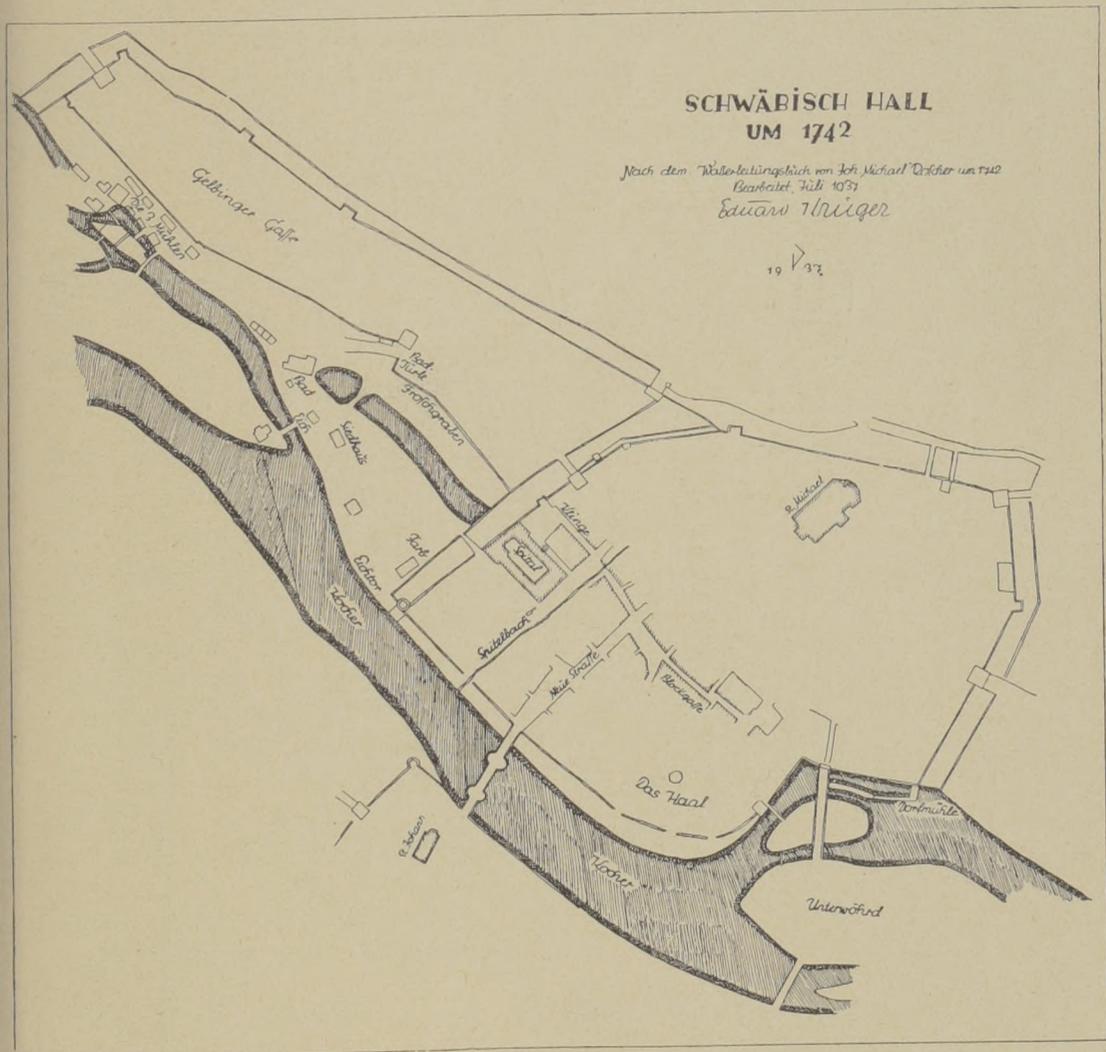


Abb. 2. Eine Wiedergabe des Plans der Stadt Hall vom Jahre 1742 läßt noch in der Linie Dorfmühle (rechts)—Spital (Bildmitte) den früheren, heute aufgefüllten und überbauten Kocherarm erkennen im Zug der Beschriftung „Blockgasse“. Die hier noch nicht eingezeichnete Kelten siedlung liegt in ihrem Kern zwischen Blockgasse und St. Michael. Der heutige Haalquell liegt nahe dem Kocher. (Zeichnung aus dem Haller Heimatbuch 1937, Bild 48, in: Georg Wagner, Zur Erd- und Landschaftsgeschichte von Hall.)



hangaufwärts (Fundstellen 19 und 25, 26) hat seine obersten Siedlungsschichten in etwa 4 m Tiefe unter heutiger Straßenoberfläche, also 280 bis 280,5 m über NN. Die keltischen Siedlungsschichten am Ostrand des Kreisparfassengebäudes (Fundstellen 1, 2 und 3) liegen mit ihrem oberen Rand in 279,60 m Tiefe und lagern sich darunter bis zu 1,20 m tiefer; die keltischen Fundschichten in der Mitte des Kreisparfassengeländes (Fundstellen 5, 7, 11, 12, 14) gehen bis 276,2 m in die Tiefe, die westlich anschließenden, mehr talwärts liegenden (Fundstellen 8 und 9) beginnen bei 279,8 m Bodentiefe und sind 1,20 m tief. Die am meisten talwärts, am untersten Westrand gelegenen Fundstellen (17 und 18) enden in 273,10 m Tiefe. Aus dem Schuppachschutt stammendes, wenig abgerundetes Schwemmgeröll fand sich zum Teil in den untersten Siedlungsschichten der Keltenniederlassung eingeschwemmt; im westlichen Teil der Kelten-siedlung waren aber in den untersten Fundschichten zum Teil auch Überschwemmungsgeröll und Sande des alten Kochers der Keltenzeit feststellbar, und tiefer darunter dann die Anzeichen eines in vormenschlicher Zeit dort geflossenen Arkoehers. Über die weiteren geologischen Gegebenheiten mag eine an Fundstelle 17/18, der Ausgrabungsstelle des Landesamts für Denkmalpflege, Abteilung Bodenaltertümer, vom Historischen Verein für Württembergisch Franken aus vorgenommene Untersuchung des Geologen Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart) Auskunft geben. Das nachstehend veröffentlichte Gutachten bezieht sich auf die Bodenschichten unter den Einbäumen, also unter den tiefstgelegenen Funden der Kelten-siedlung. Das geologische Untersuchungsergebnis von Professor Dr. Georg Wagner lautet:

„Die keltische Siedlung sitzt auf dem Aulehm des Kochers auf und ist stellenweise noch in diesen eingetieft; die Tiefengrenze an Fundstelle 17/18 war bei 273,1 m über Meereshöhe. Der oberste Spatenstich des Aulehms enthielt noch geringe Reste von Holzbohlen und gebranntem Ton. Vereinzelt fand man darin Quarzkörner aus dem Stubensandstein, die aus dem Kochersand stammen. Das Ganze war durchsetzt von Hohlräumen, die mit Brauneisen und mit Brauneisenstein ausgekleidet waren. Es handelt sich hier um die Wurzelröhren der Pflanzen der Talaue, in die nach ihrem Absterben das eisenhaltige Salzwasser hinabsickerte, dabei seine Eisenverbindungen in kolloidaler Form niederschlagend. Auch vereinzelt Muschelfalkbrocken, die darin vorkamen, zeigten diese rostbraune Kruste, genau so wie die Kalkbrocken, die oben bei den ‚Wannen‘ gefunden wurden.

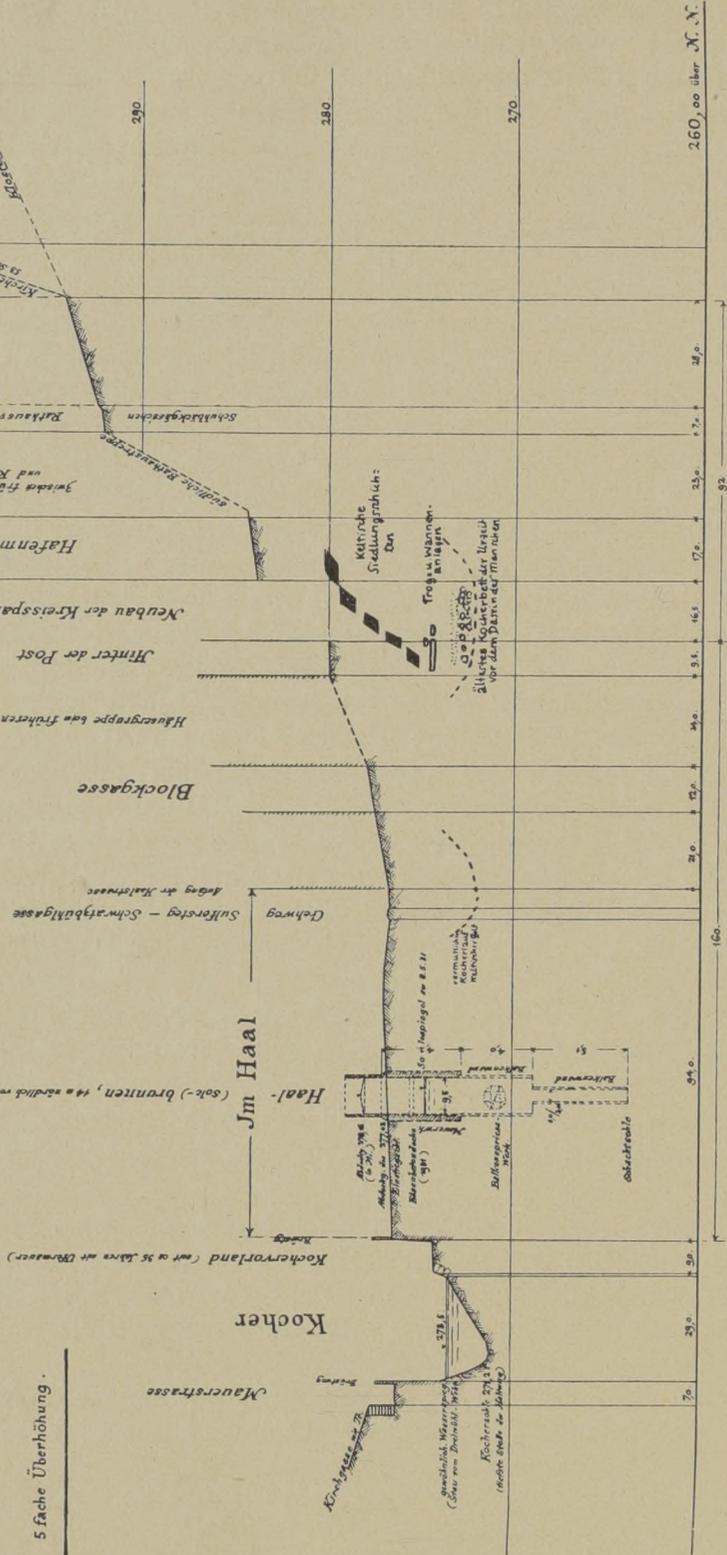
Beim nächsten Spatenstich fehlten die Kulturspuren. Die vielen braun und schwarz ausgekleideten Hohlräume, vielfach verzweigt, waren immer noch vorhanden, nur war der Lehm gelegentlich schon etwas feinsandiger. Aus der Tiefe drückte schon das klare Grundwasser hoch, ein Beweis für die Nähe des alten Flußlandes.

Der dritte Spatenstich brachte bei 272,5 m über Meereshöhe den Übergang zum fein- bis grobsandigen Lehm des Kochers. Die letzten 20 cm waren Ab-

Abb. 3 (neben). Lageplan der Kelten-siedlung in Schwäbisch Hall mit ihren einzelnen Fundstellen (durch in Kreise gesetzte Zahlen bezeichnet) und mit späteren mittelalterlichen Salzgewerbeanlagen. 16 bis 18 Einbaumtröge, 18 runde eingetiefteste Wannen, 3a Fundstelle der farbigen Irdenware, 25 Fundstelle der Obstkerne und Getreidekörner. Fundstelle 24 (ganz rechts unten) zeigt die Ausdehnung der Kelten-siedlung bis in den Reckenhof.

Stadt Schwäbisch Hall

Kochertal-Querschnitt von der Mauerstrasse durch den Haal am Haalbrunnen vorbei, durch die rechteisige Altstadt, den Kreissparkassen-Neubau empor zum Markt und St. Michael.



5 fache Überhöhung.

Abb. 4. Kochertal- und -dort hangquer nicht vom heutigen Kocher über den heutigen Haalbrunnen zum Neubau der Kreissparkasse und hinauf zur St. Michaelskirche. (Die Zeichnung hat fünffache Überhöhung; dies ist bei der Betrachtung der Lage der Kettenstiegeabschnitten am Ort des heutigen Kreissparkassenbaus und Hafenmarkts zu beachten; diese Kulturabschnitte liegen in Wirklichkeit flacher am Hang und nicht so hoch übereinandergeschichtet.) Unter den Schichten der keltischen Siedlung ist auf der Skizze der damals schon mit Aulebhm überdeckt gewesene Kocherlauf aus vor dem Dalein des Menschen liegenden Urzeiten eingezeichnet; weiter links (westlich) an der Blockgasse der vermurte

lagerungen im alten Kocherbett, ziemlich reiner Flußsand, reich an Quarzkörnern des Stubensandsteins, Kiesel- und Stubensandsteingeröllern, schön gerundet, und weniger gerundeten Muschelfalkbrocken und Jurakalkstücken.

In der Sohle nahmen die Muschelfalkgeschiebe überhand.

Das Ergebnis der Untersuchung ist also folgendes:

Bei 272,5 bis 272,3 m über Meereshöhe ist die Sohle des alten Kocherbettes erreicht. Sein rechtes Ufer lag weiter östlich, mindestens unter dem Kreisparcaffenneubau, ist also im Laufe der Zeit dauernd nach Westen gewandert. Daraus folgt, daß der Talhang des Kochers zu jener Zeit sehr steil war (siehe Skizze 4). Zur Keltenzeit war hier Talaue des Kochers, die vom Hochwasserschlamm des Kochers dauernd erhöht worden war (Aulehm). Auch damals stieg der rechte Talhang von der Talaue mit der keltischen Siedlung noch recht steil an (siehe Schnitt Abb. 4). Wieviel Meter der Rand des Kochers westlicher lag, ließ sich nicht mehr feststellen. Noch in historischer Zeit ging ja ein Arm des Kochers durch die Blockgasse (siehe Haller Heimatbuch, 1937, S. 42, und Planskizze Abb. 2).

Der einspringende Winkel zwischen Talhang und Talaue des Kochers ist vorwiegend durch Kulturschutt, vermischt mit Hangschutt des steilen Talhanges, aufgefüllt worden. Dadurch wurde auch die alte Salzquelle verschüttet. Wahrscheinlich stieg sie zu jener Zeit unmittelbar an der Grabungsstelle empor und das Salzwasser scheint in den in den Boden eingetieften napfförmigen Wannen gefaßt worden zu sein.

Der heutige, westlich der Kelten siedlung gelegene Haalbrunnen stammt aus viel späterer (karolingischer) Zeit.“

Die Kelten siedlungsschicht über den obengenannten zugrundeliegenden Bodenschichten der Kocherau hatte zum Teil die erstaunliche Mächtigkeit von 1,20 m. Beachtenswert ist das übereinander liegen von mehreren Siedlungsschichten, besonders im Ostteil der Siedlung, an den Fundstellen 1 bis 7 (siehe Abschnitt Irdenware). Diese verschiedenen Siedlungsschichten gehen nicht deutlich abgrenzbar ineinander über infolge von Einschwemmungen von Steingrus, Geröllern und Lehm vom Schuppachschuttkegel herab, Einschwemmungen, die nach Beurteilung der Siedlungsschichten im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfolgt sein mußten. In ihnen finden sich die Kulturüberreste der Siedlung. Leider war es infolge dienstlicher starker anderweitiger Inanspruchnahme des Berichterstatters (Dr. Kost) und des gleichzeitig um die Erforschung und Fundbergung bemüht gewesenen Stadtarchivars W. Hommel nicht möglich, die sehr rasch vorschreitende Baugrabung, den Aushub des Baugrundes und Aushub der Gräben für den Unterbau des dort zu errichtenden Kreisparcaffenneubaus, trotz allen Entgegenkommens der Bauleitung, völlig planmäßig und zu jeder Stunde zu überwachen. So erklärt es sich, daß an manchen Fundstellen (z. B. Fundstelle 5 und 12) vieles, was weiterhin für die Siedlung und ihre Kultur örtlich und für die auswärtige Forschung hätte aufschlußreich sein können, nicht fachkundig beobachtet und verfolgt werden konnte. Auch war es leider im Gelände des späteren Kreisparcaffenneubaus nicht möglich, während des Baues über die Grundstockgräben hinaus wesentliche Grabungsuntersuchungen zu machen wegen der rasch vorschreitenden Baugrabungstätigkeit und weil die Fundamentgrabenwände wegen ihres Bauzwecks nicht angegriffen werden konnten. So war nirgends die Beobachtung von

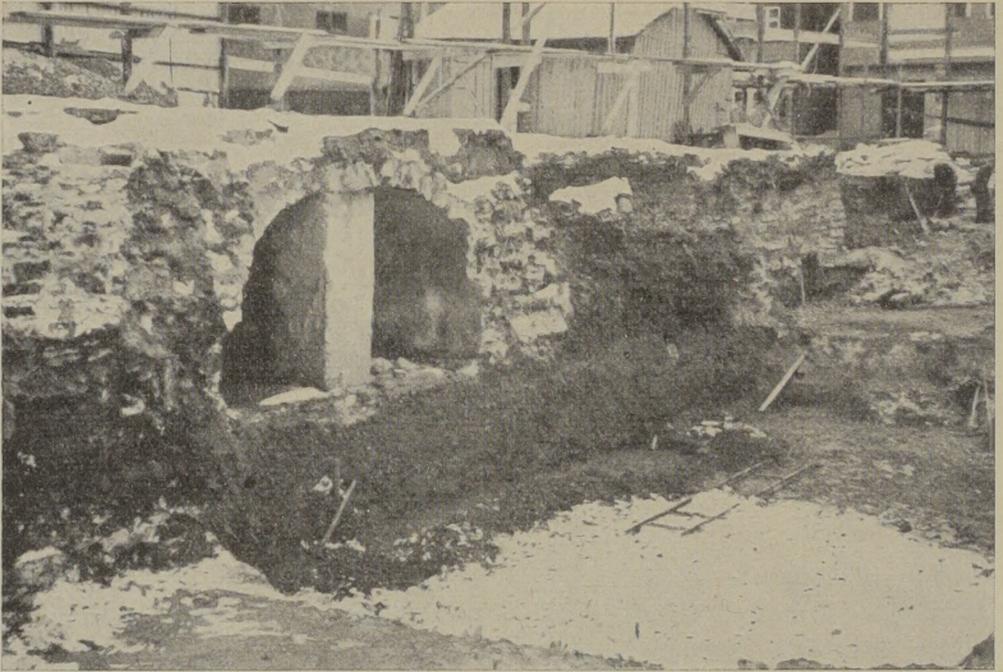


Abb. 5. Die im Januar 1939 zuerst angeschnittene und erkannte Fundstelle 1 und 2 der Kelten-siedlung am Ostrand der Baugrube unter mittelalterlichem Kellergewölbe des ehemaligen Churschen Hauses. Die spätkeltische Schicht zieht sich unterhalb des Kellersteinbodens 60 cm tief bis zum untersten Teil des dort stehenden Videls; unter dem Videl gehen weitere keltische Siedlungsschichten (hier noch nicht angeschnitten) in die Tiefe. Der Steinboden des Gewölbekellers gibt etwa die Schichtlinie, auf der seitlich des Kellers, tiefschwarz gefärbt, auf den keltischen Schichten die mittelalterlichen Brandschichten aufliegen. Der Videl steht an Fundstelle 1; das Bahngleisstück liegt auf der noch nicht aufgegrabenen Fundstelle 4. (Aufnahme: G. Eichner)

keltischen Hausgrundrissen möglich, die in dem vom Grundwasser erfüllten Bodengrund in unmittelbarer Kochernähe auch kaum wesentlich eingetieft gewesen sein konnten; ebenso war keine genaue Untersuchung der Fundstellen 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 durch weitere Ausgrabungen möglich. Nur die zuerst, unabhängig voneinander, sowohl von W. Hommel als von Dr. Kost entdeckte Siedlungsstelle 1 und 2 (siehe Abb. 5) konnte von Dr. Kost durch Grabung ausgewertet werden, ebenso durch Grabung von Dr. Kost ein Teil von Fundstelle 3 und 4, ferner die frühkeltische Fundstelle 15 (einige Funde davon siehe Abb. 7),⁷ und schließlich noch die wichtigen Fundstellen 3a und 25 (Dr. Kost, siehe Abb. 20, 21, 24 und 30) durch das besondere Entgegenkommen der Bauführung des Baugeschäfts W. Härer. Die im Fortgang der Baugrabung auftretenden übrigen Fundstellen sind durch Dr. Kost und W. Hommel täglich festgestellt, nach bester Möglichkeit erforscht und ihre Funde geborgen worden.

Die Töpferware

Bei der durch Dr. Kost untersuchten Fundstelle 1 (siehe Planfzisse Abb. 3) lagen in 5 m Bodentiefe unter einer mittelalterlichen Brandschicht mehrere keltische Siedlungsschichten übereinander. Die oberste dieser Siedlungsschichten von 40 bis 50 cm Dicke fiel durch zahlreiche, durch Feuereinwirkung hart und ziegelrot gewordene Flechtwerk-Lehmwandabdrücke auf (siehe Abb. 6), wie sie

ähnlich auch besonders von Fundstelle 15 (Früh-Latène) und 5 (Mittel- und Spät-Latène) in dichter Lage vorkamen. Es muß sich hier um flechtwerkversteifte Lehmwände und -kuppeln von Ofenanlagen handeln, da jede dieser Stellen 1, 5 und 15 diese Flechtwerk-Lehmbruchstücke in etwa freisunder rotlehmgiger Fundstelle von rund 1,20 m Durchmesser zeigte.⁸ Bei jeder wurden auch Metallverarbeitungs-Tiegelreste gefunden, wie sie unsere Abb. 36 unter den Nummern 881, 1061 und 1062 zeigt. Eine zeitliche Bestimmung dieser Ofenstellen ist durch die beigefundenen Topfscherben möglich. Bei Fundstelle 1 ergrub Dr. Kost spätkeltische Irdenware, ebenso bei 5, bei 15 dagegen frühkeltische (Abb. 7, Nr. 555, 571, 572, 575). Fundstelle 1 (siehe Lage-skizze Abb. 3) lieferte an spätkeltischen Scherben u. a. ein Topfrandstück mit eingeritztem Zickzackwellenband (Abb. 19 Nr. 558) und ein anderes mit Zickzackwellenband und eingerädelten Reihen von Viereckpunkten (Abb. 19 Nr. 562). Diese Fundstelle erbrachte auch das Bodenstück eines scheibengedrehten, sehr hart gebrannten, feintonigen, völlig ziegelroten Gefäßes, einer Schale oder Schüssel mit Fußstandring (Abb. 23 Nr. 566);

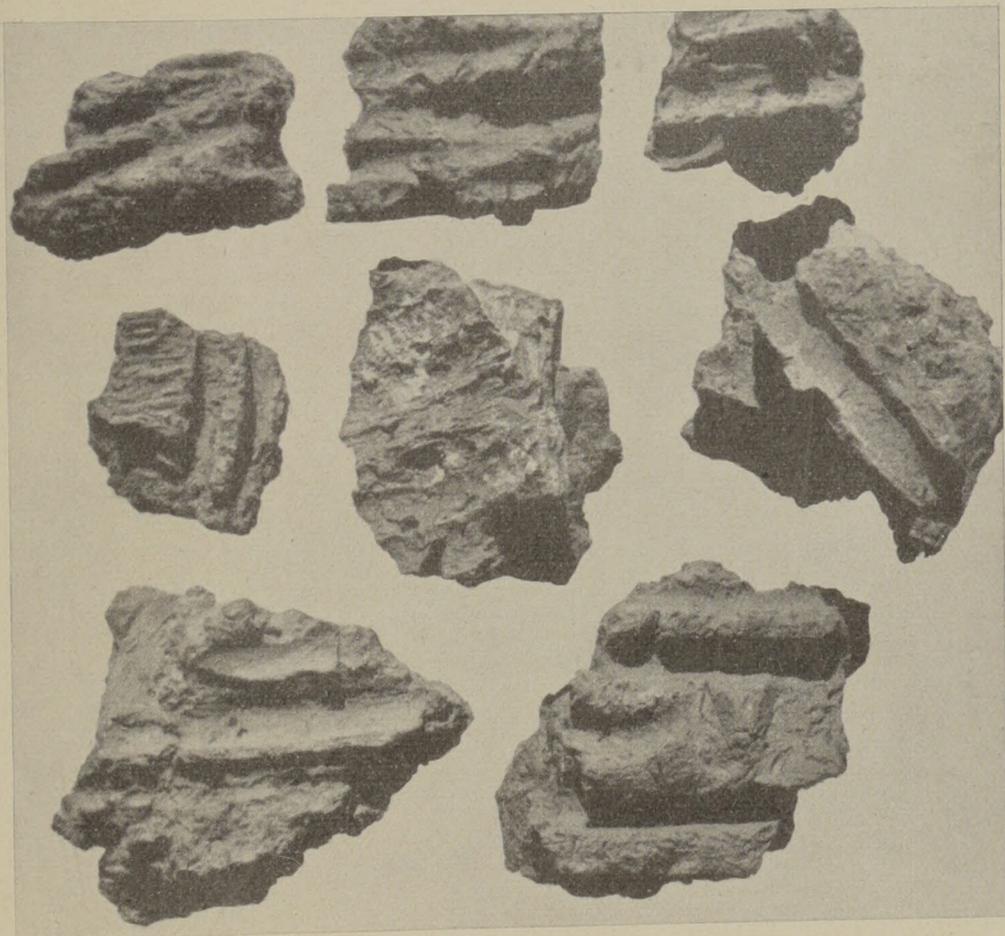


Abb. 6. Abdrücke rotgebrannten Lehms von der Flechtwerk-Gestängewand gewerblicher Öfen. (Obere Reihe Nr. 580, 587, 897, mittlere Nr. 898, 901, 822, untere Nr. 899 und 582.) Das mittlere Stück (Nr. 901) zeigt den groben, wohl mit einer Schindel ausgeführten Glattstrich der Außenseite der Lehmwand. Größe der Abbildungen $\frac{1}{3}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

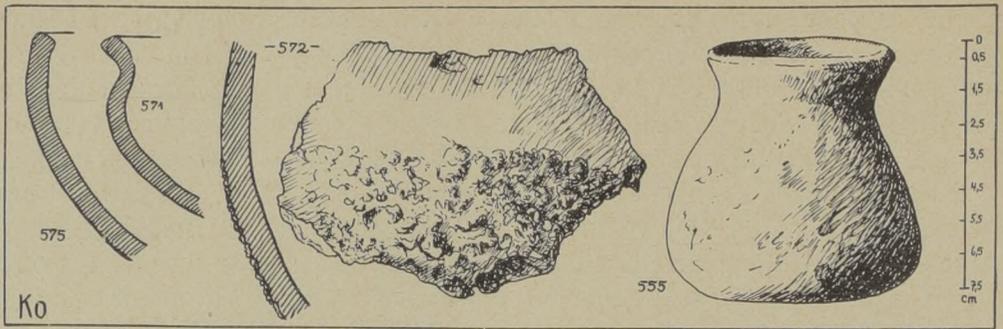


Abb. 7. Topffunde der frühkeltischen Fundstelle 15, mit Raubewurf (Nr. 572), und Zwerggefäß (Nr. 555), das gefochte Aderbohnen enthalten hat.

das Stück zeigt nahe Verwandtschaft mit rottoniger römischer Ware. Auch ein Randstück eines ziegelrot gebrannten gedrehten Gefäßes ist sehr spät, in das 1. Jahrhundert v. Ztr. oder eher in das 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr., anzusetzen; es gehört zu einer aus stark sandvermishtem Ton mit der Drehscheibe gefertigten Schale oder Schüssel mit Wulstrand und Drehriefen am senkrecht stehenden Halsteil (Abb. 23 Nr. 561). Daneben enthielt diese obere Fundschicht der Fundstelle 1 auch zahlreiche Schalenreste, meist mit eingewölbter Randbildung (Abb. 10). Diese Schicht griff in kaum unterscheidbarer Abgrenzung nach unten in eine weitere Schicht ein, die an dieser Fundstelle 1 und an der unmittelbar anschließenden Fundstelle 2 und 4 zahlreiche weitere Funde, meist mittelfeltischer Zeit (3. und 4. Jahrhundert v. Ztr.), geliefert hat. Diese und die spätkeltische Schicht (1. Jahrhundert v. Ztr. und später) enthielten zahlreiche Kammstrichscherben, die mittelfeltische Schicht von Fundstelle 1 und 2 auch Schulterbruchstücke einiger glattpolierter schwarzer Flaschen mit mehreren Drehriefen (Nr. 602 bis 605), ferner Topfbruchstücke mit Fingerspizendellenreihe am Übergang des wenig eingezogenen Halses zur Gefäßausbauchung (Abb. 11 Nr. 618, ferner Nr. 694 und 696). Fundstelle 2 bis 4 enthielt in der mittel- bis spätkeltischen Schicht u. a. die Glasarmringe (Abb. 34 Nr. 576 und 568) und die blaue Glasperle mit den weißen Spiralaugen (Abb. 34 Nr. 569), ferner die Bronzedrahtfibel (Abb. 32 Nr. 570), sämtliche Gegenstände als Bruchstücke erhalten. Dazu fanden sich dort Kammstrichscherben (Beispiel Abb. 17 Nr. 612 mit Entsprechung eines solchen Scherbens aus der spätkeltischen Viereckschanze von Heiligkreuztal; Bittel, Kelten in Württemberg, Tafel 21, 6) und ein Scherben eines groben, durch flachen Fingerstrich verzierten Topfes (Abb. 17 Nr. 647). Auch ein graphittoniges Randscherbchen einer tönernen Flasche (Nr. 564) stammt aus dieser Schicht. Aus Fundstelle 3 konnte Dr. Kost durch Ausgrabung die Reste zweier Töpfe bergen, die durch Restaurator Peter von der Altertümersammlung Stuttgart zusammengesetzt werden konnten: eine schöne glänzend gelbbraune Situla (Abb. 9 Nr. 1168) und einen mit senkrechten Strichritzlinien verzierten Gebrauchstopf (Abb. 9 Nr. 1170). Ein Randstück eines kräftigen Topfes mit einer Reihe gleichgerichteter Kommaschnitte auf dem flachen Schulterteil (Abb. 10 Nr. 827) entstammt gleichfalls dieser als mittel- bis spätkeltisch zu bestimmenden Fundstelle 3. Von

wesentlicher Bedeutung für die Zeitstellung der spätesten Teile der Siedlung auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und das 1. Jahrhundert n. Ztr. ist die an Fundstelle 3 unmittelbar anschließende, etwa 30 cm schichthöher gelegene Fundstelle 3a mit Resten von 3 bemalten gallischen Spät-Latène-Flaschen (Abb. 20 und 21).

Besonders viel Töpferware ergab die beim Fundamentgraben von den Arbeitern angeschnittene Fundstelle 5, für deren weitere Untersuchung wegen der Bautätigkeit leider keine Möglichkeit bestand. Diese Siedlungsstelle muß

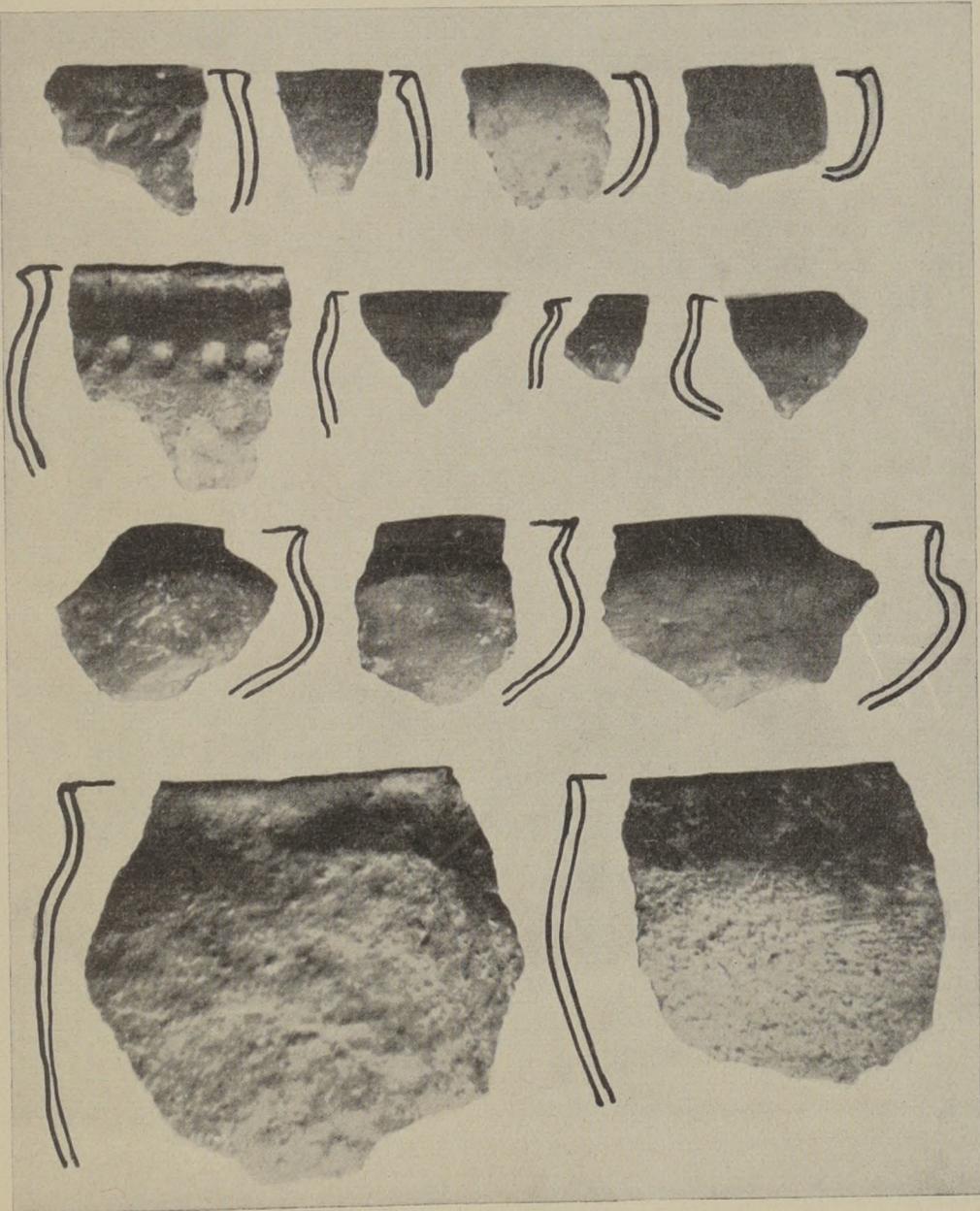


Abb. 8. Fundgrube von Fundstelle 25. Von links nach rechts: obere Reihe Nr. 1234, 1244, 1249, 1247; zweite Reihe Nr. 1235, 1241, 1242, 1243; dritte Reihe Nr. 1244, 1245, 1248; unterste Reihe Nr. 1233, 1227. — Größe der Abbildungen stark $\frac{1}{3}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

am Ende ihres Bestehens durch einen Brand heimgesucht worden sein, wie die starke Holzverkohlung der Stelle und zahlreiche durch Feuereinwirkung rissig gewordene Scherben zeigen können. Diese Siedlungsstelle 5 mit ihren besonders schönen Flechtwerkabdrücken (Abb. 6 Nr. 822) enthielt viel grobe Gebrauchstöpfe mit Wandstärken bis zu 22 mm (z. B. Nr. 818), die Ränder der Gefäße zum Teil mit etwas ausgelegtem rundem Wulstprofil, andere mit Rauhung der Bauchwand, Krüge mit ausfehlendem Bodenansatz (wie Abb. 11 Nr. 929), steilwandige kleinere Gebrauchstöpfe mit einfachem, gerundetem Rand, Schalen mit kammförmig verdicktem Rand (Abb. 10 Nr. 799), ferner zahlreiche Kammschichten (Abb. 17 Nr. 782, 784, 791, 793), einige mit zeitlich spät, also spätkeltisch anzusehendem rundstabartig verdicktem Wulstrand (Abb. 19 Nr. 776 und 785; Formentsprechungen in der spätkeltischen Fundstelle von Wendel zum Stein im Jagsttal, Keckenburgmuseum Nr. 1302 bis 1304, und auf dem böhmischen Hradischt, Pic-Déchelette Tafel 50, 9, mit rundbauchigen Topfformen wie Nr. 776 Abb. 19). In die spätkeltische Zeit sind hier auch sehr harte Drehscheibentöpfe zu setzen (Nr. 804, 805).

Die Mehrzahl der Tongefäße der Haller Kelteniedlung ist handgeformt. Zahlenmäßig die größere Rolle spielen die Schalen und schalenartigen Näpfe, die zum größten Teil Oberflächen-schwärzung aufweisen, wenige tonfarben braun und fast alle geglättet sind (wiederhergestellte Schalengefäße Nr. 1164 und 1165, Abb. 9). Einige der spätesten Typen aus feinstem Ton mit sorgfältiger Glättung sind schön rötlich hellbraun (Abb. 10, Profil Nr. 560) und scheinen römische Terra-Sigillata-Schalen nachahmen zu wollen. Die Randbildungen gehen von den einfachen Steilformen der frühen Typen bis zu den stark eingewölbten der spätesten (Abb. 10 Nr. 1033 bis 987, 808 bis 1011, 1036 bis 727,

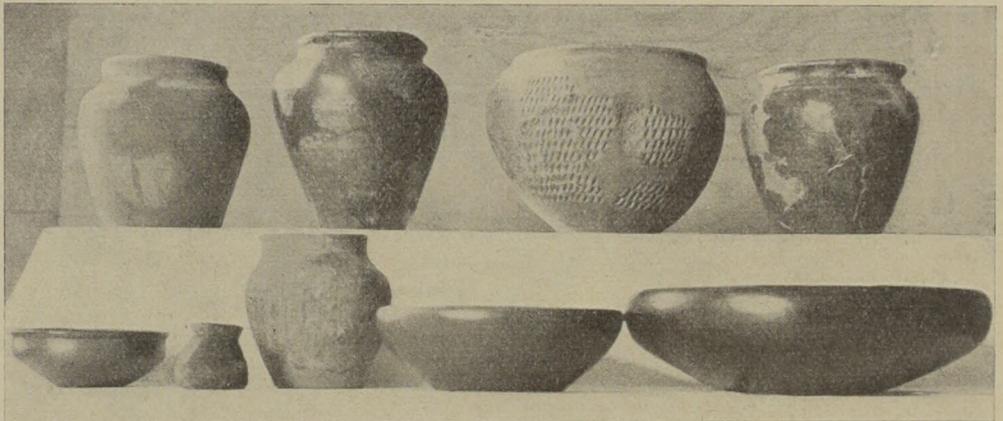


Abb. 9. Wiederhergestellte tönerner Gefäße. Obere Reihe (von links) Nr. 1167 hellgrauer eimerförmiger Topf (Situla); Nr. 1168 gelbrotbraune, geglättete Situla; Nr. 1166 gelbrötlichbrauner Topf des 1. bis 2. Jahrhunderts n. Ztr. mit Wulstgrubenverzierung; Nr. 1169 graubrauner mattglänzender Topf von Fundstelle 22 Steinerne Steg—Keckenhof. Untere Reihe Nr. 1163 schwarzgraue geglättete Schüssel; Nr. 555 schwarzgraues Zwerggefäß; Nr. 1170 graubrauner grober Kochtopf mit senkrechten Ritzlinien; Nr. 1164 rötlichbraune geglättete Schale; Nr. 1165 schwarze geglättete Schale. — Größe der Abbildungen $\frac{1}{10}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Rost)

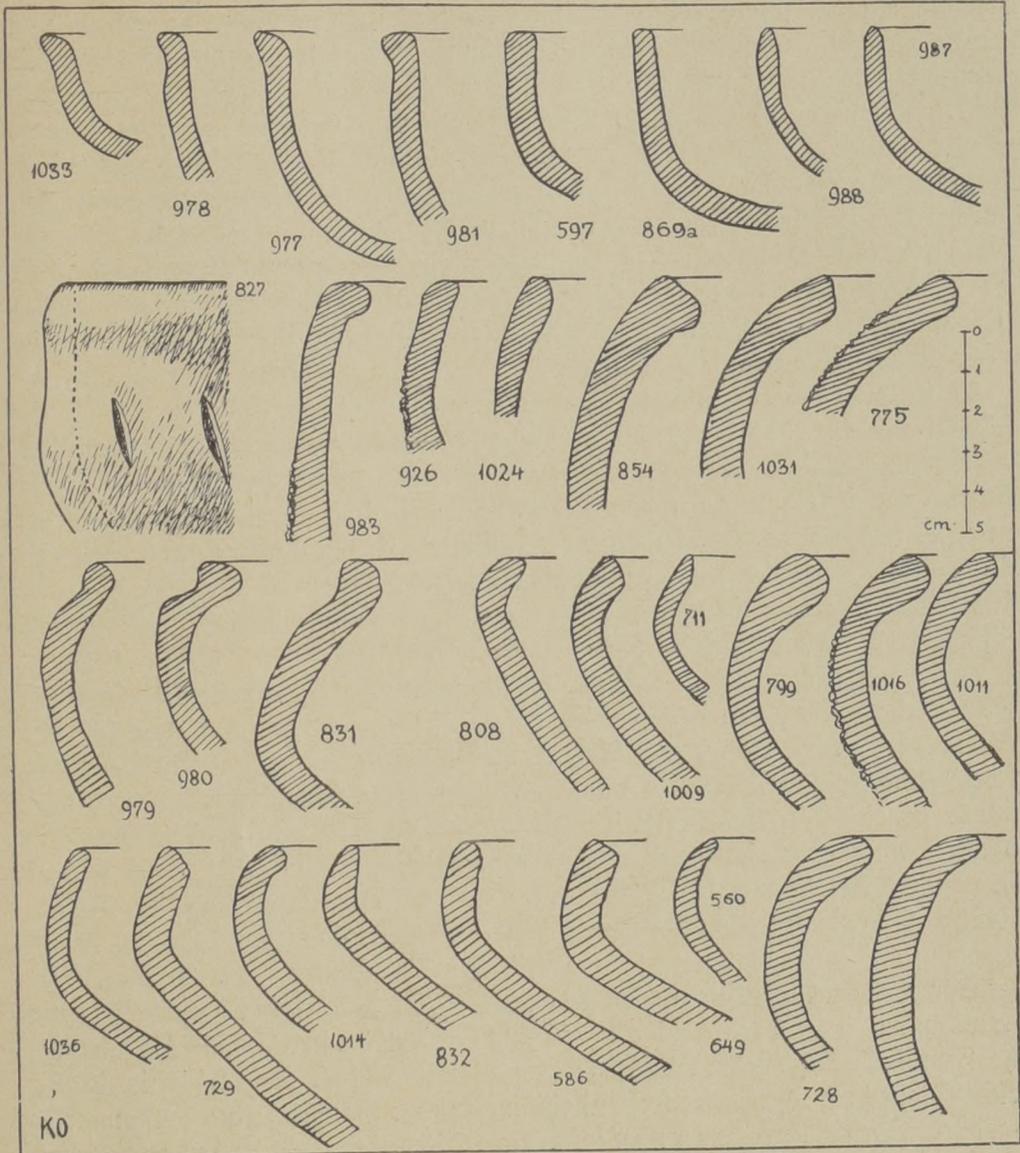


Abb. 10. Randformen von Schalen und Näpfen.

und Abb. 9 Nr. 1165). Schalen wie Nr. 563 kommen noch in der spätkeltischen Ingelfinger Siedlung (2. Jahrhundert n. Ztr., siehe Fundberichte aus Schwaben, NF. 7, 1932, S. 39 ff.) vor, und die Randformen der spätesten dieser Schalen entsprechen durchaus denen römischer Schalen aus provinzialrömischer Ware von Kastellen des obergermanischen Limes, z. B. aus dem römischen Kastell Osterburken (Studiensammlung des Reckenburgmuseums des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäb. Hall). Auch zu Schalenrandstücken mit starker Randeinwölbung und nach innen liegender kommaförmiger Wulstverdickung, sogenanntem Kolbenrand (wie Abb. 10 Nr. 799 und 1016) finden sich Entsprechungen in der in das 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. zu setzenden germanischen (hermundurischen) Siedlung von Aub-Baldersheim (in der Studiensammlung des Luitpoldmuseums in Würzburg); Entsprechungen zu den Schalenrandstücken unserer Abb. 10 (mittlere und unterste Reihe) zeigen aber

auch die Ränder schalenartiger Näpfe der spätkeltischen Kaurifersiedlung von Basel-Gasfabrik aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. (siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1937, S. 245 Abb. 7, S. 247 Abb. 8, S. 249 Abb. 9; Tafel XXVIII; 20, 1918, Abb. 3). Die Umfangsweite mancher Schalen unserer Haller Kelten-siedlung ist recht beträchtlich (z. B. Abb. 9 Nr. 1165, Mündungsdurchmesser 33 cm); die aus den Scherbenkrümmungen errechneten Durchmesser gehen bis zu 60 cm! Ein schönes Bodenstück einer tadellos geschwärzten, dickwandigen großen Schale zeigt eine Weiterentwicklung des frühkeltischen Dymphalosbodens: kreisförmig erhöhte Bodenmitte (Delle) mit umgebendem erhöhtem Ringwulst (Nr. 1107, Abb. 12); das Stück wurde in der Schicht über den Einbäumen (Nr. 3 und 4 in Fundstelle 17) geborgen.

Es ist leicht möglich, daß die zahlreichen weitmündigen Schalen und Flachschüsseln mit der Salzbereitung in Zusammenhang stehen. Die biochemische Untersuchung eines solchen Schalentails (Nr. 546) durch Professor Dr. Grütz (Berlin) ergab keine Nahrungsmittelrückstände, so daß an ein Wassergefäß zu denken ist und also auch Salzwasser als Inhalt in Frage kommen kann; dagegen zeigten die untersuchten auf Bruchstücken zweier anderer Schalen (Nr. 544 und 547) Stickstoffgehalte, deuten also bei diesen auf ehemals darin gewesene stickstoffhaltige Nahrungsmittel.

Der frühkeltischen Zeit (5. bis 4. Jahrhundert v. Ztr.) gehört wohl ein graubraunes, etwas verb gearbeitetes Zwerggefäß, 7½ cm hoch, von seltener Form, an (Nr. 555, Abb. 7 und Abb. 9). Es hat eine fast genaue Entsprechung in dem Späthallstatt-Töpfchen vom Lochenstein (Schwäbische Alb),⁹ und eine weitere in einem späthallstattzeitlichen Grabhügelfund von Seifriedsberg in Unterfranken,¹⁰ aus dem zugleich eine kleine Schüssel stammt,¹¹ welche letztere von gleicher Art ist wie Nr. 571 (Abb. 7 und Abb. 9) unserer Haller Kelten-siedlung. Die Haller Schüssel Nr. 571 ist an der frühkeltischen Fundstelle 15 zusammen mit obengenanntem Zwerggefäß Nr. 555 (Abb. 7) von Dr. Kost ausgegraben worden. Entsprechende kleine Schüsseln mit gefehltem Rand und hochliegendem Schulterumbruch ergab die einheitliche Fundstelle 25 (siehe Planskizze Abb. 3 und Abb. 8 Nr. 1244 bis 1248), welche Stelle dem Ostteil der Kelten-siedlung auf der Hangstufe des Hafensmarkts angehört. Formentsprechungen zu solchen gefehlten Schüsseln finden sich auch in anderen Kelten-siedlungen der früh- und mittelteltischen Zeit, aber auch noch später.¹² Was das bodenbauchige Töpfchen Nr. 555 (Abb. 7) anbetrifft, so hat es auch eine ungefähre Formentsprechung in einem gleichfalls nur 6 cm hohen Kleingefäß aus der keltisch belegten Marderhöhle vom Kapellenfelsen von Wendel zum Stein im Jagsttal bei Dörzbach, Kreis Künzelsau,¹³ eine weitere in einem Kleingefäß, das wohl aus einem Grabhügel bei Erkenbrechtshausen, Kreis Crailsheim (Württembergisch Franken), stammt und welches späthallstatt- oder frühlatènezeitlich sein dürfte.¹⁴ Jedoch kommen solche Kleingefäße mit größter Bauchausladung in Bodennähe noch anderwärts im 1. und 2. Jahrhundert n. Ztr. vor.¹⁵

In einzelnen Bruchstücken sind in der Haller Kelten-siedlung auch die sonst hauptsächlich von der Früh- bis zur Mittel-Latènezeit gehenden schwarzpolierten Flaschen mit Drehriesen auf der Schulter vertreten (Fundstelle 1 und 2 Nr. 602, 607, 884). Eine spätkeltische Ausprägung, mit der Drehscheibe gefertigt in schwarzgrauem, klingend hart gebranntem Ton mag das

Scherbenstück Nr. 1113 (Fundstelle 22 am Steinernen Steg, Abb. 35) darstellen. — Eine Rolle spielen bei der Irdenware der Haller Kelten siedlung wenig sorgfältig gearbeitete steile und plumpe Töpfe (Bittel, Typ II; Reckenburgmuseum Schwäb. Hall Nr. 620, 622, 706, 740, 872, 961, 973, 974 u. a. m.; Randstücke siehe Abb. 10 Nr. 827 und Abb. 11 erste und zweite Reihe).¹⁶ Einige tragen auf dem oberen Teil der schwachen Wandauswölbung eine waagrechte Reihe von Fingertupfendellen (Nr. 618, 694, 695, 795, 932, 961, 1235; siehe Abb. 8, Abb. 11 und Abb. 16) oder von kurzen gleichgerichteten Schnittverzierungen (Abb. 10 Nr. 827, Abb. 11 Nr. 872 und 974).¹⁷ Die biochemische Untersuchung der Krusten auf einem solchen

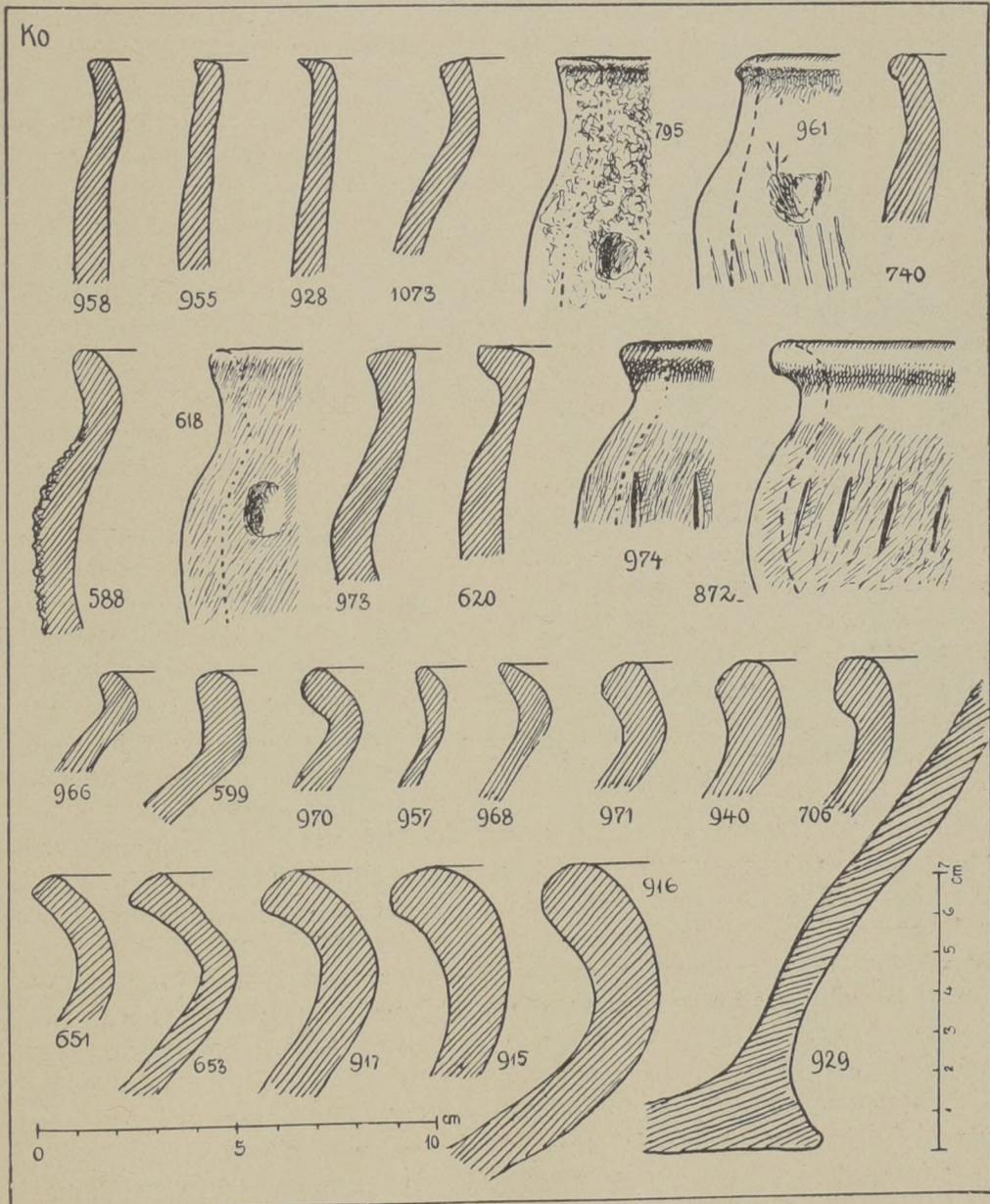


Abb. 11. Randformen und Bodenform von steilwandigen Gebrauchstöpfen und von Krügen.

Scherben obigen Topfstyps (Nr. 533, Abb. 25) ergab Nitroverbindungen und Ammoniakgehalt, also Hinweise auf vermutliche Benutzung als Fleischkochtopf.

In den zeitlich späteren Schichten unserer Kelten siedlung finden sich auch plumpe und rohe Töpfe mit Randformen, wie in Abb. 9 Nr. 1170 gezeigt, mit senkrecht geführter Ritzstrich- oder Kammstrichverzierung auf dem äußeren Wölbteil bis in Bodennähe (Bittel, Typ IV, spätkeltisch oder noch später). Die Speiserestuntersuchung durch Professor Dr. Grütz (Berlin) erwies bei dem einen dieser Töpfe (Nr. 548, Abb. 25) die Verwendung als Kochgeschirr für Mehlbrei, ähnlich bei einem anderen (Nr. 556), bei einem wohl diesem Typ entstammenden Bodenstück (Nr. 545, Abb. 25) die Verwendung als Backtopf. Unter den Funden von Fundstelle 1 und 2 findet sich ein Unterteil eines größeren, mit vierzinkigem Kammstrich verzierten Gebrauchstopfes mit starker Bauchausladung und 27 cm Bauchdurchmesser (Nr. 1171). Weitere Bodenformen kammstrichverzierter Töpfe zeigt unsere Abb. 18 (Nr. 839 und 1074). Auch hier handelt es sich um spätkeltische Zeit.

Zu einigen steilwandigen Töpfen, bei denen die Wandfläche sich vom Bauch zum Hals langsam verengt (Abb. 10 Nr. 926, 983, 1024, 854), finden sich bei der in das 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. anzusetzenden Germanensiedlung von Baldersheim in Unterfranken gute Vergleichsstücke, so für Nr. 983 (mit Rauhauffstrich auf dem Gefäßbauch) und Nr. 854 (Abb. 10); auch die steilwandigen Töpfe Nr. 955 und 928 (Abb. 11) haben dort ihre genauen Entsprechungen,¹⁸ ferner der Topf mit ausladender, sich verschmälernder Randlippe (Nr. 968, Abb. 11). Damit wird man diese Töpfe der spät- und spätkeltischen Zeit (Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. bis 1. Jahrhundert n. Ztr.) zuweisen können. Kennzeichnend für die späte Zeitstellung eines Teils unserer Haller Kelten siedlung ist das Vorkommen von in Halbrundstabform verdickten Randlippen (Abb. 19 Nr. 776 und 785; Abb. 23 Nr. 561; Abb. 36 Nr. 904).

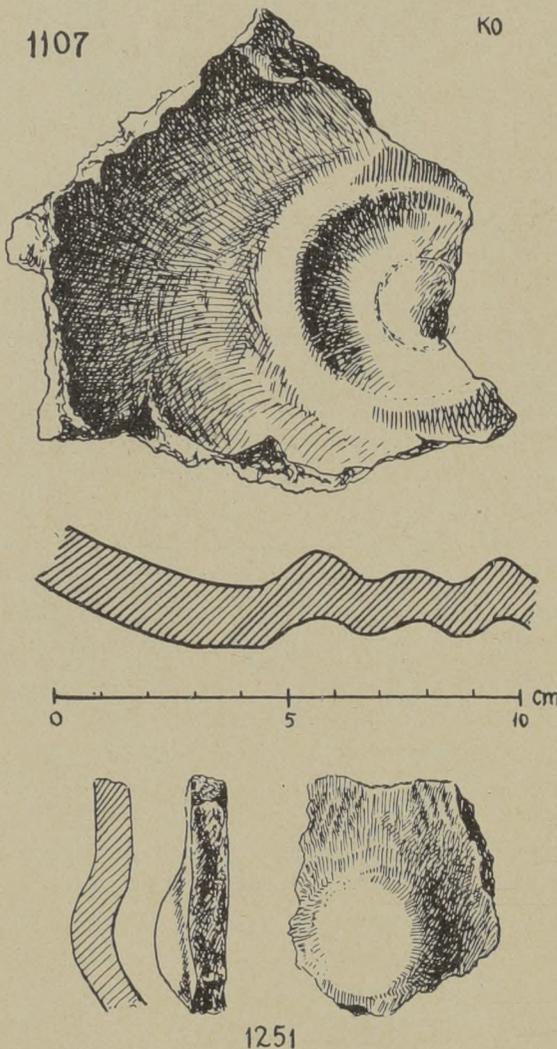


Abb. 12. Omphalosboden einer feintonigen schwarzen Tellerschale und Hohlbucl eines anderen Gefäßes.

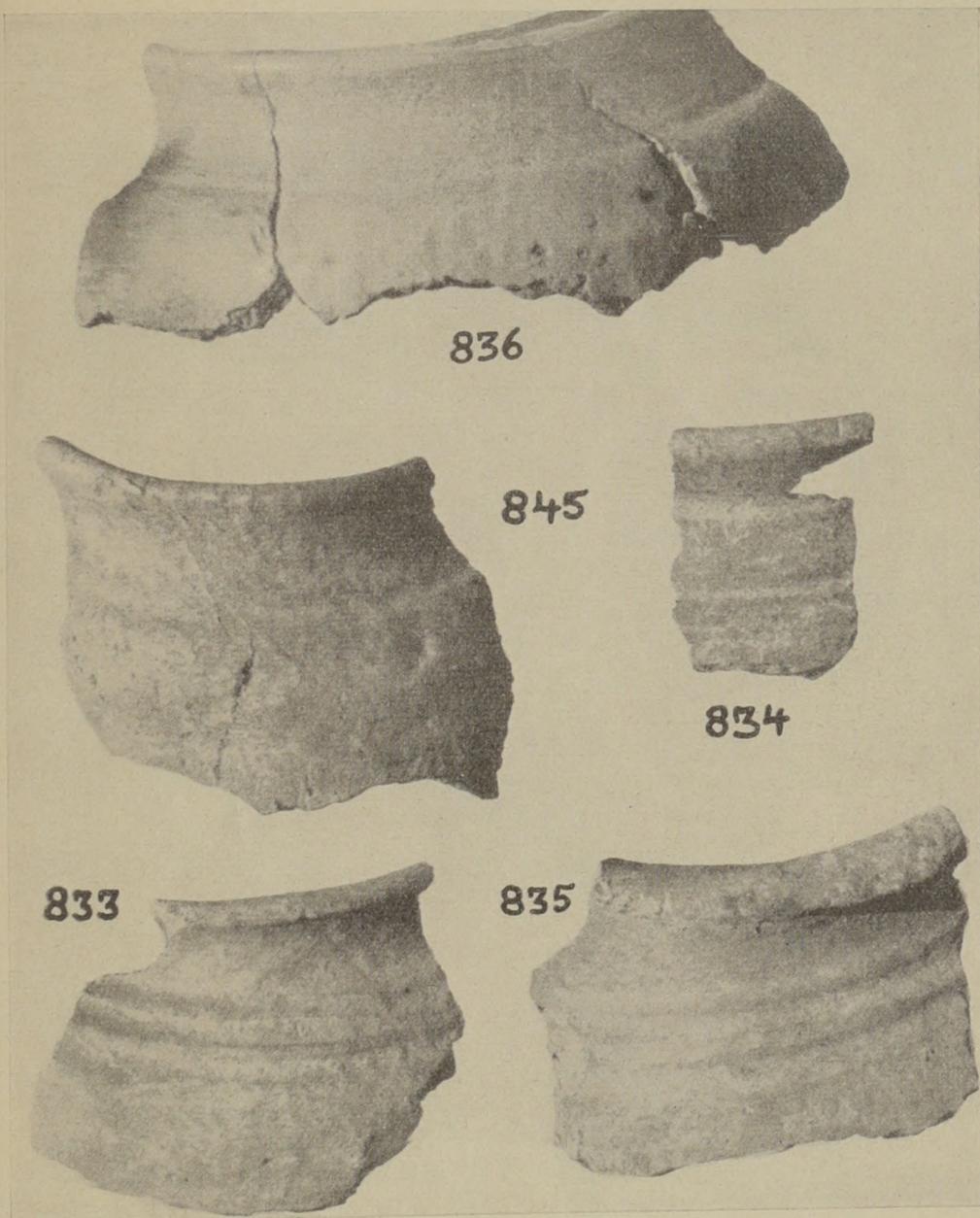
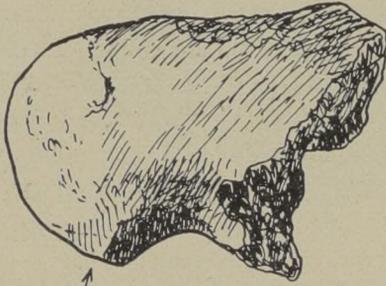


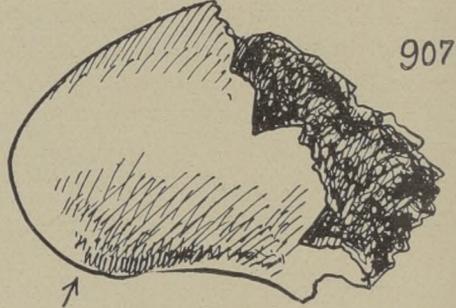
Abb. 13. Randstücke gelbbrauner, rotbrauner und grauer Eimertöpfe (Situlen)
in 2¹/₂facher Verkleinerung. (Aufnahme: Dr. Rost)

Eine in schönen Beispielen vertretene, in Württemberg bis jetzt sehr seltene¹⁹ und auf Zusammenhang mit den Kelten Mittel- und Südbayerns²⁰ weisende Tongefäßart sind die *Situlen*. Ihre Oberfläche ist meist schön hellgelbbraun bis rötlichbraun und geglättet, ihre Höhe zwischen 20 und 22 cm, ihr Mündungsdurchmesser 12 bis 15 cm. Diese eimerförmigen Vasen mit dem schmal ausladenden, leicht verdickten Rand, ganz kurzem eingezogenem Hals, sehr hoher Schulter mit Rippen oder Wülsten und mit schmalen Standboden gehören zu den bemerkenswertesten Gefäßen der Haller Siedlung; von sechs solchen Eimergefäßen sind gute Bruchstücke geborgen (Nr. 833, 834, 835, 836, 846, 651, siehe

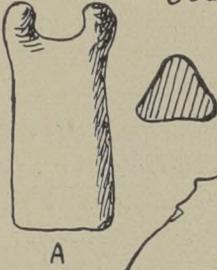
K0



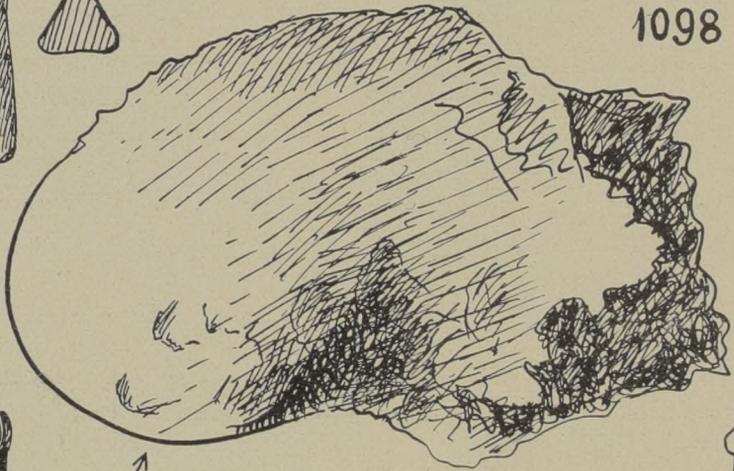
908



907



A



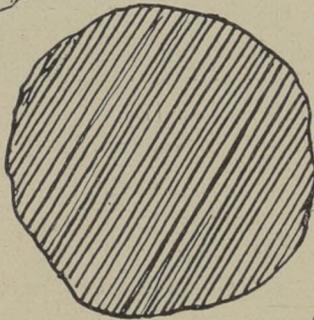
1098



B



C



1097

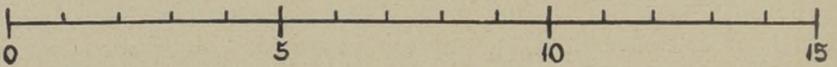
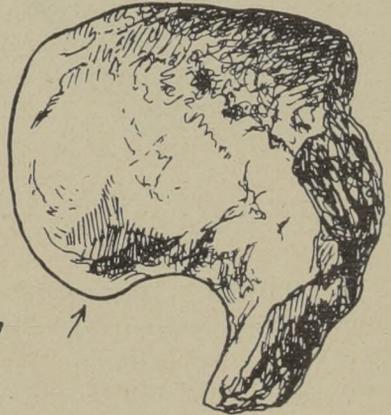


Abb. 13); ferner konnten drei dieser Situlen wieder zusammengesetzt werden (Abb. 9 Nr. 1167, 1168 und 1169).²¹ Den Situliformen liegen zweifellos Metallvorbilder zugrunde;²² ihre Herkunft aus dem Südosten ist wahrscheinlich. Unsere Haller Formen gehören wohl der mittleren und auch noch späten Latènezeit an (2. und 1. Jahrhundert v. Ztr.). Die biochemische Untersuchung durch Professor Dr. Grütz (Berlin) ergab bei einem Stück (Nr. 538) die Feststellung einer Verwendung dieses Gefäßes als Behälter für *Safer schrotmehl*, das geröstet gewesen war (Abb. 27); bei einem anderen (Nr. 550) fanden sich *Stärkeförner*, also Aufbewahrung einer Getreidenahrung, bei einem dritten (Nr. 549) wurden keine Nährstoffe gefunden (Wasserbehälter?).

Alle diese wie die vorigen Gefäße sind henkellos. Nur ein einziger derber Gefäßhenkel (Nr. 886) wurde gefunden in Fundstelle 11 der Siedlung; auch die Ingelfinger Spätkelensiedlung hatte unter sehr zahlreichen Gefäßbruchstücken nur ein einziges Mal einen Henkel aufzuweisen.

Von großen, dickwandigen *Krügen* hat die Siedlung Rand-, Boden- und Wandstücke geliefert (Nr. 818 bis 820, 915 bis 919, Bodenstück Nr. 744, siehe zum Teil Abb. 11); hierher gehörig sind wohl auch die Bruchstücke Nr. 600, 610, 637, 744, 760, 1105 und 1106 und Bodenstück Nr. 929²³ (siehe Abb. 11). In einem dieser *Großgefäße* (Nr. 1048) zeigte das Bodenstück mit Wandansatz noch starke Einlagerung von reinem gebranntem Kalk, der in diesem Behälter aufbewahrt worden ist. Eine größere plattige Einlagerung solchen Kalkmehls aus reinem, gebranntem Kalk fand sich auch mitten in der Fundstelle 5 der Mittel-Latèneschicht. Der Kalk muß zu gewerblichen Zwecken verwendet worden sein. Etwas anderes ist der *Zusatz* kleiner Kalkgesteinstückchen bis zu Zentimetergröße zum Ton großer Gebrauchsgefäße als Magerung (Scherben Nr. 659); beim Brennen des Gefäßes sind diese eingesprengten Kalkstückchen schneeweiß geworden.

Von den grob gearbeiteten, sehr hart gebrannten *Metallverarbeitungstiegeln* (für Bronze- oder Eisenglühuna), die in etwa sechserlei Stücken von 10 bis 20 cm Wanddicke vorkommen (Abb. 36 Nr. 889, 1061 und 1062), ist in dem Abschnitt über die Eisen- und Bronzeverarbeitung die Rede. Die Tiegelränder sind typisch geformt, wie sie schon A. Schliz in frühkeltischen Gehöften bei Großgartach gefunden hat.

Ganz gering ist die Zahl der *Graphittongefäßscherben* (Nr. 564, 904, 906, Abb. 36, aus der Siedlung im Kreisparfassengelände, und Nr. 1111 mit Kammstrich aus deren Fortsetzung am Steinernen Steg, Abb. 35). Das außen und innen stark schlackenüberkrustete Bodenstück Nr. 966 (Abb. 36) hat eine Rolle beim Bronzeherstellungsvorgang gespielt (siehe Abschnitt über die Bronzeverarbeitung), vielleicht besonders infolge der Feuerfestigkeit des Graphits. Stark ausgewulsteten Rand zeigt ein Scherben eines Graphittongefäßes, der am schmalen Gefäßhals deutlich die Riefen der Drehscheibe erkennen läßt (Nr. 904, Abb. 36).

Abb. 14 (neben). Sehr hart gebrannte „*Nasen*“ von Feuerböden in *Widdergestalt* (?). Die Pfeilzeichen weisen auf abgenützte Stellen. A und B zeichnerische Wiederherstellungsversuche, C Feuerbock mit Widderkopf aus Clermont-Ferrand (Frankreich, Departement Puy-de-Dôme, Déchelette, Manuel IV, Fig. 627).

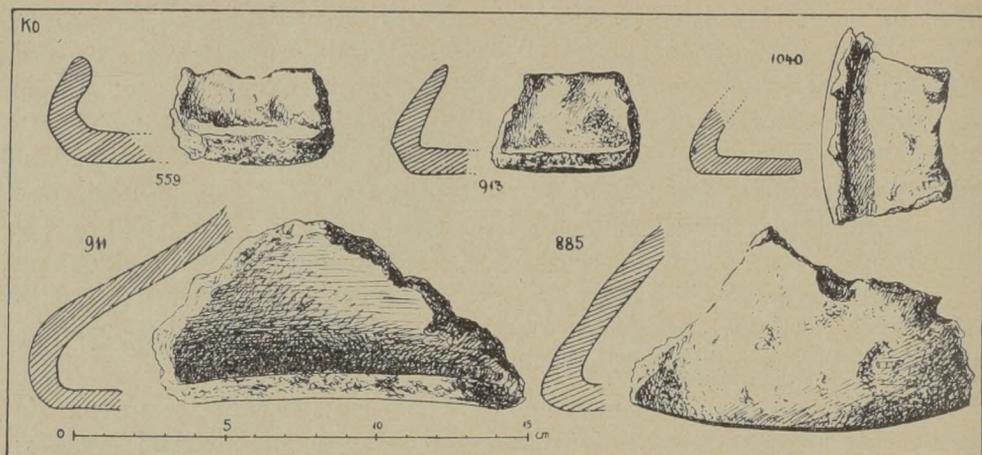


Abb. 15. Randstücke tönerner Teller- und Bodenstücke von Gefäßen, die ihre größte Ausladung am Boden haben.

Über die tönernen Webgewichte (Abb. 33) und die walzenförmigen handgroßen Tonkörper, wohl Salzgewinnungskörper aus porösem Ton (siehe Abschnitt Salzgewinnung und besondere Berichte über „Eine keltische Solesiederei“ mit dortiger Abb. 22, und über „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung“ mit Abbildungen), soll noch die Rede sein. Es ist wahrscheinlich, daß die Bruchstücke flacher, tellerartiger Tonplatten, die ergänzt etwa 10 cm Scheibendurchmesser ergeben (Nr. 909 ist 8 cm dick, ferner Nr. 870 und 870 a), eine Abart der walzenförmigen Salzbereitungskörper (Gerüstkörper) sind.

Eigenartig sind in unserer Haller Keltensiedlung dicke tönerner bruchstückhafte Rundzapfen von der Form plumper Tierschnauzen. Sie sind aus grobem Ton geknetet und gebrannt und zeigen, jeder am runden Ende (Spitze), eine pfenniggroße Abnutzungspur (Abb. 14 Nr. 907, 908, 1097, 1098). Wahrscheinlich sind sie Teile größerer, ebenfalls in Bruchstücken gefundener säulenförmiger tönerner Gebilde von etwa 20 cm und mehr Höhe; diese Ständer haben dreieckigen Grundriß von 10 bis 15 cm Seitentiefe (Nr. 554 und 896); ihr unterer Teil trägt deutliche Spuren starker Feuerwirkungen, die zeigen, daß die Gebilde im oder am Feuer gestanden haben. An ihrem oberen Ende scheinen sich solche vorerwähnte schnauzenartige Vorsprünge befunden zu haben, da jene dieselbe Tonzusammensetzung und Brennart zeigen wie die Sockelgebilde (Wiederherstellungsversuch A oder B in Skizze Abb. 14). Es handelt sich, obwohl bei der bruchstückhaften Erhaltung von Teilen keine klare Zusammensetzung der Gesamtgebilde möglich ist, offenbar um Feuerböcke, wie sie gerade in etwas realistischere Ausbildung mit einem oder zwei Widderköpfen am oberen Ende in keltischen Siedlungen der Spätzeit in Gallien häufig vorkommen als tönerner Gebilde (Abb. 14, C).²⁴ Nach Déchelette gehen solche Feuerböcke mit Widderkopf auf Darstellungen alter Widderopfer zurück; die widderköpfigen Feuerböcke reichen nach Déchelette zeitlich bis in die ersten Jahrhunderte n. Ztr. hinein, doch gehören die ganz einfachen Ausformungen, denen unsere Bruchstücke nahe stehen, nach Beispielen in der Aeduersiedlung Bibracte (Mont Beuvray, Saônegebiet) und in Orgon

(Rhönegebiet) dem 1. Jahrhundert v. Ztr. an.²⁴ Ob diese Gebilde aus der Schwäbisch Haller Kelten siedlung mit den von Bühler in seiner handschriftlichen Geschichte der alten Saline Hall (1840, Band 4) erwähnten „Salzgöhlen“ in Zusammenhang gebracht werden dürfen, sei dahingestellt (siehe auch S. 144).

Zu den keramischen Besonderheiten der Haller Kelten siedlung gehören außer den genannten zylindrischen kleinen Vollkörpern (Salzbereitungs-förper), den „Nasen“ von Feuerböcken, dem kleinen Früh-Latènetöpfchen (Nr. 555, Abb. 7) und der spätkeltischen bemalten Töpferware (Abb. 20 und 21) unter anderem auch Scherben von ganz eigenartig geformten Gefäßen, deren Kennzeichen ist, daß sie ihre weiteste Wandauswölbung unmittelbar am Boden haben (Abb. 15 Nr. 885, 911 bis 914, 1040). Zwei dieser Gefäße: Nr. 559 (Fundstelle 1) aus rotgebranntem sandigem Ton, und 913 aus hellgrauem sandigem Ton, sind wohl handgemachte tellerartige Flachschalen mit leicht einwärts stehendem, aufgerichteten Rand. Für Nr. 559 ergibt sich ein Gefäßdurchmesser von etwa

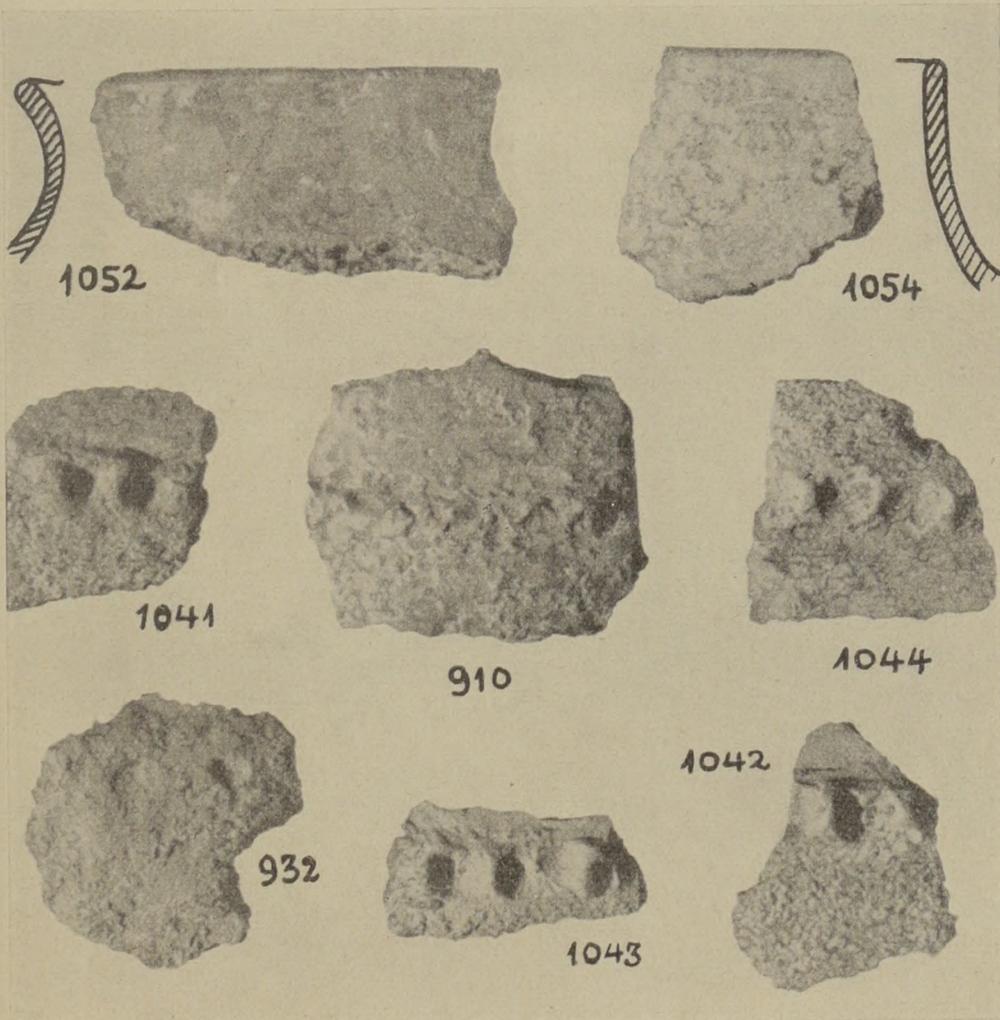


Abb. 16. Rand- und Wandstücke von großen Gebrauchsgefäßen mit Fingertupfen- und Fingerzellenverzierungen, zum Teil auf aufgesetzten Leisten. — Abbildungen schwach $\frac{1}{2}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Rost)

25 cm, für Nr. 913 von etwa 15 cm, Scherbendicke ist 9 und 5 bis 6 cm. Eine Erklärungsmöglichkeit für diese bis jetzt von anderen keltischen Fundplätzen nicht bekannten keramischen Formen bietet vielleicht eine holzgedrehte flache Schale vom Fundort La Tène,²⁵ die auch am Boden dieselbe größte Bauchausladung und Formung zeigt wie unsere Funde Nr. 559, 885, 911, 913, 1040 (Abb. 15); der Rand dieser Flachsche vom Fundort La Tène ist freilich ausgewölbt, während die Ränder unserer entsprechenden „Tellerschalen“ einfach glatt sind. Die anderen Bruchstücke mit solcher Wandausladung am Bodenteil, besonders Nr. 885 (Fundstelle 16) und Nr. 911 (Abb. 15), Scherbendicke 9 und 12 mm, entziehen sich der Deutung als Tellerschale. Sie machen den Eindruck verkehrt trichterförmiger Tongeräte oder beutelförmiger Flaschen; auch bei ihnen fällt der stark sandhaltige Ton auf und die grobe Töpferhandarbeit. Ihre Oberfläche hat graugelbe Farbe. Entsprechungen aus anderen keltischen oder vorgeschichtlichen Siedlungen überhaupt sind dem Verfasser nicht bekannt geworden.

Verzierungen trägt nur der geringere Teil der gefundenen Tongesäßscherben. Die in waagrecht er Reihe um den Schulterteil laufenden, mit der Fingerspitze eingedrückt en runden Dellen einiger früh- oder mittelteltischer derber Gefäße (Nr. 618 Randstück, 1235 Randstück, 694, 695, 795, 932, 961, siehe Abb. 8, Abb. 11 und Abb. 16) erinnern noch an die hallstattzeitliche Art, die freilich solche Fingertupfenverzierungen gern auf waagrecht umlaufenden Schulter- und Halsleisten angebracht hat. Solche durch Fingereindrücke bearbeiteten waagrecht en Zierleisten größerer Gebrauchstöpfe hat auch unsere Haller Kelten siedlung in verschiedenen Arten aufzuweisen (Nr. 910, 1041 bis 1044, Abb. 16). Diese Zierleisten laufen auf der Schulterwölbung solcher Gefäße und weisen wohl noch auf ur- und frühkeltische Herkunft.²⁶

Zeitlich dasselbe ist der Fall mit den in waagrecht er Reihe, ebenfalls auf der flachen Gefäßschulter oder unmittelbar unter ihr angeordneten, senkrecht oder schief senkrecht gestellten Schnittverzierungen (Nr. 827, 872, 1094, Abb. 10 und Abb. 11).²⁷ In spätkeltischer und noch späterer Zeit wird sogar die ganze Topf wand fläche mit Reihe über Reihe laufender Zonen solcher Schnittkerben oder Fingernagelkerben bzw. Wulstgruben verziert (Nr. 1094, Abb. 17, und ganzer Topf Nr. 1166, Abb. 9). Auch hierfür finden sich aus dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. in Balbersheim gute Vergleichsstücke,²⁸ aber auch in weiterer Verbreitung im 1. und 2. Jahrhundert n. Ztr.²⁹

Eingeglättete Linien trägt in besonders geschmackvoller Ausführung eine zeitlich spät anzusehende hellrotbraune Flasche in Drehscheibenarbeit (Nr. 1223, Abb. 20 und Abb. 21). Die Flasche ist gleichzeitig mit bemalten, dabei gefundenen Flaschen mit roten und weißen Gürtelzonen; auch die eingeglätteten Linien von Nr. 1223 sind waagrecht angeordnet. Auch sonst kommen in unserer Haller Siedlung gelegentlich eingeglättete Linien vor (Nr. 873). Vereinzelt erscheint auch eine waagrecht eingeglättete Wandzone, über und unter welcher schief laufende Kammstrichflächen angrenzen (Nr. 685, Fundstelle 1 und 2, und Nr. 1086, Abb. 17; Nr. 1114, Abb. 35, Fundstelle 22).³⁰

Kammstrichzier aller Art kommt auf zahlreichen Topfbruchstücken vor, meist mit drei- oder vierzinkiger Gabel oder mit Kamm senk-

recht auf den Topsteil unterhalb der Gefäßschulter bis zum Gefäßboden herunter geritzt (Abb. 9 Nr. 1170; Beispiele Abb. 17; Abb. 18 Nr. 839; Abb. 19 Nr. 785). Die vorliegenden Kammstrichverzierungen entstammen etwa achtzehnerlei Töpfen. Zum Teil ist durch gleichlaufende senkrechte Ritz-

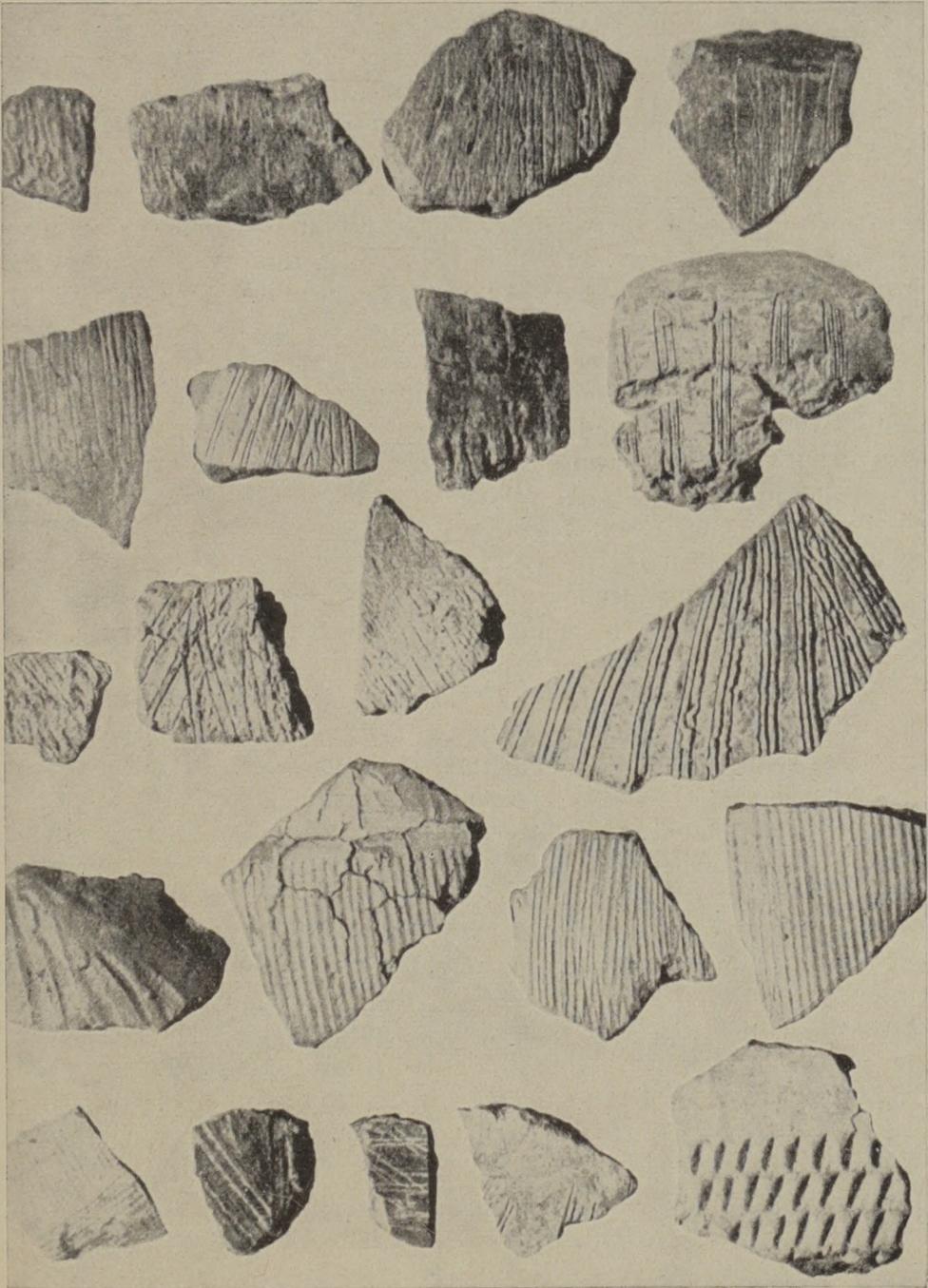


Abb. 17. Besen- und Kammstrichzerben. Von links nach rechts: oberste Reihe Nr. 1979, 1080, 1084, 1081; zweite Reihe Nr. 1082, 1089, 791, 793; mittlere Reihe Nr. 1091, 1093, 1092, 784; zweitunterste Reihe Nr. 647 (Fingerstrich), 782, 662, 787; unterste Reihe Nr. 612, 1088, 1090, 1086, 1094 (Strichgrubenreihen bzw. Wulstgruben). — Abbildungen schwach $\frac{1}{2}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

Linienkammstrichartige Wirkung erzielt (Abb. 17 Nr. 1084, 1081, 1082, 1083, 1092, 1093, und Abb. 9 Nr. 1167 und 1170). Die kammstrichverzierten Gefäße wurden durchweg, soweit feststellbar, in mittel- und besonders spätkeltischen Fundschichten der Siedlung gefunden; einige reichen der Randformung nach wohl bis in das 1. Jahrhundert n. Ztr. (z. B. Abb. 19 Nr. 785).³¹

Von spätkeltischen Scherben aus Fundstelle 1 mit eingeritzten zwei- und dreizeiligen Zickzackwellenlinien (Abb. 19 Nr. 562 und 558) war schon oben die Rede. Beachtenswert ist der Scherben Nr. 562 mit den neben den geritzten Zickzackwellenlinien noch mit einem Zahnradchen eingedrückten Reihen von Viereckpunkten (Radchenverzierung). Zwar kommen solche mit einem Radchen eingedrückten Viereckpunktreihen schon an Schulter- und Bauchteil von Hallstatt-C-Schalen vor,³² doch ist in unserem Zusammenhang, mit dem spätkeltischen Wellenband dabei, die Zeitstellung auf spätkeltische und spätestkeltische Zeit bis in die ersten Jahrhunderte n. Ztr. hinein sicher das richtige. Dieser Zeitanatz wird erhärtet durch das Vorkommen dieser Punktradchenverzierung in Siedlungen des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Ztr., z. B. in dem nur 55 km von unserer Haller Kelten siedlung entfernten Baldersheim in Unterfranken.³³ Auch das zwei- und dreizeilige eingeritzte Zickzackwellenband (Abb. 19 Nr. 558 und 562) ist im 1. bis 3. Jahrhundert n. Ztr. eine beliebte Verzierung.³⁴

Ein sauber und scharf eingeritztes, doppeltes Linienzickzackband weist die oben schon genannte schöne, drehscheibengeformte hellgelbbraune Flasche auf. Sie trägt in Abständen waagrecht umlaufende eingeglättete Linien (siehe oben) sowie Kopf- und Fußteilglättung; der erwähnte genau gearbeitete Zickzackliniengürtel läuft auf der Schulter der Flasche (Nr. 1223, Abb. 20 und Abb. 21). Die Flasche ist durch ihre Form und durch die beigefundene rotweiß-zonenbemalte Töpferware auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und noch eher auf das 1. Jahrhundert n. Ztr. datierbar.

Glättung bzw. Politur zeigen meist die zahlreichen Schalen und Schüsseln, tiefschwarze, lederbraune und rotgelbe Gefäße. Vereinzelt kommen gelbrote und braune, ganz glatte Scherben vor, die sich wie Terra Sigillata anfühlen, aber doch einheimisches Erzeugnis sein müssen (Nr. 560 und 1039). Ihnen entsprechen ganz ähnliche Stücke aus der Höhle von Wendel zum Stein im Jagttal (Nr. 1297 und 1298), das eine auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und wohl noch zum Teil an den Anfang des 1. Jahrhunderts n. Ztr. zu setzende Irdenware aufweist. Wie dort tritt auch in unserer Haller Kelten siedlung ein tiefschwarz glänzendes Scherbchen auf (Nr. 1095, Abb. 23); es ist fraglich, ob es sich um ein Rand- oder Standfußstückchen handelt. Diese Ware macht einen Eindruck wie römische Terra Nigra und hat, was den hochglänzend schwarz geglätteten Überzug und die Feinheit der Machart anbelangt, ihre Vergleichsstücke noch in sehr später Zeit, im 4. Jahrhundert n. Ztr., in der germanischen Tonware von Eßleben bei Schweinfurt in Mainfranken.³⁵ Jedoch bietet schon der Mont Beuvray in Südostfrankreich aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. Beispiele solcher terranigra-artiger Feinware, ebenso das oberrheinische Gebiet.³⁶

Grobe Gefäße, Schalen und Großtöpfe zeigen gelegentlich Rauhung der Bauchwand durch Schlickbewurf (Abb. 7 Nr. 572) oder grobe

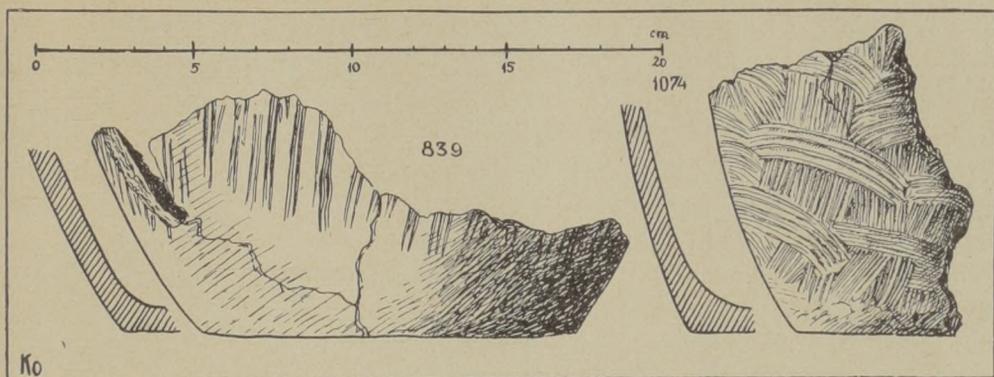


Abb. 18. Kammstrichverzierte Topfunterteile.

Verstreichung (Nr. 926, 938, und Abb. 17 Nr. 647). Solche Gefäßwand-
rauhung tritt auch bei Schalen und Näpfen (Abb. 10 Nr. 775 und 1016) und
steilwandigen Kochtöpfen (Abb. 10 Nr. 926, 938; Abb. 11 Nr. 795, 588) auf.

Selten ist Graphitierung. Noch die alte, hallstattzeitlich übliche Form
der Graphitierung durch Graphitberieb der Außenwand
zeigt der Scherben Nr. 866. Solche Außengraphitierung kommt noch in der
frühkeltischen Zeit (La Tène B) in unserem Lande vor³⁷ und mag sich vereinzelt
bis ins Mittelkeltische gehalten haben. Beimengung des Graphits
in die Tonerde des ganzen Gefäßes zeigen die Graphitonscherben Nr. 564
(Rand einer Spät-Latènesflasche), Nr. 904 (Abb. 36), Nr. 906 und 1111
(Abb. 35, mit Kammstrichverzierung, Fundstelle 22, Steinerner Steg).

Ein besonderer Fall ist der klingend harte Scherben eines scheibengedrehten
Topfes (Nr. 1225) aus graubraunem, sehr fein geschlämmtem Ton und mit

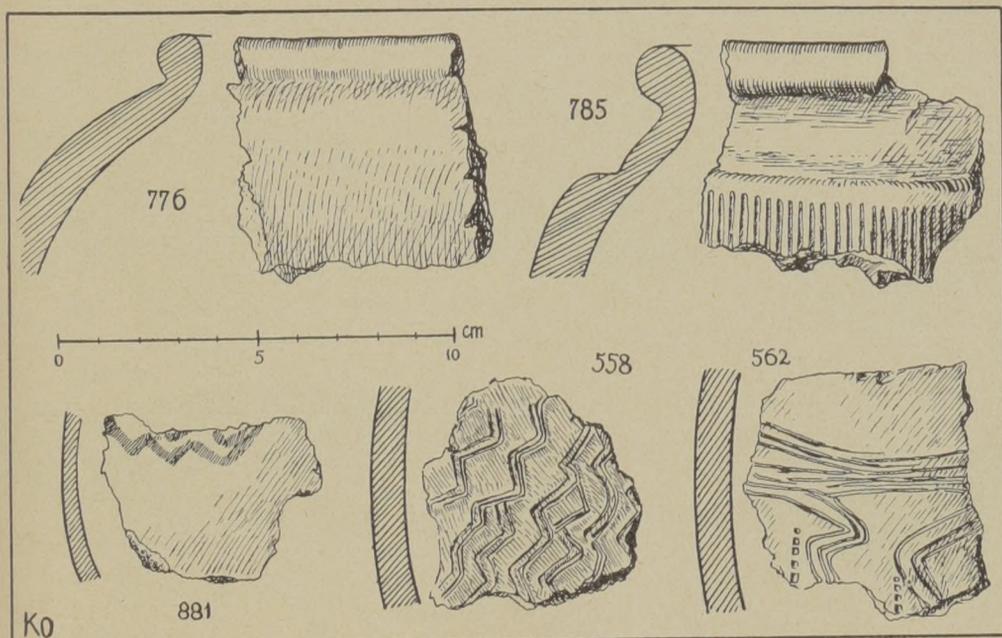


Abb. 19. Spätkeltische Topftrandstücke und -wandstücke mit Schwarz-
auf-Weiß-Bemalung, Gabelritzung in Wellenbandform und Punkt-
rädchenverzierung.

glatter, schön mattschwarz glänzender Oberfläche. Die Behandlung der Oberfläche scheint durch Schmauchung und darauffolgende Glättung geschehen zu sein. Ein ähnliches Stück ist der Fuß eines Bechers oder einer kleinen Fußvase (Nr. 954). Diese Scherben fallen aus dem Rahmen der übrigen heraus und müssen sehr späten Ursprung haben, also Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. oder in das 1. Jahrhundert n. Ztr. zu setzen sein, wenn nicht noch später. Etwas ähnliche Scherben enthielt die Marberhöhle von Wendel zum Stein mit ihren Spät-Latène-funden (Nr. 1300 und 1301, Reckenburgmuseum). Auch hat schon in Hall vor Jahren Stadtarchivar W. Hommel bei Absuchen des Aus-hubs einer städtischen Tiefgrabung vor dem Hotel Lamm-Post (Nordostecke) einen entsprechenden Scherben gefunden (Nr. 1308).

Von besonderer Bedeutung ist das Auftreten bemalter Flaschen in der Haller Kelten-siedlung (Fundstelle 3 a, Abb. 20 Nr. 1217, 1218, 1219 bis 1221, 1224; ferner die ganze Flasche Abb. 21 Nr. 1217). In erster Linie fällt bei zwei der farbigen Flaschen, Nr. 1217 und 1218, ins Auge die Bemalung in roten und weißen Gürtelzonen; auch das Scherbchen 1224 von

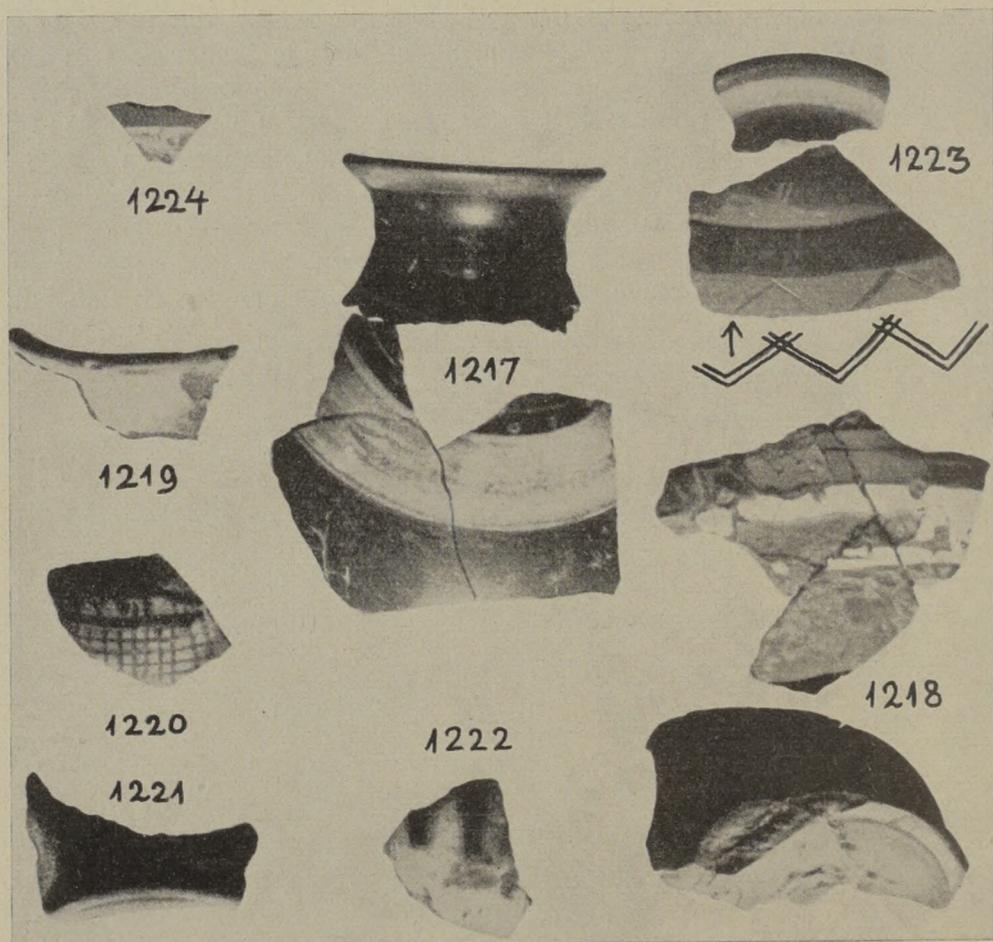


Abb. 20. Bruchstücke bemalter Tonflaschen und einer feinen oder braunen Flasche mit eingeritztem Zickzackband auf der Schulter (Nr. 1223); außer Nr. 1224 alles von Fundstelle 3 a. — Abbildungen schwach $\frac{1}{3}$ nat. Größe.

(Aufnahme: Dr. Kost)

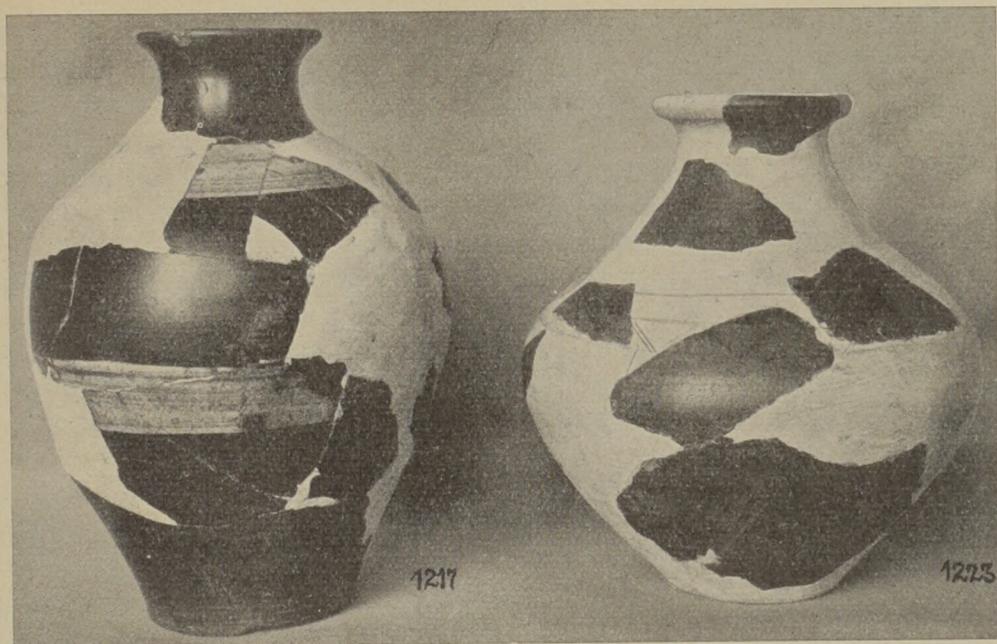


Abb. 21. Zwei spätkeltische, mit der Drehscheibe gefertigte Tonflaschen: Nr. 1217 mit weißer und roter Zonenbemalung auf natürlichbraunem Grund; Nr. 1223 mit eingeringeltem Zickzackband auf der Schulter, oberbrauner Tonfärbung, Hals- und Bodenteil geglättet, dazwischen einglättete waagrechte Linien. — Abbildungen etwa $\frac{1}{3}$ nat. Größe.

(Aufnahme: Zentralmuseum für deutsche Vor- und Frühgeschichte in Mainz)

einer anderen Fundstelle (Fundstelle 5) zeigt eine weiße Zone auf gelbrötlich-braunem Naturgrund, wie die vorgenannten. Die zur Aufmalung benützte rote und weiße Farbe ist lacähnlich bei obigen Beispielen, die Gefäße selbst beste Drehscheibenarbeit aus feingeschlammtem, klingend hart gebranntem Ton. Es handelt sich hier um vornehme Ware, die sicher nicht am Ort entstanden ist. Daß solche feintonigen bemalten Gefäße als etwas Besonderes gewertet wurden, zeigt schon die Tatsache, daß ein Wandscherben der rotweiß-zonenbemalten Flasche Nr. 1217 sowie das Bodenstück dieser Flasche innen und außen eine millimeterstarke schwarze Verkrustung aufweist, die sich bei näherer Untersuchung³⁸ als Rest eines früher in der Flasche verflüssigt gewesenen wohlriechenden Harzes herausstellte³⁹ (Abb. 24). Flasche und Inhalt mögen festlichem kultischem Zweck gedient haben.

Die Beziehungen dieser guten rotweißbemalten Erdenware sind überraschend weitreichende. Ihre Verbreitung reicht vom römisch-griechischen Süden und Südosten herauf⁴⁰ über die durch Caesar (*Bellum Gallicum*) bekannt gewordene, bis etwa 5 v. Ztr. besiedelt gewesene Gallierfeste Mont Beuvray über die Schweiz und das ober- und mittelhheinische Gebiet bis nach Osten in Böhmen (Bergfeste Hradischt, letztes Jahrhundert v. Ztr. und Anfang 1. Jahrhundert n. Ztr.). Unser Schwäbisch Hall ist nunmehr ein wichtiges Zwischenglied dieses Ausbreitungsraumes, der zugleich als Kulturraum aufgefaßt werden darf. Es lohnt angesichts der Bedeutung dieser Angelegenheit, die gute Zeitbestimmungs- und Kulturerkennntnismöglichkeiten bietet, kurz näher darauf einzugehen. Die rot-weiße Zonenbemalung von

drehscheibengefertigter Erdenware feltischer Spätzeit des letzten Jahrhunderts v. Ztr. und des 1. Jahrhunderts n. Ztr. ist im einzelnen feststellbar auf dem Mont Beuvray, der alten Aeduerfeste Bibracte aus Caesars Zeit im Saônegebiet, sodann in räumlichem Weiterücken gegen unsere Gegend her in zweierlei gallischen Kaurifersiedlungen in Basel: einmal in der bedeutendsten spätfeltischen Siedlung Mitteleuropas, der gallischen Siedlung bei der Baseler Gasfabrik aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr.,⁴¹ und weiter in der auf die Zeit von 12 v. Ztr. ab festlegbaren Siedlung des römischen Drususkastells in Basel auf dem Münsterhügel.⁴² Diese farbige Erdenware reicht also hier bis in das 1. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung hinein wie in dem an der Grenze des helvetischen Gebiets gegen das der Kaurifer angelegten römischen Kastell von Vindonissa, heute Windisch (Kanton Aargau, Schweiz),⁴³ dessen früheste Zeit auf 15 v. Ztr. bis 50 n. Ztr., zwischen Tiberius und Trajan, festlegbar ist. Weiterhin erscheint die rotweißverzierte Ware in der Spätfeltensiedlung von Breisach-Hochstetten am Oberrhein,⁴⁴ ferner im oberen Donaugebiet in römischer Lagersiedlung in Meßkirch in Südbaden,⁴⁵ dann, wahrscheinlich auch hier von helvetischer Miliz geführt, im römischen Kastell in Hüfingen, das in claudischer Zeit, Mitte des 1. Jahrhunderts n. Ztr., beginnt.⁴⁶ Die für Schwäbisch Hall im Südwesten am nächsten gelegene Fundstelle solcher Keramik ist Rottweil, das ebenfalls aus der Zeit römischer Besetzung (1./2. Jahrhundert n. Ztr.) eine der unserigen entsprechende rotweißzonierte Flasche vom Gradischtyp geliefert hat.⁴⁷ Im Nordwesten ist der unserem Fundort Schwäbisch Hall am nächsten gelegene Fundort solcher Rotweißkeramik in Mannheim.⁴⁸ Worms weist

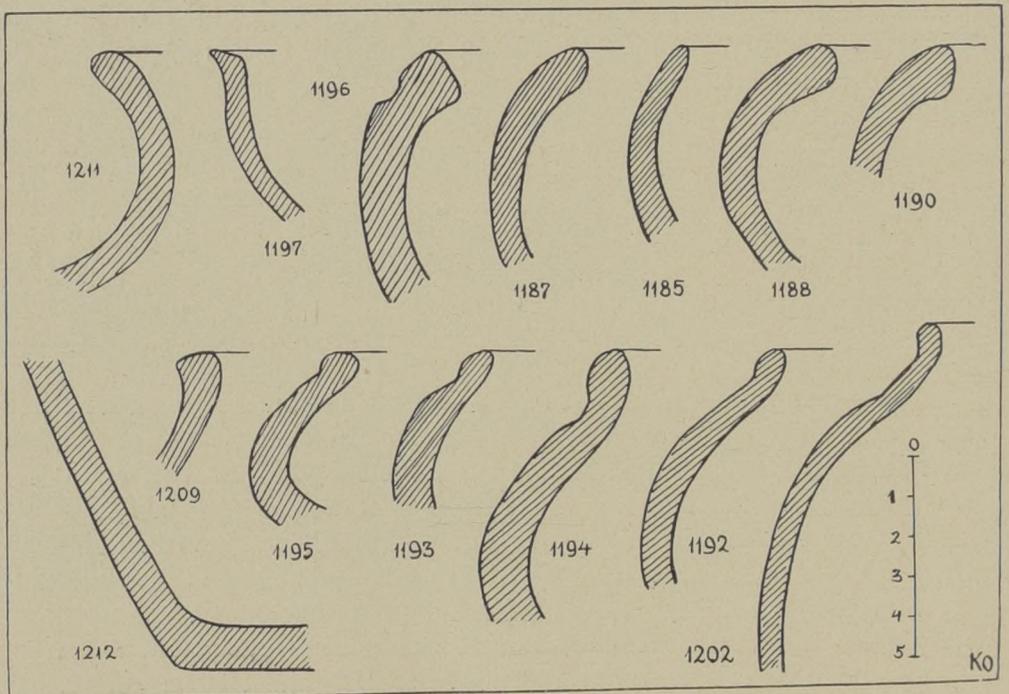


Abb. 22. Spätfeltische Randstücke und Bodenstücke von Gebrauchstöpfen der Fundstelle 3a, der auch die bemalte Tonware entstammt.

aus römischer Besetzungszeit eine Reihe von Entsprechungen auf.⁴⁹ Die diesen zunächst gelegenen weiteren Fundorte sind R ü s s e l s h e i m a m M a i n⁵⁰ und B a d K r e u z n a c h.⁵¹ Nach Südosten geht die Verbreitung rotweiß-bemalter Tonware bis zum R ö m e r k a s t e l l i n P f ü n z⁵² in seinem Lagerdorf mit anzunehmender keltisch=einheimischer Bevölkerung, und schließlich nach Osten bis zu der schon erwähnten boisch=markomannischen (?) Höhenfeste des H r a d i s c h t bei Prag, der schöne Beispiele dieser Ware geliefert hat.⁵³ Aus unserer räumlichen und zeitlichen Übersicht geht hervor, daß die zonenbemalte Rotweiß-Tonware sich über Ostfrankreich, Schweiz, Südwest- und Süddeutschland bis nach Böhmen zieht; sie umfaßt das Gebiet verschiedener gallischer Stämme, der Meduer, Rauriker, Helvetier, Boier, Bindeliker und der germanischen Wangionen,⁵⁴ und ist von Ostfelten (Boiern) oder zugewanderten Galliern,⁵⁵ in diesem Fall von Südwesten her, bei den germanischen Markomannen eingeführt worden. Für die Zeit dieser Ware ergibt sich die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr. und das 1. Jahrhundert n. Ztr., wie die zahlreichen Vorkommen in römischen Lagerdörfern, wohl bei einheimischer keltischer Bevölkerung wie in Kottweil, Hüfingen, Windisch, Basel=Drususkastell, Worms, Pfünz u. a., be- funden. Diese aufschlußreiche farbige Tonware läßt engsten kulturellen Zusammenhang der keltischen Stämme in der Spätzeit des Keltenums erschließen, in den also nun nach unseren neuesten Funden auch unser Schwäbisch Hall einzubeziehen ist als inmitten des oben um- schriebenen Kulturraumes gelegen.

Ähnliche Aufschlüsse bringt auch die Betrachtung der anderen bemalten Ton- ware unserer Haller Kelteniedlung. Die Auszier einer vermutlich auch weiß- rot bemalt gewesenen Flasche mit weißen Zonen und dem mit gekreuzten schwarzen Strichlagen darauf aufgepinselten Gitterstrichmuster (Abb. 20, Mündungsteil 1219 mit Halsansatz, Wandstück 1220 und Bodenteil 1221) hat ihre Entsprechung außer in Frankreich⁵⁶ auch wieder in der großen Spätkeltensiedlung der Gasfabrik Basel,⁵⁷ in einer römischen Fundstelle beim Sommertheater in Baden (Kanton Aargau, Schweiz),⁵⁸ in dem gallischen Oppidum Z a r t e n (Tarodunum) im Dreisamtal in Baden⁵⁹ und besonders entsprechend wieder in der reichhaltigen spätlaténe- zeitlichen befestigten Siedlung auf dem Hradischt (boisch oder markomannisch mit boischer einheimischer und zugezogener gallischer Bevölkerung) bei Stradonitz in Böhmen.⁶⁰ Nach Pic-Déchelette (Der Hradischt von Stradonitz, S. 95/96) ist dieses in Zonen eingemalte Gittermuster südöstlicher Herkunft und kommt aus Norditalien über den Tessin, und während der Zeit des römischen Kaisers Augustus über Ostgallien bis nach Böhmen. In Frankreich ist das Verbrei- tungsgebiet auf Ostgallien beschränkt in einem Raum zwischen Toulouse, Trier und Mainz, und die genannte Gitterverzierung kommt in gallischen Städten in der Zeit unmittelbar nach Caesar und in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Ztr. vor. Die Zeitstellung schließt sich also an diejenige der rotweiß-zonen- bemalten Ware an und greift wie diese tief in das 1. Jahrhundert n. Ztr. hinein.⁶¹

Mit dieser durch die farbige Tonware unserer Siedlung gesicherten Zeit- stellung sind zugleich auch die R a n d s t ü c k e handgemachter Töpfer- ware zeitlich bestimmt, die in derselben Schicht mit der bemalten Ordenware zusammen geborgen worden sind (Abb. 22). Es handelt sich um

Schalen mit stark eingewölbtem Rand und Randverdickung nach innen (Abb. 22 Nr. 1196, 1187, 1188, 1190) und um eine eigenwillige Form von schalen-, napf- und schüsselförmigen Gefäßen, deren gerundeter Rand nach außen gebogen und mit einer Einkerbung versehen ist (Abb. 22 Nr. 1192 bis 1195, ferner andere Fundstelle, Abb. 10 Nr. 831, 979 und 980). Da in der Spätkelten siedlung der Gasfabrik Basel solche Randformungen bei „Näpfen“ auch vorkommen⁶² und diese Siedlung in der letzten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr. noch bestanden haben muß,⁴¹ können diese Randformen somit auf diese Zeit bis in das 1. Jahrhundert n. Ztr. hinein und noch länger festgelegt werden. Ist doch diese Randbildung gerade im 2. und 3. Jahrhundert n. Ztr. auf west- und südwestdeutschem Boden noch sehr beliebt.⁶³

Zu den bemalten Scherben der Haller Kelten siedlung gehört noch ein vereinzelter feintoniger, 5 mm dicker Scherben mit Schwärzung auf der Innenseite und ehemaliger Weißbemalung auf der Außenfläche, die heute gelblichweiß verfärbt erscheint. Ein doppeltes, einst schwarz gewesenenes aufgemaltes lockeres Zickzackband ist noch zu erkennen (Abb. 19 Nr. 881, Fundstelle 10). Auch für dieses Muster bietet der böhmische Hradischt gute Entsprechungen,⁶⁴ zum Teil auch die spätkeltenische Kaurifersiedlung der Gasfabrik Basel.⁶⁵

Soweit Bodenteile unserer bemalten spätkeltenischen Haller Flaschen erhalten sind, zeigen sie kennzeichnende Ausformung mit der Drehscheibe durch Eintiefung einer Riefe zu einer Art von flachem Standring (Abb. 20 Nr. 1218 und 1221, und Abb. 24 Nr. 1217). Diese Fußbildung entspricht der römisch beeinflussten keltischen Spätzeit wie in der spätkeltenischen Siedlung der Gasfabrik Basel⁶⁶ und vom Hradischt.⁶⁷

Auch ein Bodenteil feingearbeiteter, sehr hart gebrannter ziegelroter Drehscheibenware (Abb. 23 Nr. 566, Fundstelle 1)

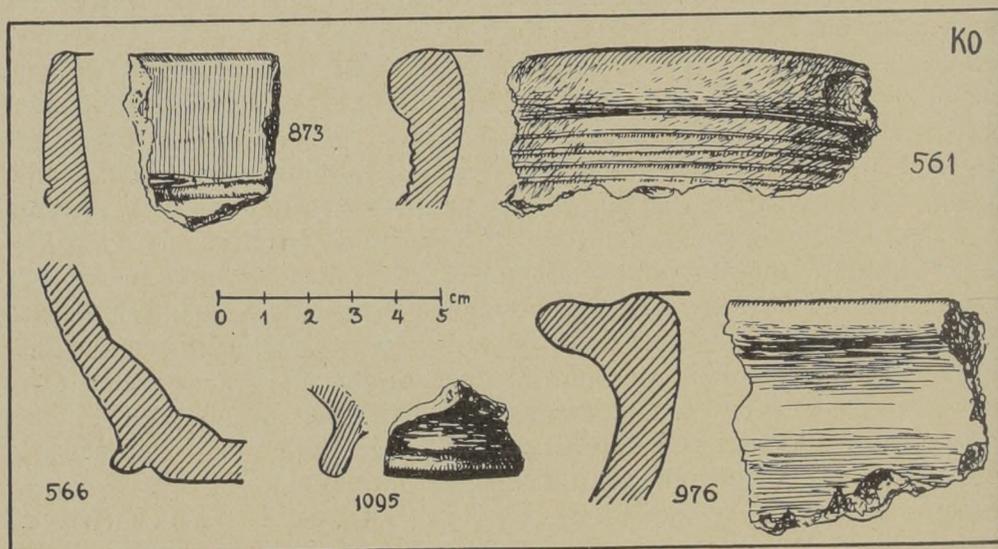


Abb. 23. Rand- und Bodenteile spätkeltenischer drehscheibengefertigter Gefäße in römisch beeinflusster gallischer Technik. Nr. 873, 561 und 566 haben Ziegelrotbrennung, Nr. 1095 ist terranigraartig schwarzfirnisglänzend, Nr. 976 (hellgraubraun) zeigt Randformung in Art römischer Schüsseln, Nr. 566 (ziegelrot) Bodenformung mit Standring.

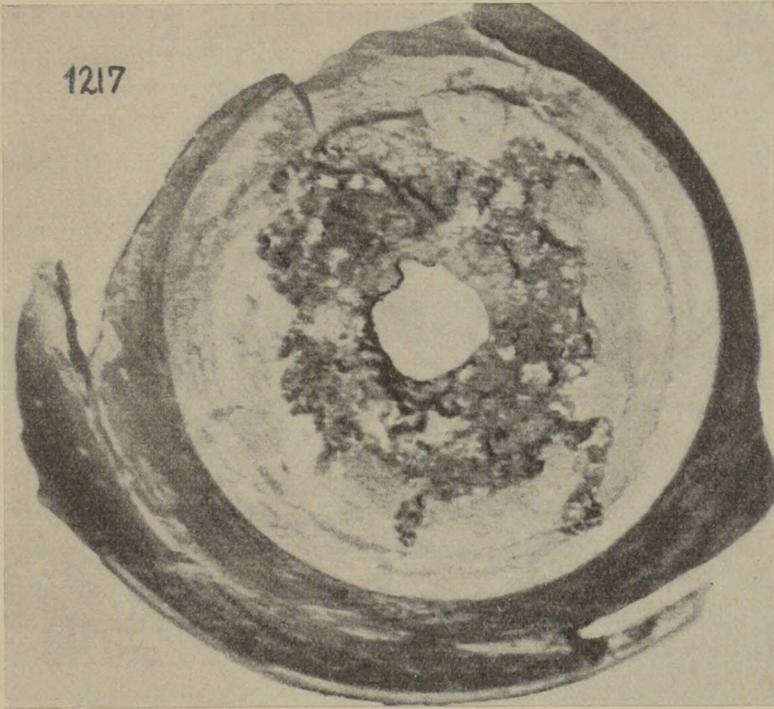


Abb. 24. Die äußere Bodenfläche der Flasche Nr. 1217 (siehe Abb. 20 und 21) mit Harzverkrustung; das Harz verbrannte bei der Untersuchung mit Wohlgeruch. — Abbildung etwa $\frac{2}{3}$ nat. Größe. (Aufnahme: Dr. Kost)

weist diesen Standring auf. Der Scherben erinnert sehr an rottonige römische Ware und ist zeitlich spät anzusetzen, frühestens auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr., viel eher aber wohl auf das 1. Jahrhundert n. Ztr. Auch ein Randstück eines hartgebrannten, roten, fast wie Terra Sigillata glänzenden Gefäßes (Nr. 873, Abb. 23) läßt an römischen Einfluß („nachgeahmte Terra Sigillata“?) denken. An römische Schüsselrandformungen erinnern auch Profile wie dasjenige von Nr. 976 (Abb. 23, Schüssel?), doch braucht unmittelbar römischer Einfluß nicht angenommen zu werden, da sich in der Raurikersiedlung von Basel-Gasfabrik bei den Rändern großer, verzierter Kochtöpfen gute Vergleichsstücke aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. anbieten.⁶⁸

Gleichmäßige Rotbrennung zeigen die Scherben Nr. 873 und 566 (siehe oben). Auch das der Randform nach in das 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr. anzusetzende gröbere, mit der Drehscheibe gefertigte Gefäß Nr. 561 (Abb. 23, Schüssel?) weist solche Rotbrennung auf. Feinere Ausführung und Rotbrennung zeigt auch ein anderer, klingend harter, rotbrauner mattglänzender Scherben (Nr. 1039); solche Tonware erinnert an römische aus unseren Limeskastellen, z. B. an Scherben vom Kastell Osterburken in der Studiensammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall, ist aber doch wohl noch etwas ältere einheimische Arbeit wie auch die ziegelig aussehenden, gleichmäßig rot gebrannten Scherben Nr. 873 bis 880. Immerhin verlangt die Technik solcher Rotbrennung eine späte Zeitansetzung auf das Ende des 1. Jahrhunderts v. Ztr. oder in das 1. Jahrhundert n. Ztr.

Falls das 8 mm dicke Scherbenstück eines *Hohlbeckels* von 8 cm Durchmesser, handgearbeitet, in gleichmäßiger Schwarzbrennung und Außenglättung (Nr. 1251, Abb. 12), von dem weiter oben schon die Rede war, nicht eine Bodendelle darstellt, wäre mit diesem Stück ein besonders später Zeitanfang gegeben. Als Bodendelle (*Omphalus*) ist das Fundstück kaum zu deuten, da die Ausdellung des handgemachten Stückes mit dem Daumen von innen aus erfolgt ist und deutlich den etwas einseitigen Abdruck des Daumens in der Höhlung erkennen läßt. Es kann eigentlich nur als Zierbuckel aufgefaßt werden. Buckelverzierung ist bis jetzt aber erst im 3. Jahrhundert n. Ztr. nachweisbar.⁶⁹

Am Schluß unserer Darstellung der Irdenware, die bedeutsame zeitliche und kulturelle Ansätze ermöglicht hat, sei noch auf eine technische Besonderheit aufmerksam gemacht; einer der Topfscherben aus Fundstelle 23 ist durchbohrt (Nr. 1132, Abb. 35). Es handelt sich wohl um ein Bruchstück eines durch *Flicklöcher* (mit ehemaliger Verdrahtung) geflickt gewesenen Topfes. Entsprechende Flicklöcher liegen auch von anderen Keltenfundstätten vor, zum Teil sogar noch mit Rest des Flickdrahtes. Beispiele bietet die Kelten siedlung der Gasfabrik Basel,⁷⁰ der Hradischt,⁷¹ die Kelten siedlung in Hallstatt⁷² und die Keltenhöhle von Wendel zum Stein im Jagsttal in Württembergisch Franken, die zwei Scherben mit Durchbohrungen nahe dem Rand geliefert hat. Ein solches geflicktes Topfbruchstück mit zwei an seinem Rand sorgfältig eingebohrten Flicklöchern bietet auch der Michelsberg bei Ripsenberg in Mittelfranken.⁷³

Küche und Nahrungserwerb

Daß seit der Jungsteinzeit die *Getreidenahrung* mit eine Rolle bei der Ernährung des Vorzeitmenschen spielte, ist bekannt. So ist es denn nicht verwunderlich, daß sich im Abraum der Ausschachtung des Kreisparfassenneubaus, wohl der keltischen oder noch einer älteren Siedlung der Nähe entstammend, ein zentnerschwerer *Reibmahlstein* von flach-eirunder Form fand, wie üblich aus Sandstein bestehend, mit Ausflachung durch *Getreidereiben* auf seiner Oberfläche. In einem der bestbelegten Teile der Siedlung, in der mittel- bis spätkeltischen Fundstelle 1, ergab unsere Ausgrabung u. a. ein Bruchstück einer 2,2 bis 3 cm dicken *Gesteinsplatte* aus *Flintjaspis*, mit unregelmäßigem Umriß innerhalb der Abmessungen $9 \times 5,3$ cm (Nr. 536). Die Unterseite des blaßroten Bruchstücks ist glatt, die Oberfläche flach vertieft und glatt durch Ausreibung, und in dieser Flachmulde, die sich breit über das Bruchstück hinaus fortgesetzt haben muß, liegt ein dünnfrustiger, erdig-kalkhaltiger Belag auf, der eine unterbrochene, zum Teil netzartig verlaufende *Deckschicht* bildet. Eine mikroskopische und chemisch-biologische Untersuchung durch Professor Dr. Grütz (Berlin), dem auch in der folgenden Darstellung eine Reihe wertvoller Untersuchungsergebnisse von Nahrungsmitteln usw. zu verdanken sind, ergab folgendes:

„In der Deckschicht wurden zerstreut jodbläuernde *Weizenstärkeförner* aufgefunden, auch mehrere größere Aggregate (Abb. 26), außerdem die zerstückelten *Reste von Sporezellen* (Abb. 26, Sp). Dazu kommen noch, allerdings spärlich, die *Sporen von Weizenbrand* (*Ustilago carbo*), woraus sich ergibt, daß das Getreide eine Weizenart war, wahr-

scheinlich Emmerkornweizen (*Triticum dicoccum*). Im mikroskopischen Bilde erscheinen zahlreiche Gipskristalle, die durch die Einwirkung der zugesetzten Schwefelsäure auf Calciumcarbonat unter Kohlensäureentwicklung entstanden. Nach diesen Anzeichen ist die Jaspisplatte ein Bruchstück eines Mahlstens. Die Stärkereste sind durch die Kalkschicht erhalten worden.“

Die Untersuchung einer Anzahl von Topfscherben, die durch irgendeinen Belag den Verdacht von Speiseresten erregten, durch Professor Dr. Grütz (Berlin) ergab weitere Getreidenahrungsnachweise. So fand seine Untersuchung auf dem Randstück eines Topfes von etwa 27 cm errechnetem Durchmesser (Nr. 533, Abb. 25), das innen graubraun, außen künstlich geschwärzt war, auf der Innenseite unter einer dünnen Schicht brandigen Tons mehrere Stärkekörner (wie Abb. 26, St und Stk) von einer Getreidenahrung. Ähnlich fand Professor Dr. Grütz (Berlin) an dem geglätteten Scherben Nr. 534, der 7 bis 10 mm dick ist, innen schwarzgrau, außen mit Schlicküberzug, welcher infolge der Hizeinwirkung rotbraun geworden ist, in dem auf der Innenseite abgeschabten Pulver verkohlte Stärkekörner des Weizens, zerstreut einzelne, und ein Aggregat von 15 Stärkekörnern mit mehreren kleinen (Abb. 26, St), außerdem rötliche Flecken von Erthrodextrin (Abb. 26, D) und die Reste verkohlter Spreuzellen. Das Gefäß war nach Professor Dr. Grütz (Berlin) ein Backtopf, wie das große, etwa 40 cm Durchmesser ergebende Gefäß des dickwandigen Scherbens Nr. 535 von 17 mm Wanddicke. Dieser Scherben, wie die vorigen von der ergiebigen Fundstelle 1, ist außen stark rotgebrannt und trägt innen einen kohligen Belag, der nach Untersuchung zerstreute halbverkohlte Stärkekörner und zum Teil verkohlte Brotkrümchen ergab (Abb. 26, S und Stk). Brotreste enthielt auch der kohlige Belag eines klingend harten, außen feinrauh bestrichenen, innen glänzend glatten Topfes (Scherben Nr. 552, 8 mm dick, Fundstelle 4). Ein Backtopf muß nach dem Ergebnis der Untersuchung von Professor Dr. Grütz

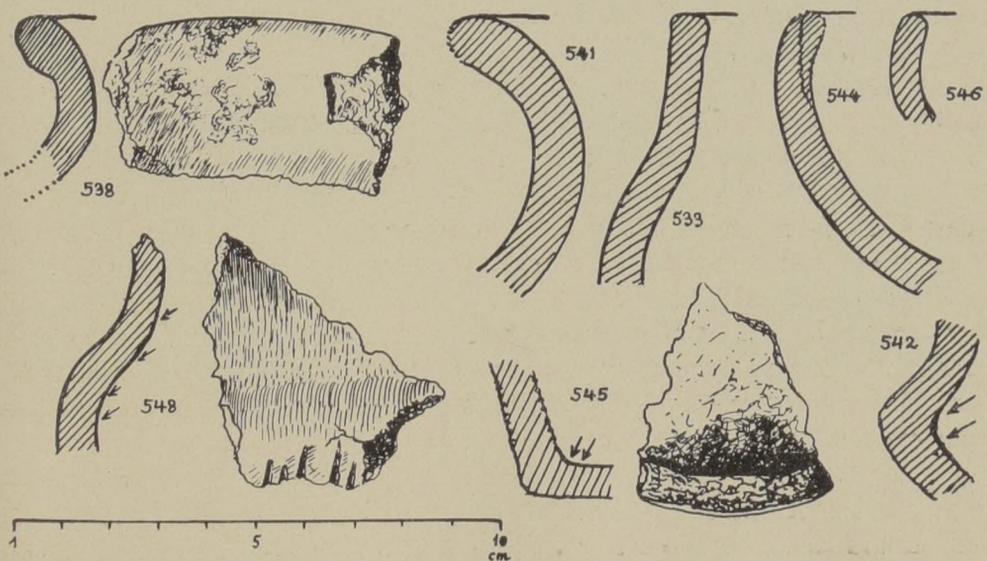


Abb. 25. Scherben, welche Nahrungsmittelreste in Verkrustungen an sich tragen und untersucht worden sind. (Siehe Abschnitt „Küche und Nahrungserwerb“.)

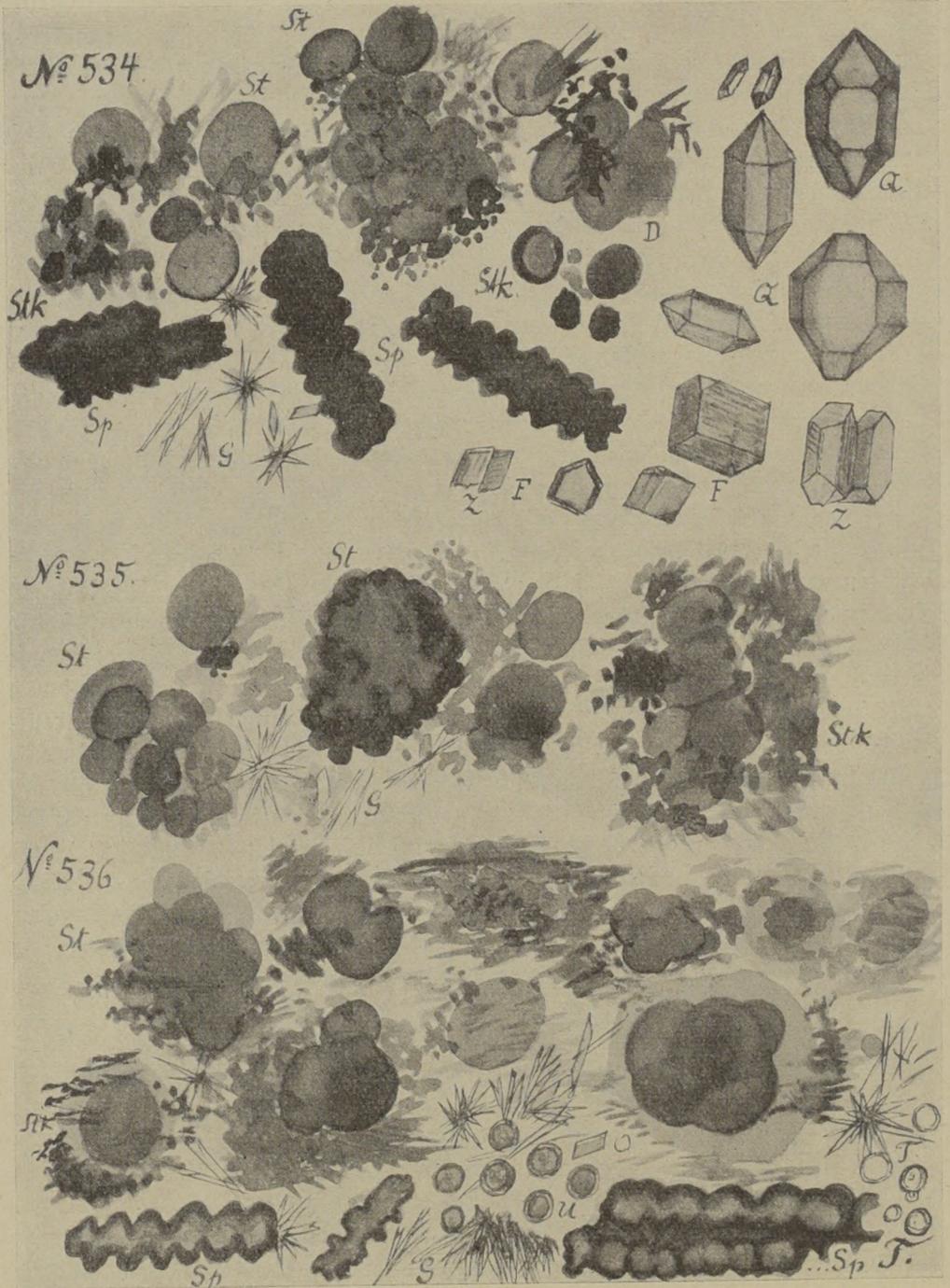


Abb. 26. Vergrößerte Darstellung von Nahrungsmittelresten (siehe auch Abb. 25) nach Untersuchung von Professor Dr. Grütz (Berlin). St = Weizenstärke mit Jod gefärbt, Stk = Stärkeföhle mit Jod und Schwefelsäure gefärbt, Sp = Sporellreste verkohlt, D = dextrinierte Stärke mit Jod gefärbt, Q = Quarzkristall, F = Feldspatkristall, Z = Feldspatzwillingskristall, G = Gipskristalle, U = Sporen von *Ustilago carbo*, Weizenbrand, T = Torulahefe.

(Berlin) auch das Gefäß des Scherbens Nr. 542 (Wandstärke 12 mm, Topfdurchmesser 29 cm, Fundstelle 2 bis 12) gewesen sein, da sich Stärkekörner, Fett und gelegentlich wilde Hefen fanden. Hier war die ursprünglich größere Stärkemenge durch eine Milbe der Gattung Glykophagus zum Teil aufgezehrt worden, von der Professor Dr. Grütz (Berlin) eine vollständige Haut fand. Bei Scherben Nr. 540 (10 mm dickwandig, Fundstelle 2 bis 12) fanden sich auf der Außen- und Innenseite unter dem schwachen, unterbrochenen kohligen Belag, was nach Professor Dr. Grütz' (Berlin) Mitteilung in dieser Lage selten ist, viele verkleisterte Stärkereste und einzelne Stärkekörner, ferner etwas Fett, während Stickstoff ganz fehlte. Danach war das Gefäß ein Kochtopf für Stärkebrei, der mit Fett aufgekocht worden war. Mehلبrei hat auch ein etwa 7 mm starker ausgebauchter Topf (Abb. 25, Scherben Nr. 548, an der Bauchaußenwand mit grober senkrechter Kammstrichverzierung wie Topf Nr. 839, Abb. 18, ferner wie Nr. 1170, siehe dessen Abb. 9; Fundstelle des Scherbens: 2 bis 12) enthalten; unter einer dünnen Kalkschicht der Innenseite fand Professor

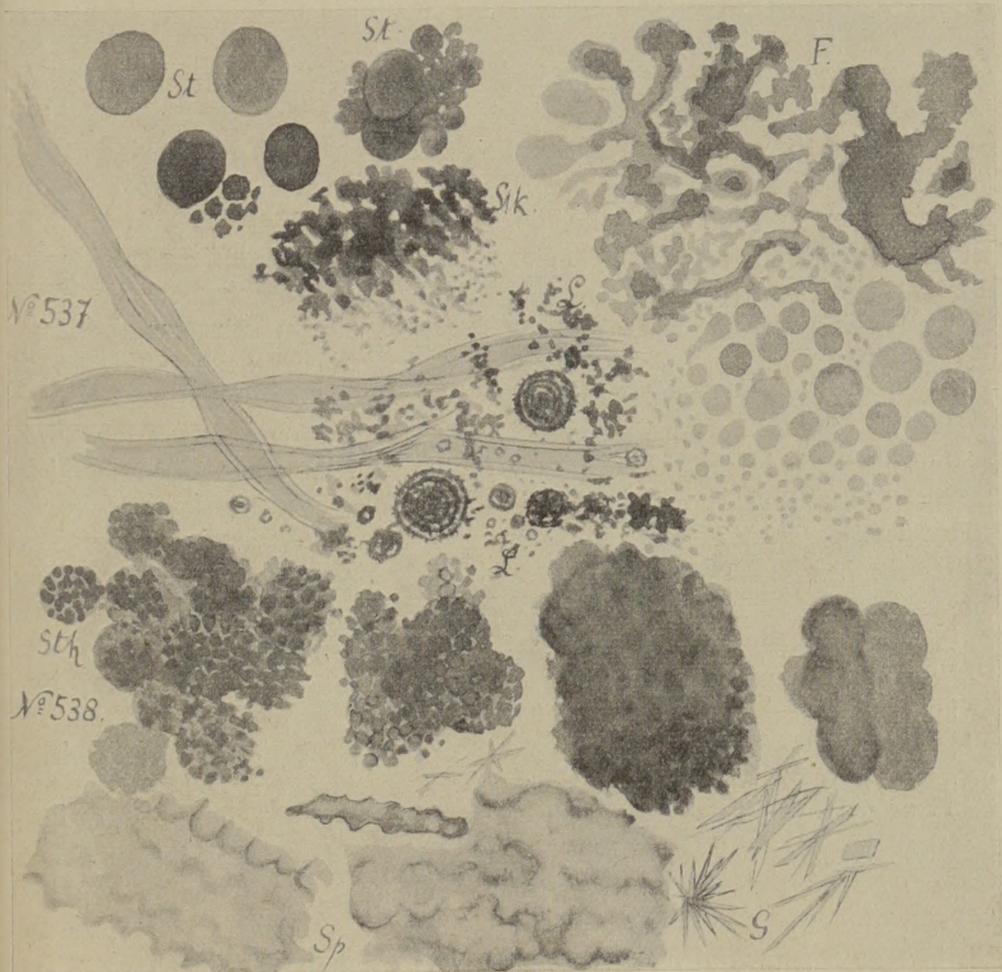


Abb. 27. Vergrößerte Darstellung von Nahrungsmittelresten nach Untersuchung von Professor Dr. Grütz (Berlin). Bezeichnungen wie Abb. 26, ferner L = Leucinkupfer, Nachweis von Milch, Sth = Stärkekörner von Hafer, Jodsärbung.

Dr. Grütz (Berlin) Stärkekörner und -koble und koblige Spreuzellreste. Beim Randstück einer großen, fast 50 cm im Durchmesser weiten Schale mit eingezogenem Rand (Abb. 25 Nr. 541, Fundstelle 2 bis 12) ergab die Untersuchung durch Professor Dr. Grütz (Berlin) in dem kobligen tupfig-streifigen Belag der Außen- und Innenseite verkleisterte Stärkereste und einzelne Stärkekörner neben verkohlten, ferner fast ganz verkohlte Spreublattreste und einige angefengte Härchen vom Weizenbart. Diese weite Schale hat somit Weizenschrotmehl oder geröstetes Getreide enthalten. Ergiebig war die Untersuchung eines hellbraunen Scherbens mit umringten Spritzflecken auf der Außenseite (Abb. 28 Nr. 551; Fundstelle 3; der Scherben ist ein Teil des ganz wiederhergestellten Latène-Eimertopfes, Abb. 9 Nr. 1168). Professor Dr. Grütz (Berlin) fand in den Flecken viele verquollene Stärkekörner und deren Aggregate, koblige Reste von Spreublattzellen, Bruchstücke von Härchen des Weizenbartes, einen Abriß von der Aleuronschicht (Abb. 28, A1) und schließlich einige wilde Hefen, die sich immer einstellen, wenn ein derartiges Geschirr in feuchter Luft steht. Die Spritzflecke (Abb. 28) rühren daher, daß kleine Tröpfchen Stärkekleister beim Kochen auf die heiße Gefäßwand geschleudert wurden. Nachdem sie aufgesaugt waren, bildeten sich koblige Ringe mit Mittelfleck aus. Im Versuch konnte Professor Dr. Grütz (Berlin) einen gleichen Spritzfleck nachahmen (Abb. 28, Pfeilzeichen). Die weitere Untersuchung dieses Scherbens ergab noch 5 Bruchstücke von Schafwollhaaren, rot gefärbt, und ein gelbes, ferner Leinenfasern, koblige Tannenh Holzfasern von der Feuerung mit den beringten Tüpfeln (Abb. 28, Hk), Zellwandreste von Spreuzellen und verkohlte Stärkekörner. Dieses rötlichlederbraune, 22 cm hohe und 14 cm mündungsweite Gefäß (Abb. 9) war ein Kochgeschirr, in dem Weizenschrotmehl aufgekocht wurde und einmal sehr stark, so daß Spritzer heraus auf die Gefäßwand geschleudert wurden. In diesem Kochtopf wurde außerdem noch zerfleinerte Ackerbohne aufgekocht, wie dies durch zwei Reste (Abb. 28, Z) und durch den Stickstoffgehalt bezeugt wird. Ein anderer Scherben dieses Topfes (Nr. 550) bestätigte in seiner Untersuchung das Vorhandensein von Stärkekörnern, Dextrinresten und kobligen Spreuzellen des Weizens, und die weitere Untersuchung der Erdfüllung dieses jetzt wiederhergestellten Topfes (Abb. 9 Nr. 1168) bestätigte gleichfalls das Dasein von Stärkekörnern des Weizens und Aggregate davon.

Schließlich konnte auch die Untersuchung des Bodensatzes des kleinen Töpfchens der Spät-Hallstatt- und Früh-Latènezeit (Nr. 555, Abb. 7 und Abb. 9) durch Professor Dr. Grütz (Berlin) in diesem Kleingefäß 10 Stärkekörner aus den Kotyledonalzellen der Ackerbohne aufweisen, ferner Teile von Spreublättern und deren Zellen, einige Pollenkörner einer Graminee (Grasart), viele Zellen einer wilden Hefe, besonders einer Torula-Art, und schließlich Fasern von Tannenh Holzkohle. Der Bodensatz erwies sich als reich an Stickstoff in Form von Nitriten, Nitraten, Amido- und Ammoniumverbindungen, die aus der Zersetzung der Bohneneiweißstoffe hervorgegangen sein müssen, bewirkt durch die wilden Hefen und Bakterien. Da bei der Kleinheit des Gefäßes Nr. 555 (nur 7 cm hoch) an Verwendung als Kochgeschirr für Ackerbohnen nicht zu denken

ist, kommt nur ein anderer Zweck für diese kleine Menge gekochter Bohnen in Betracht, höchstwahrscheinlich deren Verwendung als Heilmittel; tatsächlich erfreut sich in der Volksheilkunde das Mehl der Ackerbohne als Mittel bei Ekzemen bis heute eines ganz besonderen Ansehens.⁷⁴

Daß Weizenmehl in Breiform mit Milch angemacht gegessen worden ist von den Kelten der Haller Siedlung, erweist die Grützsche Untersuchung eines 9 mm dicken, außen und innen gut geglätteten Scherbens (Nr. 537, Fundstelle 1).⁷⁵

Die Verwendung einer anderen Getreideart, des Hafers, in der Küche

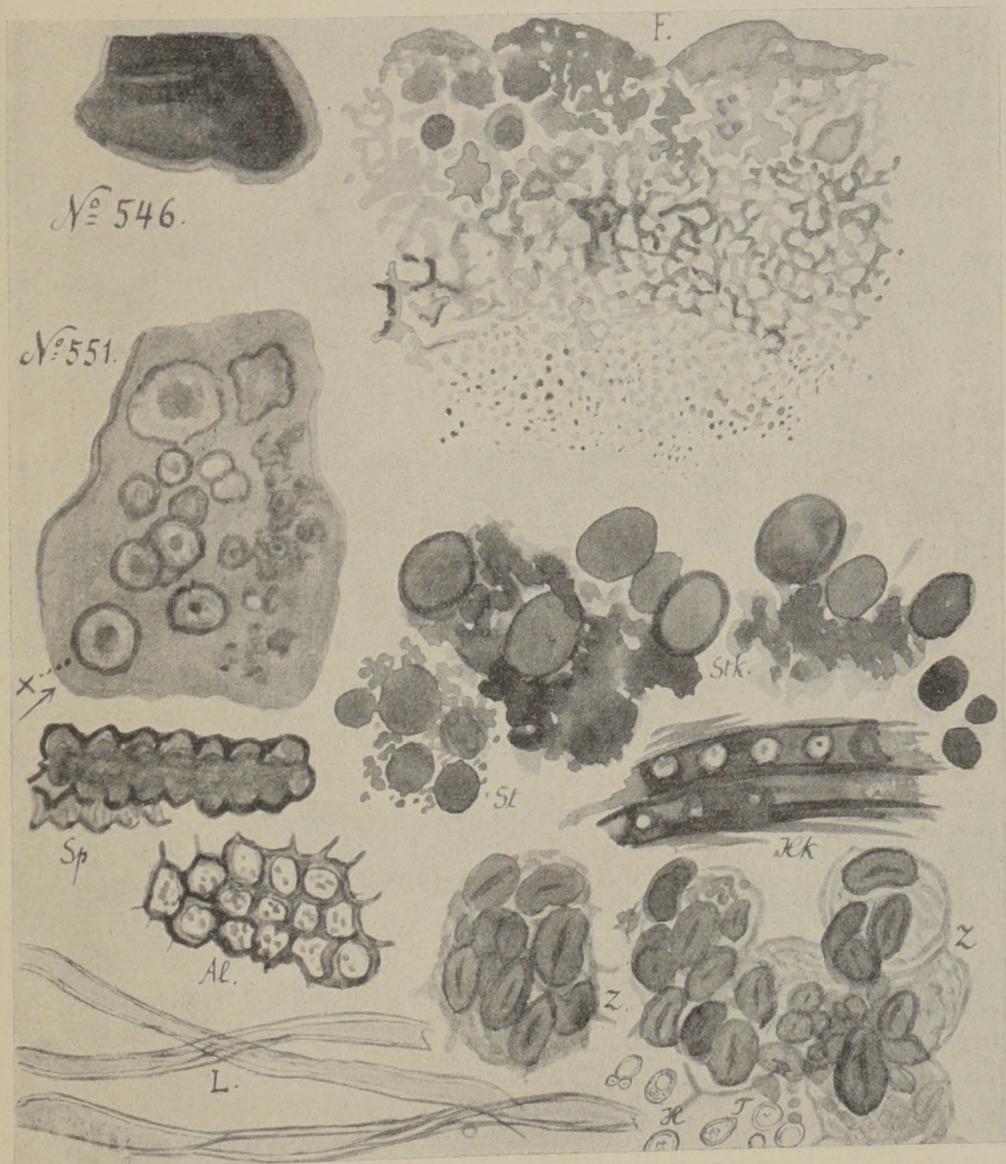


Abb. 28. Vergrößerte Darstellung von Nahrungsmittelresten nach Untersuchung von Professor Dr. Grütz (Berlin). Hk = Holzbohle (Tannenholz), F = Fett, ungesärbt, Hs = Schaßhaarbruchstück, etwas angejengt, Al = Abriß von der Aleuronschicht, × dieser Spritzleck experimentell nachgeahmt, Z = Zellen aus den Kotyledonen der Ackerbohne, Färbung mit Jod-Schwefelsäure, L = Leinensfasern, T = Torulabefe.

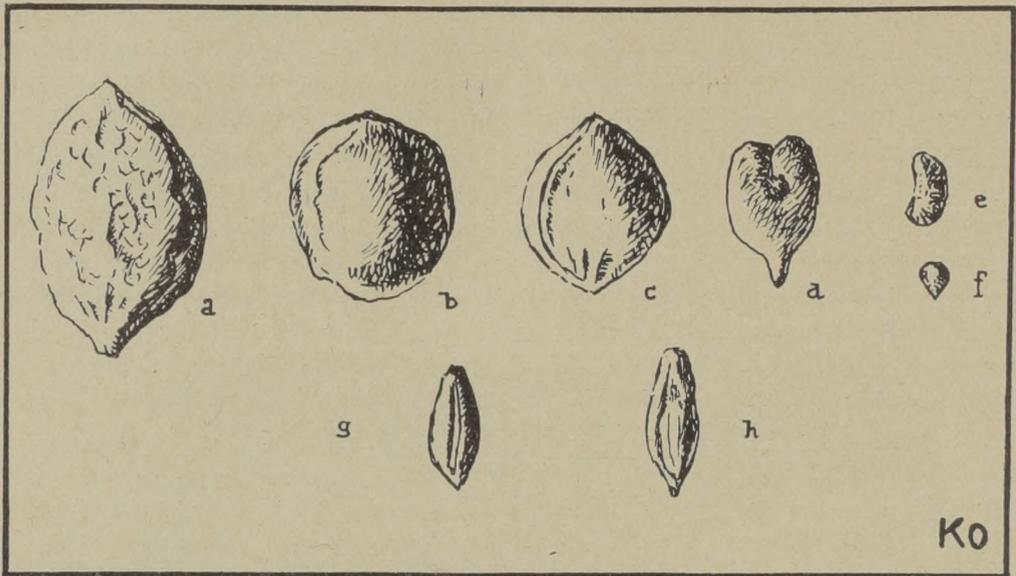


Abb. 29. Fruchtkerne und Samen von Fundstelle 26, in zweifacher Vergrößerung gezeichnet. a Pflaume (*Prunus insititia*), b Kirsche (*Prunus avium*), c Schlehe (*Prunus spinosa*), d Wilde Weinrebe (*Vitis silvestris*), e Himbeere (*Rubus idaeus*), f Erdbeere (*Fragaria vesca*), g Saatgerste (*Hordeum sativum*), h Hafer (*Avena sativa*).

einer keltischen Hausfrau der Haller Siedlung ging aus einer mikroskopischen und chemischen Untersuchung des Scherbens Nr. 538 hervor (siehe Randstück, Abb. 25, aus der spätkeltischen Fundschicht von Fundstelle 1). Der entsprechende Topf mag die Form des in allen Teilen gefundenen und wiederhergestellten Topfes Nr. 1168 gehabt haben mit rund verdicktem, etwas ausladendem Rand und etwa 15 cm Mündungsdurchmesser. Das Gefäß ist außen graubraun, innen schön rotbraun gebrannt. Unter der Schicht des nehartig krustigen Belags der inneren Randbreite (Abb. 25 und Abb. 27) ermittelte Professor Dr. Grütz (Berlin) 4 Aggregate von Stärkekörnern, die nach seiner Mitteilung zweifellos von Haferkörnern herrühren, da die großen Stärkekörner aus kleineren zusammengesetzt waren (siehe Bildtafel Abb. 27 Nr. 538, Stk). Daß es sich hier um eine angebaute Hafersorte handelt, zeigt ein glücklicher Fund des Berichterstatters aus einer durch überlagernde keltische Scherben belegten Kulturschicht am Ostrand unserer Kelten-siedlung, am Hafensmarkt (Fundstelle 26, Lage-skizze Abb. 3 und Fundschichtaufnahme Abb. 30). Dort konnte dieser aus der Untersuchung der moorig-schwarzen Fundschicht nicht nur 2 Körner des Saathafers (*Avena sativa*) bergen (Abb. 29, h), sondern auch weiterhin 3 Körner der Saatgerste (*Hordeum sativum*; Abb. 29, g).⁷⁶

Von Bedeutung ist auch die aus dieser Fundschicht ermöglichte Feststellung einer vermutlichen Urkultursorte der Pflaume (*Prunus insititia*) durch zahlreiche Fruchtkerne (Abb. 29, a). Die Pflaume ist (nach Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, S. 412) in Südeuropa und im südlichen Mitteleuropa heimisch; Pflaumenkerne sind schon in den jungsteinzeitlichen Schweizer Pfahlbauten nachgewiesen. Die veredelten Formen der Pflaume haben wahrscheinlich in den pontischen Ländern ihren Ursprung und kamen von

da über Griechenland nach Italien. Im Zeitalter des Augustus, in dem ja unsere Haller Kelten siedlung noch blühte, wurden die Prunusarten bereits in großer Menge im römischen Gebiet gebaut; Plinius redet von „ingens turba prunorum“ (15, 41). Unsere Haller Funde stellen nach Ansicht von Dr. K. Bertsch (Ravensburg) schon Kulturpflanzen dar; sie sind somit aufschlußreich für die damit auch weiterhin zu vermutende frühe Kultur dieser Frucht auf keltisch-süddeutschem Boden. Unsere Kelten werden, wie so manches andere, die Kulturpflaume auf dem Weg über römisch beeinflusste gallische Stämme übernommen haben.

Außer Pflaumenkernen enthielt die erwähnte ergiebige Kulturschicht der Fundstelle 26 auch ein Dutzend Kerne der Kirsche (*Prunus avium*; Abb. 29, b); bei dieser Frucht kann (nach Dr. K. Bertsch [Ravensburg]) nicht gesagt werden, ob es sich in unserem Fall um eine Wild- oder schon um eine Kultursorte handelt.

Ferner konnte der Berichterstatter aus der erwähnten Kulturschicht der Fundstelle 26 auch 9 Kerne der Schlehe (*Prunus spinosa*; Abb. 29, c) bergen, ferner einen Samen der Himbeere (*Rubus idaeus*) und 2 der Erdbeere (*Fragaria vesca*; Abb. 29, e und f). Von den ihm von der gleichen Fundstelle eingesandten Hölzern dieser Schicht konnte Dr. K. Bertsch (Ravensburg) Holz vom Haselstrauch (*Corylus avellana*) und von der Eiche (*Quercus*) bestimmen.

Für die Entwicklung unserer Kulturpflanzen ist von den Funden der Kulturschicht der Fundstelle 26 außer den Pflaumen- und Kirschenkernen und den Getreidekörnern von Saathafersaatgerste auch noch das Vorkommen von 3 Kernen der wilden Weinrebe (*Vitis silvestris*; Abb. 29, d) von Belang. Bekanntlich ist die wilde Weinrebe heute in unserem Land nicht mehr bodenständig; sie war es aber in der jüngeren Steinzeit (siehe S. 14). Es handelt sich hier in Schwäbisch Hall um eine vor 2000 Jahren in der Spätkeltzeit hier heimische, aber andere Wildrebenrasse als die schon steinzeitlich für Heilbronn und Cannstatt erkannten einheimischen Wildrebenrassen. Nach freundlicher Mitteilung von Dr. K. Bertsch (Ravensburg) stehen die neuentdeckten Haller Wildrebenkerne der heutigen Wildrebe des Oberrheins näher als den vorgenannten vorgeschichtlichen von Heilbronn

Abb. 30. Fundstelle 26: Fundschicht der Obstkerne, Getreidekörner und Samen (Abb. 29). Die schwarze Fundschicht, 20 cm hoch, liegt links unten über dem Grubenboden. Die unten in Bildmitte nach rechts hoch ziehenden breiten, dunklen, geraden Streifen sind Schatten von unbefiedeltem Muschelfalkfels. Die datierenden keltischen Funde (Scherben, Feuerlehm und Knochen von Rind, Schaf und Schwein) ziehen sich noch bis zu 1 m hoch über der schwarzen Fundschicht der Kerne und Körner nach dem rechten Bildrand (schon zu Fundstelle 25 gehörig) der Hangschräge folgend hoch zum Hasenmarktgelände. Links oben der unterste Rand eines mittelalterlichen Kellermauerbodens.

(Aufnahme: Dr. Rost)



und Bad Cannstatt, ohne aber ganz mit der heutigen rheinischen Wildrebe übereinzustimmen. Die Annahme liegt nahe, gerade die keltischen Wildrebenkerne von der Art der Haller Kerne als Vorfahren der später wohl am Rhein zur Kulturrebe entwickelten Wildreben anzusehen, aus denen wohl dort Traminer und Riesling herausgezüchtet worden sind.⁷⁷

Mit den obgenannten Frucht- und Samennachweisen läßt sich für unsere Haller Kelteniedlung das Kulturbild wesentlich erweitert sehen

und wir bekommen einen Begriff von der vielfältigen Nahrungswirtschaft durch Getreidebau, Obstzucht sowie alt-hergebrachtes Sammeln. Zu den zahlreichen pflanzlichen, oben nachgewiesenen Nahrungsmitteln unserer Haller Siedlung tritt noch die ebenfalls feststellbare tierische Nahrung aus Viehhaltung, Jagd und Fischfang.

In dem kohligen Belag eines ihm eingesandten Scherbens (Nr. 543, Fundstelle 2 bis 12) fand Professor Dr. Grütz (Berlin) Stärkereste, Fett und hohen Stickstoffgehalt in Nitraten, Nitriten und Ammoniumverbindungen, ferner 2 Haarbruchstücke, vielleicht vom Schaf. Der Befund läßt erschließen, daß in diesem Gefäß ein Fleischgericht mit Zugabe von Weizenschrotmehl aufgekocht worden ist. Fleisch als Nahrung wird auch die schwarze, fein geglättete, 8 mm dicke Schale enthalten haben, die dem Scherben Nr. 544 entspricht (Abb. 25, Fundstelle 2 bis 12). Die Schale mag einen Durchmesser von 35 cm gehabt haben. Der verkohlte, schwarzglänzende Innenbelag ergab bei der Untersuchung verkohltes Fett und Stickstoff. Zwei Bruchstücke menschlicher Haare mögen durch Verunreinigung hineingekommen sein. Ein anderer Topf, von derselben Fundstelle, von dem ein 9 mm dickes Stück des Bodentnicks vorhanden ist (Nr. 545, Abb. 25), enthielt in seinem kohligen Innenbelag nach Professor Dr. Grütz (Berlin) Stickstoff und einige Stärke-

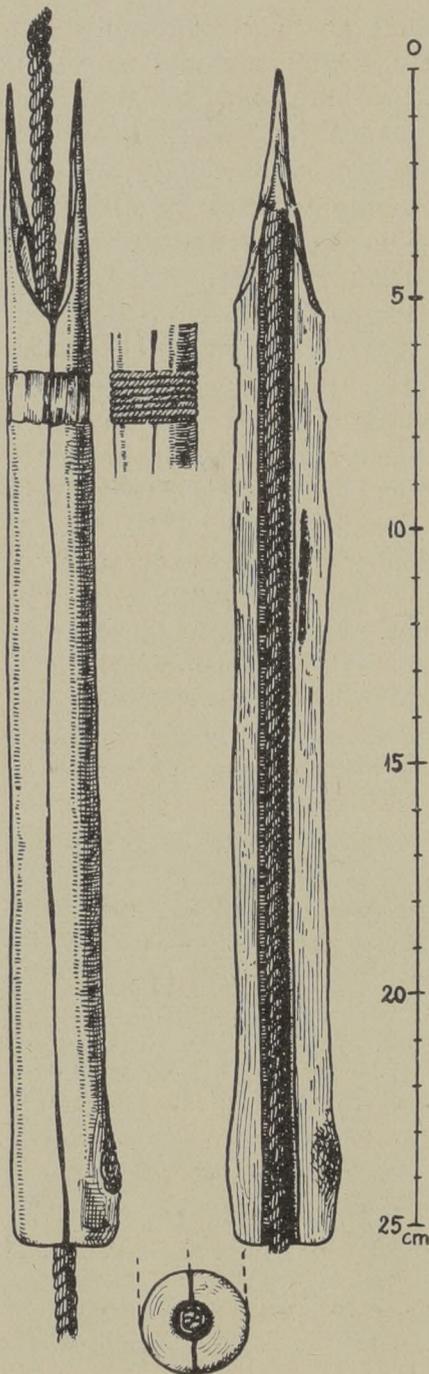


Abb. 31. Rehstrickgerät mit noch durchlaufendem Schnurgarn und mit Gabelende zum Aufspulen, Fundstelle 17. (Zeichnung: Restaurator A. Peter, Staatliche Altertümerammlung Stuttgart).

körner. Auch dieser Topf dürfte, wie Nr. 543 (siehe oben) für Fleisch und Weizennahrung benützt worden sein. Fleischtöpfen müssen dem Befund nach auch die Scherben Nr. 547 (Fundstelle 2 bis 12) und Nr. 553 (Fundstelle 5) entstammen. Ersterer ist 10 mm dick, letzterer gehört zu einem großen, 14 mm wandstarken Gefäß aus feingeschlämmtem, hart gebranntem Ton.

Das Hauptschlachttier ist sicher das Rind gewesen, von dem sich zahlreiche Knochen und Zähne in der Siedlung fanden. Auch das Hauschwein, nach Funden von Zähnen junger und älterer Tiere, auch von Eberhauern, sowie Schafe (Zähne, Fundstelle 6) sind der keltischen Küche zugeführt worden. Der Fund eines Pferdezahns (Fundstelle 11) mag darauf hinweisen, daß auch dieses von den Kelten nachweisbar besonders gern gehaltene Tier u. a. gegessen worden ist. Die Küche unserer keltischen Hausfrauen ist natürlich auch durch Jagdtiere aufgebeßert worden, wie der Fund eines Wildschweinfiebers (Fundstelle 2) beweist.

Daß der Fischfang bei der Lage der Siedlung unmittelbar am alten Kocher eine besondere Rolle gespielt hat, läßt sich denken. Davon zeugen nicht nur die zu den bedeutendsten Funden der Siedlung gehörigen Einbäume, sondern auch drei hölzerne Gegenstände von der Form und doppelten Größe eines durchhöhlten Bleistifts (Abb. 31). Durch die Längshöhlung des besterhaltenen dieser Fundstücke lief noch eine durch das Grundwasser des Siedlungsbodens erhalten gebliebene Schnur, und danach kann das Werkzeug und ebenso die beiden entsprechenden, mitgefundenen nur ein Netzstrickgerät sein, womit auch der Gebrauch von schnurgeflochtenen Fischnetzen zu erschließen ist.⁷⁸

Daß der Fischfang in keltischer Zeit außer mit Netzen auch nach uralter Art durch Speißen der Fische ausgeübt worden ist, bezeugen Funde eiserner Dreizackgabeln vom Neuenburger See aus der Latènezeit, der eine von der berühmten Kelten siedlung von La Tène selber.⁷⁹ Im Zusammenhang mit ihnen findet nun auch ein 1929 unweit Schwäbisch Hall bei Wilhelmsglück im Kochertal gemachter Fund eines den genannten genau gleichen eisernen Dreizacks mit Widerhaken⁸⁰ seine richtige Bewertung und Deutung.

Schließlich beweisen nicht nur die obenerwähnten Fischfanggeräte, daß die Haller Kelten einen Teil ihres Lebensunterhalts durch Fischfang bestritten haben, sondern auch der Fund von Fischwirbeln und -gräten selbst durch den Berichtstatter in derselben Kulturschicht der ergiebigen Fundstelle 26, in der auch die oben angeführten Obstkerne und Körner gefunden worden sind.⁸¹

Frauen-Hauswerk

Zu den aufschlußreichen Ergebnissen über den keltischen Küchenhaushalt und Nahrungserwerb unserer Haller Siedlung kommen weitere über häusliche Tätigkeit der Frauen. So ist mit der Herstellung und Verwendung von Leinengewebe zu rechnen. Leinfasern konnte Professor Dr. Grütz (Berlin) an drei der ihm eingesandten Scherben (Nr. 537, 550 und 551) in Verkrustungen nachweisen (Abb. 27 und Abb. 28 bei Nr. 537 und 551). Noch bedeutsamer ist der Fund gefärbter Wollhaare vom Schaf. So stellte der genannte Forscher im Belag des Scherbens Nr. 538 2 rot gefärbte Wollhaare fest, in dem des Scherbens 551 sogar 5 dieser Art

und dazu 1 gelb gefärbtes. Nach Vermutung von Professor Dr. Grütz (Berlin) mag es sich bei dem roten Farbstoff um Krapp handeln, der in Südeuropa, mit dem die Kelten ja viele Beziehungen verbanden, in *Isatis tinctoria* vorkommt; der rote Farbstoff kann aber nach seiner Ansicht auch einheimisch aus Malvenblättern gewonnen worden sein. Gelbe Schafwollhaare mag man mit Hilfe gelber Blütenblätter so gefärbt haben.

Daß in der Siedlung von den Frauen auch Stoffe gewoben worden sind, ist selbstverständlich. Beim Weben werden die in Bruchstücken aufgefundenen tönernen Webgewichte (Abb. 33 Nr. 585) benützt worden sein. Ein solches Webgewicht kann auch die völlig erhaltene, doppeltfaustgroße tönernerne, durch die Mitte durchbohrte Kugel gewesen sein (Nr. 868, Abb. 33; Fundstelle 4).

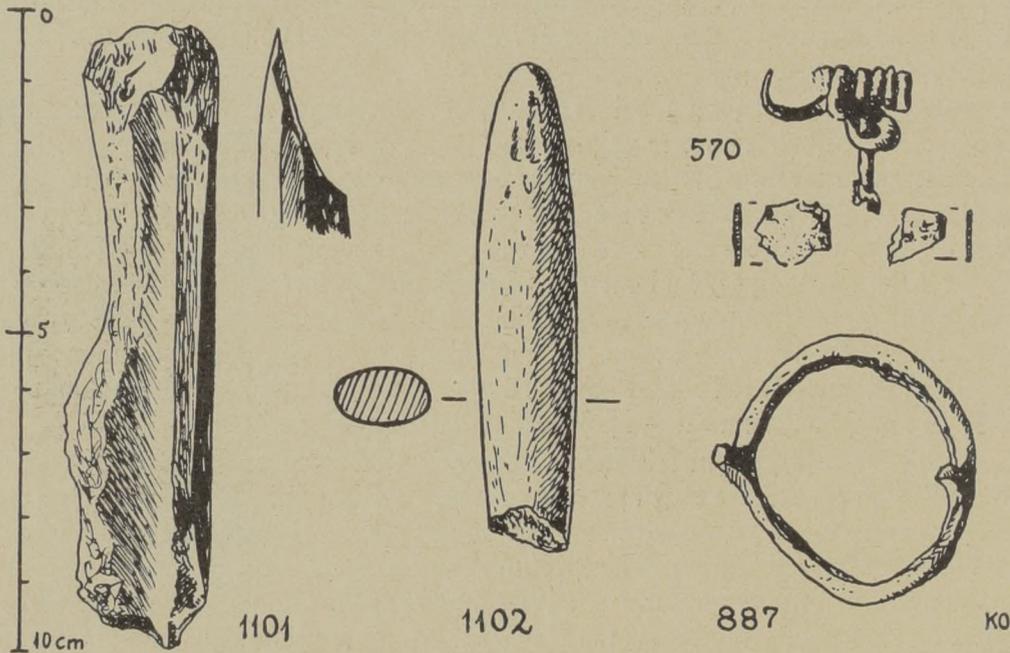
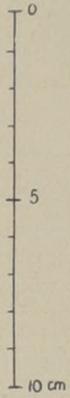
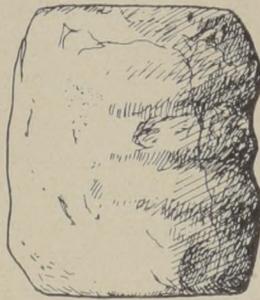
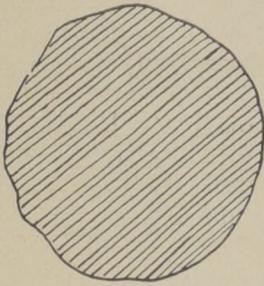


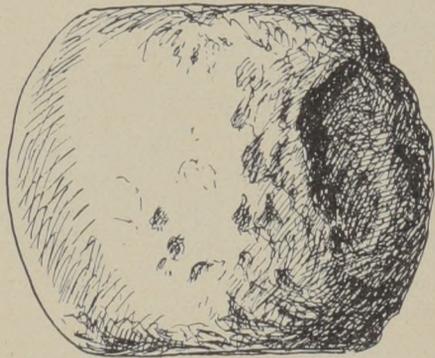
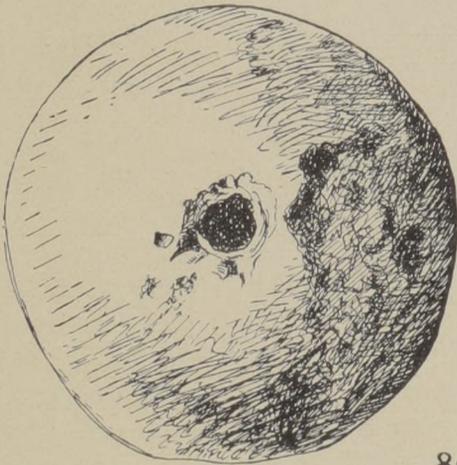
Abb. 32. Geschärftes Knochenstück und beinernes Glättwerkzeug für Töpferei (Nr. 1102), Bruchstücke einer bronzenen Kleiderhaste (Fibula) und ein Bronzering mit Zapfen.

Daß in der Haller Kelteniedlung außer Metallgerät, von dem freilich recht wenig gefunden wurde, auch noch wie in Urväterzeiten Gebrauch von beinernem Gerät gemacht worden ist, beweisen zwei Beinfundstücke. Das eine (Nr. 1101) ist ein zeigfingerlanges Bruchstück eines großen Rinderknochens mit beiderseits scharf geschlagener Schneide an dem einen Ende (Abb. 32). Das andere ist besonders sorgfältig gearbeitet: es ist ein durchweg schön gerundeter, nach der Spitze schmaler zulaufender beinerner Glätter (Nr. 1102) von eirundem Querschnitt, am einen Ende abgebrochen, noch 7,3 cm lang (Abb. 32). Das Werkzeug mag zum Ausglätten und zur Oberflächenpolitur selbstgefertigter Töpferware gedient haben. Entsprechende feltische Beinwerkzeuge hat auch der Hradischt in Böhmen aufzuweisen.⁸²

Abb. 33 (neben). Beispiel eines tönernen Salzrostkörpers (Nr. 870) und tönernerne Webgewichte.



870



868



585



Ko

Schmuck

Daß es sich bei der Haller Kelteniedlung nicht nur um eine Siedlung zu gewerblichen Zwecken, sondern um eine richtige Wohn- und Dauersiedlung handelt, beweisen neben der Töpferware u. a. die Schmuckstücke, die in ihr gefunden worden sind.

An der Siedlungsstelle 2 bis 4 erbrachte unsere Ausgrabung und die Aufmerksamkeit der Grabarbeiter eine kleine Bronzedrahtfibel, zwei Bruchstücke farbiger Glasarmringe und ein Stück einer Spiralaugenperle aus dunkelblauem Glas.

Die Bronzedrahtfibel (Schmuckhafte, Abb. 32 Nr. 570) konnte leider nur in 4 Bruchstücken geborgen werden, während weitere Teile fehlen. Der Fibelkopf ist in 4 Drahtwindungen noch erkennbar, der Draht ist von da aus um den Bügel geschlungen, von der Nadel ist, in verbogenem und verlagertem Zustand, noch der am Kopf ansetzende Teil erkennbar, und vom Bügel oder Fuß stammen kleinsingernagelgroße dünne Bruchstücke eines Bronzeplättchens. Es mag eine Fibel vom Münsinger Typ gewesen sein.

Gut erhalten sind die Bruchstücke der Glasarmringe. Das größere (Abb. 34 Nr. 567), noch 55 mm lang, ist ein fünf Rippen im Querschnitt aufweisendes schönes kobaltblaues Stück von 17 mm Breite; der lichte Durchmesser des ganzen Armrings ist mit 77 mm zu errechnen. Auf sämtlichen 5 Rippen sind in reizvollem Rhythmus mit schmalen Unterbrechungen kurze, gelblichweiße Zickzackglasfäden in vorbereiteten leichten Eintiefungen aufgegossen. Ein Glasarmringbruchstück derselben Farbe, Form und Technik liegt im Museum Rottweil (Flur Hochmauren); die gelblichweißen Zickzackauflagen finden sich hier nicht auf allen 5 Rippen, sondern nur auf den an die Mittelrippe angrenzenden 2 Rippen. Ähnliche Vergleichsstücke bietet auch der spätkeltische Hradischt von Stradonitz.⁸³ Ein weiteres Vergleichsstück zu dem unserigen von Schwäbisch Hall ist der Ring von Gempnach in der Schweiz, von brauner Farbe, mit gleicher Verzierung, die aber auch auf den Randrippen fehlt. Bisher sind 82 solcher fünfrippigen Glasarmbänder bekannt;⁸⁴ ihre wesentliche Verbreitung liegt vom Alpennordrand vom Genfer See bis nach Preßburg, weiterhin nach Böhmen und Mähren hinein und über Mitteldeutschland an den Rhein. Diese Ringe sind sicher diesseits des Rheins und im böhmischen Gebiet angefertigt worden.

Auch das kleinere Glasringbruchstück (Abb. 34 Nr. 568, 10 mm breit, hochgewölbt, noch 2,5 cm lang) ist in 5 Rippen geformt, zeichnet sich aber sowohl durch seine hellblaugrüne Glasfärbung aus sowie durch die auf die Rippen in kurzen Abständen aufgesetzten, meist dunkelblauen Knotengruppen. Dieses Armringbruchstück gehört seiner Form nach zu den keltischen Armringen mit Knotengruppen, seinem Glas nach zu einer anderen Gruppe.⁸⁴ Von den Knotengruppenringen räumlich am nächsten liegt der Fund aus der Spät-Latènesiedlung von Breisach-Hochstetten; diese hat über 100 Bruchstücke verschiedener Glasarmringe geliefert. Der bedeutende spätkeltische Fundplatz von Manching bei Ingolstadt hat sogar zwei ganze Ringe unserer Form Nr. 568 aufzuweisen. Bis auf eine Gruppe in der Schweiz haben (nach Feststellung von Fräulein Dr. Haevernik [München]) diese Knotengruppenringe eine mehr östliche Verbreitung: in Bayern, Böhmen und Mähren

und einem Teil von Ungarn. Da diese Ringe alle aus der freien Hand gearbeitet sind, ergibt sich von selbst eine große Mannigfaltigkeit der Knotengruppen. Trotzdem kann man gewisse Untergruppen unterscheiden, die vielleicht auch auf Werkstätten deuten können.⁸⁴ Seinem Glas nach, der Glasauflage nach, ist das nächstliegende Vergleichsstück für unser Haller Fundstück ein andersgeformter Armring von Manching, der die gleiche Farbe des Körpers hat und einen übergelegten blauen Faden. Der Haller Ring Nr. 568 steht nach gleichem Glas und Faden der Gruppe der Schweizer Ringe in der Gegend von Bern und Genfer See nahe. Der Zeit nach kommen (nach Feststellung von

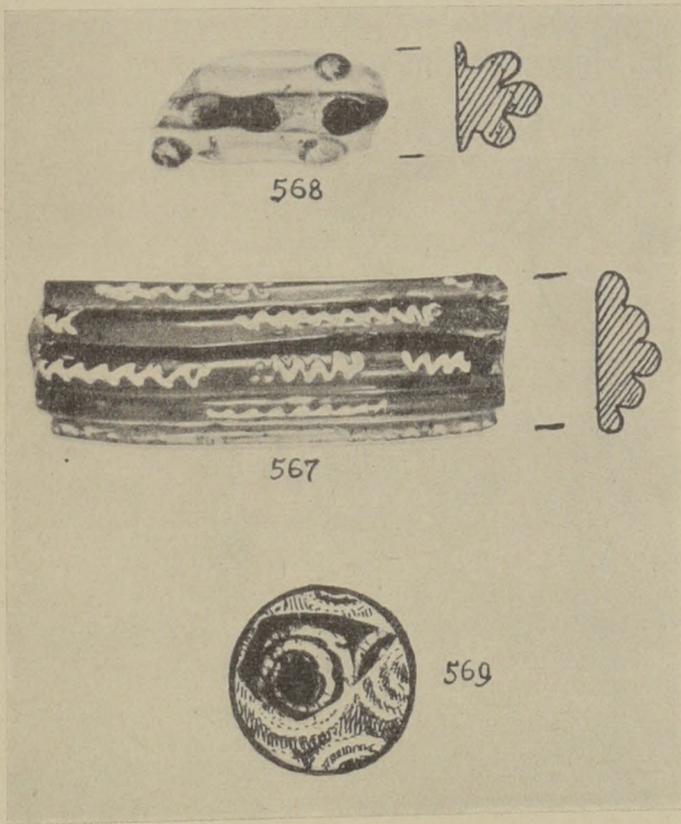


Abb. 34. Grüner Glasarmring mit aufgegossenen blauen Sprossen (Nr. 568), kobaltblauer Glasarmring mit Glasfadenverzierung auf allen fünf Rippen (Nr. 567) und kobaltblaue Glasperle mit weißen Spiralaugenverzierungen (Nr. 569). Die Perle ist in der obigen Ergänzungszeichnung zu rund angenommen; sie wird oben und unten etwas abgeplattet und durchbohrt gewesen sein. — Abbildungen ungefähr in nat. Größe.

Fräulein Dr. Haevernik [München] die Ringe mit Knotengruppen in der Mittel-Latènezeit auf und reichen bis in die Spät-Latènezeit. In Bronze sind solche Sprossenarmringe später; ein solcher von Klingenberg am Neckar gilt als bezeichnend für die späteste Latènezeit.⁸⁵ Der blaue Haller Glasring mit den weißen Zickzackfadenverzierungen (Nr. 567, Abb. 34) ist bei uns wohl in die Spät-Latènezeit (letztes Jahrhundert v. Ztr. und 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr.) zu setzen entsprechend den Funden blauer Glasringe bei römischer Terra Sigillata, wie z. B. bei Heilbronn in der Mausflinge.⁸⁶

In die Spät-Latènezeit ist auch die kobaltblaue Glasperle mit aufgegoßenen weißen Spiralaugenringen zu setzen, von der unsere Haller Siedlung an Fundstelle 2 bis 4 ein Bruchstück bei der Ausgrabung ergeben hat (Abb. 34 Nr. 569). Es handelt sich um eine große Augenperle. Entsprechungen aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. und wohl auch 1. Jahrhundert n. Ztr. bietet der Hradischt in Böhmen.⁸⁷

Mittel- und spätkeltischen Ursprungs, und hier wohl spätkeltisch noch im Gebrauch gewesen, ist auch die als Bruchstück bei der Schwemmfanalisierung am Steinernen Steg (Fundstelle 22)⁸⁸ mit Spät-Latènescherben zusammen geborgene honiggelbe Ringperle mit wirbelförmig aufgelegten schwefelgelben Glasfäden (Abb. 35 Nr. 1115 mit Begleitfunden). Entsprechungen bieten auswärtige Fundstellen wie der spätkeltische Hradischt in Böhmen,⁸⁹ und der Technik, nicht der Farbe nach die gallorömische

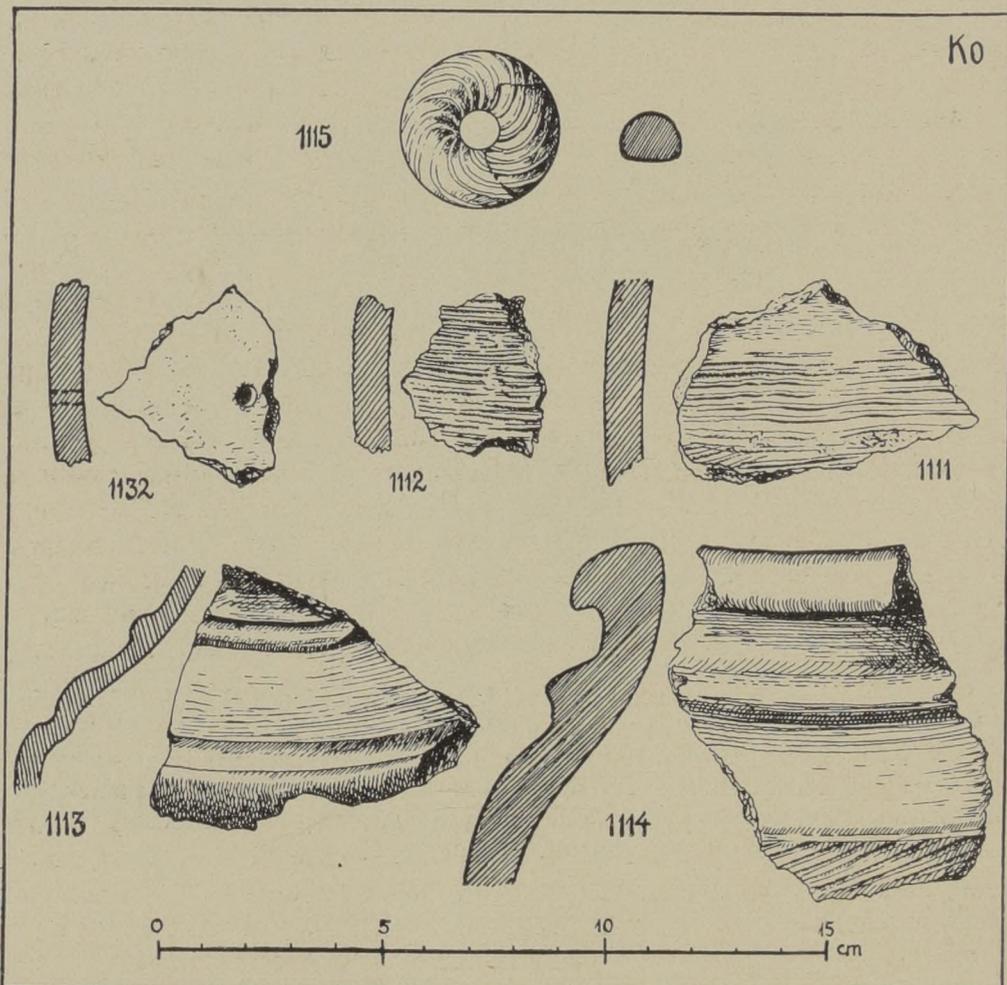


Abb. 35. Spätkeltische Funde aus der Fundstelle 22 und 23: Ringperle aus gelbem Glas mit eingegoßenen weißen Wirbelfäden (Nr. 1115), Scherben mit Flicfloch (Nr. 1132), Kammstrichscherben (Nr. 1111, graphittonig), Schulterstück einer scheibengedrehten schwarzgrauen Tonflasche (Nr. 1113) und Randstück eines klingend hart gebrannten, gelbbraunen dreh-scheibengefertigten Gefäßes mit Kammstrichzone (Nr. 1114).

Tempelanlage von Bretten in Baden aus dem 2. Jahrhundert n. Ztr.⁹⁰ Die Haller Perle besteht aus Natriumglas, das durch Zugabe von Antimonisalz gelb gefärbt worden ist. Das Fundstück ist auf der Außenseite durch Verwitterung schon stark getrübt.

Daß die Haller Kelteniedlung, wenn die Möglichkeit eingehender und planmäßiger Ausgrabung gegeben wäre, noch weitere gute Schmuckstücke ans Tageslicht geben würde, steht außer Zweifel.

Eisen- und Bronzeverarbeitung

Die Haller Kelteniedlung im Kreisparckassen-Baugelände hat entsprechend anderen auswärtigen keltischen Siedlungsfunden auch einige, die auf Metallverarbeitung an Ort und Stelle hinweisen. Hierfür spricht vor allem der Fund eines Eisenbrockens, unregelmäßig flachrund, $9 \times 8 \times 3$ cm im Durchmesser, von 210 g Gewicht (Nr. 1110, Abb. 36). Dieser Eisenrest kann seiner Zusammensetzung nach (siehe unten) nur von einer Eisenverhüttung stammen und muß ein Teil einer sogenannten *O f e n s a u* sein als Eisenschmelzrückstand aus der Grube eines Schmelzofens. Das Stück wurde bei der Grabung Dr. Kost an Fundstelle 1 in der dortigen älteren Spät-Latèneschicht unmittelbar unter den rotbraungebrannten Resten eines „gewerblichen Ofens“ vom Berichterstatter geborgen, in unmittelbarer Nähe starker Holzkohlenschichten und dicker Schichtlagen zusammengefallenen Brandlehms. Letzterer zeigte zahlreiche Stangenabdrücke und mit Schindel ausgeführten Glattstrich auf der einen Seite der brandroten Lehmwandstücke.⁹¹ Dem Eisenbrocken ist seine Herkunft aus einer Eisenschmelze noch deutlich anzusehen, die an Ort und Stelle gelegen haben muß, ein Ofen zum Verhütten von Eisenerz.⁹² Für eine solche Anlage war der Hang frei gegen den Westwind und die unmittelbare Wassernähe günstig. Ob die erwähnten holzkohlehaltigen Ascheschichten und die Brandlehmschicht mit den Geflechtstangen-Abdrücken Reste eines solchen Eisenschmelzbetriebs sind, kann nicht gesagt werden, da infolge der Unmöglichkeit weiterer Untersuchungen an der östlichen Grundmauerwand des Kreisparckassenneubaus (Einsturzgefahr) auch nicht festgestellt werden konnte, ob sich in der Schicht noch etwa Eisenschlacken und weitere Eisenschmelzreste befunden haben. Nach Ansicht von V. Weiershausen⁹³ hat fast jede vollesenzeitliche Siedlung in Deutschland solche Eisenschmelze für den Eigenbedarf getätigt. In Württemberg haben bis jetzt die Schwäbische Alb im Altbuch bei Tauchenweiler (Ostalb), bei Trochtelfingen (Kreis Sigmaringen), Kohlstätten (Kreis Münsingen), das Steinachtal bei Neuffen, der Plettenberg, Schafberg und Lochenstein, der Heuberg, ferner die Gegend von Kirchheim u. T., Pffingen, Truchtelfingen (Schwarzwaldkreis), Güglingen, Jagsthausen schon Spuren von Eisenschmelze der Früheisenzeit (Hallstattzeit) und Vollesenzeit (Latènezeit) sowie der römischen Besetzungszeit erbracht.⁹⁴ Bei besserer Beobachtung durch die Forschung werden sich die genannten Nachweise sicherlich noch durch viele weitere Stellen vermehren, wenn sich auch da und dort vielleicht eine jetzt noch als vorgeschichtlich angesprochene Schlackenfundstelle als mittelalterlich herausstellen dürfte.

Das Eisenschlackenstück aus Fundstelle 1 (Nr. 1110, Abb. 36) erwies sich nach Analyse durch Dr. W. Mulsinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart als sehr stark eisenhaltige

Rohschlacke (51,4% Fe), die dem mikroskopischen Gefüge nach aus dem Schmelzfluß erstarrt ist. „Es liegt hier in Anbetracht des hohen Eisengehaltes zweifellos eine Schlacke aus einem vorgeschichtlichen Rennfeuer vor. Nach den Gehalten von SiO_2 (Kieselsäure), P_2O_5 (Phosphorsäureanhydrit) und MnO (Manganoxidul) zu urteilen, dürfte Bohnerz als Ausgangsstoff gedient haben.⁹⁵ Der Fundort dieser Bohnerze liegt bestimmt nicht weit von Schwäbisch Hall entfernt. Die keltischen Einwohner der Haller Siedlung werden ihr Bohnerz in den Kocherkiesen ‚gelaubt‘ haben, wo es in den diluvialen und alluvialen Rieschichten vorkommt. Der Kocher hat das Erz von den Lagerstätten des braunen und weißen Juras bei Oberkochen und anderen Orten talwärts bis in die Haller Gegend befördert, wo man heute noch bei einiger Aufmerksamkeit die braunen Kongregationen in den Kocherkiesen häufig finden kann. Die vorgeschichtlichen Eisenschlacken fallen durch ihren hohen Eisengehalt besonders auf. Nach dem Aussehen der Schlacke (fladig, bandsförmig, geflossen und

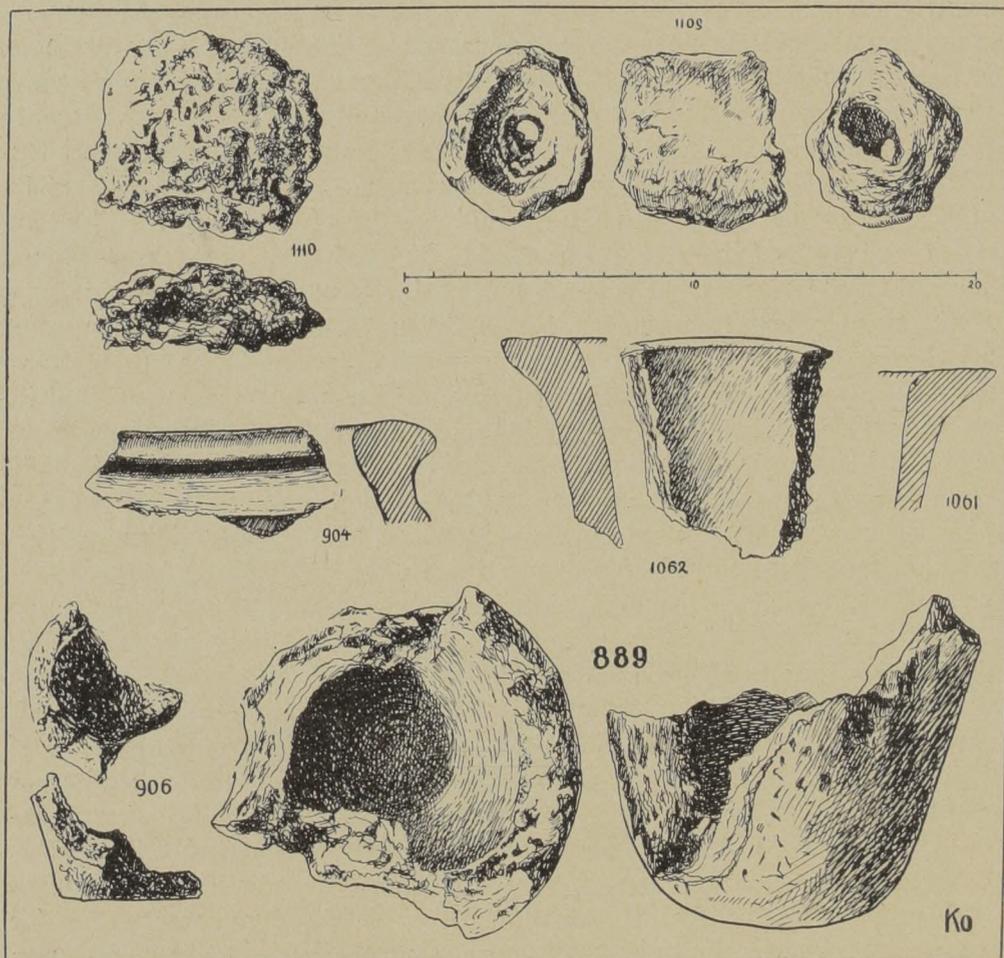


Abb. 36. Fundzeugen von Eisen- und Bronze-gewinnung und -verarbeitung: Eisenschlacke (1110), Tondüse eines Gebläseofens (1109), tönerner Metallglühtiegel (889, 1061, 1062), Graphittongefäßrand (904) und verschlactes graphittoniges Tiegelbruchstück (906) mit Bronze-schmelzspuren.

bläsig)⁹⁶ kann man annehmen, daß die Haller Schlacke aus einem Gebläseofen stammt. Die Schlacke ist während eines Ofenprozesses entstanden, bei dem viel Sauerstoff und Kieselsäure für die Verschlackung des Eisens vorhanden war.⁹⁷

Wenn schon die erwähnte Eisenschlacke als aus einem Gebläse-Eisenschmelzofen stammend zu erkennen ist, so wird das Vorhandensein solcher Gebläseofen in der Haller Kelten siedlung weiterhin bewiesen durch den Fund einer Tondüse von 5½ cm Durchmesser mit noch 6 cm Länge (Bruchstück, Abb. 36 Nr. 1109). Der Luftkanal Durchmesser der Düse verbreitert sich von 10 auf 20 cm. Derjenige Teil der Düse, der in den Ofen hineinragte, ist abgebrochen. Das Stück zeigt dort Verkohlung und ist auch sonst stark durchgeglüht. Ähnliche Gebläsedüsen sind schon im Siegerland mit seinen keltischen Eisenerhüttungsplätzen und in Oberschlesien gefunden worden. P. Weiershausen stellt sich den Gebrauch solcher Tondüsen⁹⁸ so vor, daß auf der Außenseite, in unserem Fall auf dem erweiterten, konischen Teil, das Gebläse in Form eines Blasebalges aufgesetzt worden ist. Ob die in der Haller Kelten siedlung gefundene Tondüse einem Ofen für Erstschnelze oder einem Ofen mit eingesetzten Tiegeln zur Bronzeschnelze oder Eisenschmelzung (Stählung)⁹⁹ angehört, kann nicht gesagt werden. Auch für den Bau des Ofens, an den die gefundene Tondüse angelegt gewesen ist, liegen wenig Anhaltspunkte vor, falls man nicht die zahlreichen, in sehr starkem Feuer rotgebrannten Flechtwerk-Lehmwandabdrücke als Reste eines solchen Ofens ansehen will, was wahrscheinlich ist. Ein Ofen mit lehmbelegtem Kutenforbdach ist aus der keltischen Siedlung Großgartach-Annungsgrund bekannt geworden.¹⁰⁰ Auch unsere Haller Kelten siedlung hat mehrere, über 1 m Durchmesser aufweisende Lehmbrandstellen mit eingefallener lehmverstrichener Flechtwand aufzuweisen. Solche Lehm-Flechtwerkmäntel von Ausheizöfen oder Eisenschmelzöfen sind vorgeschichtlich und mittelalterlich an einigen Stellen bekannt geworden, so bei Einzingen (Kreis Sangershausen) in Mitteldeutschland¹⁰¹ und bei Reichenau in der Oberlausitz,¹⁰² besonders deutlich aus dem 1. bis 2. Jahrhundert n. Ztr. bei Sperenberg (Kreis Teltow) in Ostdeutschland, datiert durch römischen Münzfund, mit kuppelförmigem, lehmverkleidetem Flechtwerkgerüst, das etwa 1 m hoch gewesen sein mag.¹⁰³ Auch die Spätkelten siedlung Breisach-Hochstetten weist solche Ofengebilde auf.¹⁰⁴

Nabe dem Fundort des Eisenschlackenstückes an Fundstelle 1 traf die Ausgrabung Dr. Kost auch auf Bruchstücke von tönernen Tiegeln (Abb. 36 Nr. 889, 1061, 1062). Auch andere Grabungsstellen, besonders Fundstelle 14 im Südteil des Kreisparfassenbaugrundes, ergaben starke Reste solcher tönerner, sehr hart gebrannter Tiegel (Nr. 888 bis 894, 938, 1017, 1213, 1214, 1259). Der Tiegelton ist porös und grob. Die Gefäßböden sind durchweg halbkugelförmig ausgerundet (Abb. 36), die Gesamttiegelform ist, nach den Bruchstücken zu schließen, zylindrisch bis stumpfkegelförmig mit Verschmälerung nach dem Boden zu, die Wanddicke liegt zwischen 15 mm und 25 mm, die Bodendicke ist noch stärker, bis zu 40 mm. Die Außenseiten der Tiegel sind hellgrau bis weiß von einem Überzug gebrannten Kalks, der vermutlich schon bei der ursprünglichen Herstellung des Gefäßes aufgestrichen worden ist.¹⁰⁵ Der Kalkanstrich mag zum Schutz der Tiegelwände gegen Feuchtigkeit aufgelegt worden sein.¹⁰⁶ Derselbe grauweiße Kalküberzug mit starker Versinterung findet sich auch auf der Innenseite der Tiegel. Die Tiegelböden zeigen zum Teil im Innern eine graubraune bis schwarzgraue Färbung; hier ist nach freundlichst vorgenommener

Untersuchung von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.) durch vorhandene Holzkohle der Eisengehalt des Tones zu schwarzem Drydul reduziert worden, was nur in der Hitze bei Luftabschluß vor sich gehen konnte. Eine Analyse solcher Tiegelböden (Nr. 565 und 889) durch Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart ergab beim größten dieser Tiegelböden (Nr. 889) eine Eisenbeimischung von 5,3% Fe, beim anderen (Nr. 565) von 7,7% Fe, außerdem bei beiden noch Spuren von Mangan. Nach freundlicher Mitteilung von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.) entsprechen die von 5 bis 7% gehenden Eisengehalte dieser Tiegeltöpfe und Böden seinen Feststellungen nach den Eisengehalten des Tones, aus dem die Tiegel geformt sind. Der Eisengehalt kann also nicht als Nachweis einer Eisenverarbeitung in den Tiegeln angesehen werden. Ein Nachweis, daß in den Tiegeln Eisen „geschmolzen“ oder gar „gegossen“ worden ist, wie in älterem Schrifttum immer wieder behauptet wird,¹⁰⁷ ist nicht möglich gewesen. Solche Tiegelseisenschmelze kann auch aus technischen Gründen nicht in Frage kommen. Derartige angebliche „Schmelztiegel“, deren Dasein in keltischen Gehöften kennzeichnend ist, treten schon in der Spätbronzezeit (Arnenfelderkultur) auf, so in Württembergisch Franken u. a. in Niedernhall¹⁰⁸ und in der Kochertalsiedlung der Früh-Hallstatt- bis Früh-Latènezeit bei Künzelsau,¹⁰⁹ ferner in einer keltischen Siedlung im Westteil von Bad Mergentheim nördlich der Kasernen (siehe unser Jahrbuch S. 27). Keltische angebliche „Tiegelschmelztrichter“ aus sehr dickem, grauem, stark durchglühtem Ton, den unserigen in Schwäbisch Hall entsprechend, hat auch die Lothenstein-Grabung Goeßler-Bersu im Jahre 1923 erbracht in dem dort aufgedeckten keltischen Haus¹¹⁰ und auch einen Eisenschladenrest aus diesem Haus. Besonders hat solche Tiegel der verstorbene Heilbronner Vorgeschichtsforscher A. Schliz schon bei Großgartach in frühkeltischen Gehöften festgestellt und sich besonders um Aufhellung des Gebrauchs dieser von ihm als „Eisenschmelztiegel“ angesprochenen grobtonigen Gefäße bemüht. Die Auffassung dieses Forschers, wie er sie in seinem zeichnerischen Wiederherstellungsversuch¹¹¹ dargetan hat, wird heute mit guten Gründen abgelehnt.

Über die tatsächliche Verwendung dieser Tiegel äußert sich der Hüttenfachmann W. Witter (Halle a. S.), dem Proben aus unserer Haller Kelteniedlung vorlagen, folgendermaßen:

„Die Frage, wozu derartige Tiegel verwendet worden sein mögen, ist nach allem, was sich von hier aus auf Grund der angestellten Untersuchungen sagen läßt, dahin zu beantworten, daß sie zum Glühen irgendwelcher Gegenstände in Gegenwart von Kohle benutzt worden sind. Die Annahme ist berechtigt, daß die Tiegel bei der Herstellung von Bronzegegenständen, besonders von Schmucksachen, benutzt wurden. Man muß alle die Gegenstände, die gehämmert, gebogen oder sonstwie geformt werden mußten, immer wieder glühen, um die Härte wieder fortzunehmen, die beim langsamen Erkalten, sowie beim Hämmern und Schlagen eintrat. Dieses Glühen mußte zur Vermeidung von Drydhautbildung unter Luftabschluß in Kohlepulver geschehen, genau so wie man heute im Kohlepulver Eisen härtet. Vielleicht sind die Tiegel später auch dazu verwendet worden. Bronze ist in dem untersuchten Tiegel (Nr. 889) nicht geschmolzen worden, denn es sind weder Metalltröpfchen noch irgendwelche anderen Spuren, die darauf deuten könnten, aufgefunden worden.“¹¹²

Das mit diesen Fragen sich abgebende neue Buch von P. Weiershausen, *Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands*, Leipzig 1939, nimmt als Zweck der Tiegel an, daß darin „wahrscheinlich die Rohlung von weichem Rennfeuereisen auf Stahl vorgenommen worden ist“. Außer der Holzkohlung nimmt P. Weiershausen keinen Zuschlag an. Das „scheint ein vorteilhaftes Verfahren für die Erzeugung von hochwertigem Stahl gewesen zu sein, da einmal der Rohlungsraum leicht unter gleichmäßiger Temperatur gehalten werden konnte, und da er zum anderen mit kleineren Eisenstückchen besetzt werden mußte, die gleichmäßig durchkohlen konnten, während unter damaligen Verhältnissen die Kohlung größerer Luppen (= im Ofen anfallende Klumpen schmiedbaren Eisens) wohl nur auf die Rinde derselben beschränkt blieb. Primitive Völker haben bis in die Neuzeit diese Kleinkohlung beibehalten, wenn sie Wert auf wirklichen Qualitätsstahl leaten“. (S. 29.) „Die Herstellung von Stahl oder doch wenigstens oberflächlich verstähltem Eisen in Tiegeln ist uns mehrfach von alten Völkern, wie z. B. den Chinesen, überliefert. In Großgartach¹¹³ wird man eventuell so verfahren haben, daß man möglichst reine Luppenstückchen mit dichter, am besten Eichenholzkohle in den Tiegel gab, denselben mit feuerfestem Sand, der auch in den Gruben gefunden wurde, luftdicht abschloß und das Ganze erhitzte. Das glühende Eisen im Tiegel nahm Kohlenstoff auf und erhielt damit die Eigenschaften von Stahl.“ (A. a. D., S. 74.)

Zu den besprochenen „Schmelztiegeln“, deren Name nicht zu Recht besteht und die besser als „Metallverarbeitungstiegel“ bezeichnet werden, und ihrer möglichen Verwendung für Stählung des Eisens aus der Erstschmelze sei abschließend angeführt, was P. Weiershausen in seinem Buch *Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands* (S. 192) darüber sagt: „Diese Tiegeln kommen auf keltischem Gebiet vor. Nun hat die Untersuchung keltischer Eisenwaffen ergeben, daß zuweilen über die Schneidseiten des weichen Waffenkernes kleine Stahlstückchen flammerartig geschmiedet werden. Das geringe Fassungsvermögen der Tiegeln läßt unsere letzte Vermutung an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Sollte sie wirklich zutreffen, so wäre damit klar, daß das aus dem Ofen Ausgebrachte dort weiches Schmiedeeisen war und daß Stahl im Erstausschmelzprozeß nicht gewonnen werden konnte. Die enorme Arbeitsbelastung, die dieses Tiegelverfahren bedeutete, fände damit eine hinreichende Erklärung.“ An anderer Stelle (a. a. D., S. 74) führt derselbe Verfasser zur Stahlerzeugung der Kelten im Anschluß an die Betrachtung der Tiegelfunde der Früh-Latènesiedlung von Großgartach aus: „Weiches Schmiedeeisen ist für Waffen nicht zu verwenden. Durch Abschrecken und Dengeln, wie es uns von den Kelten berichtet wird, konnte der erforderliche Härtegrad nicht erreicht werden. Sie suchten sich daher auch dadurch zu helfen, daß sie kleine Stahlstückchen flammerartig um die Schneide der Schwerter legten und sie auf die aus weichem Eisen bestehende Klinge aufschmiedeten. Trotzdem waren die Schwerter immer noch so weich, daß sie sich, wie Caesar berichtet, nach wenigen Schlägen krumm bogen und dann mit den Füßen wieder gerade gerichtet werden mußten. Währenddem waren die keltischen Krieger den römischen Soldaten schutzlos preisgegeben. Die in den Tiegeln eventuell gewonnenen Stücke schmiedbaren Stahles könnten sehr wohl zu diesem üblichen Überstählen gedient haben. Nach all dem dürfte feststehen, daß die Kelten, zu denen die Leute von Großgartach zählten, Eisen in jeder gewünschten Menge, Stahl dagegen nur in

kleinerem Umfang erzeugen konnten.“ Das für Großgartach Gesagte kann auch für Schwäbisch Hall mit seiner Kelten siedlung gültig sein.

Ob in den Metallbearbeitungstiegeln der Haller Kelten siedlung nun Bronze zur Bearbeitung erhitzt (siehe oben W. Witters Gutachten) oder Eisenstücke durch Holzkohle zu Stahl geglüht wurden, wobei die Tiegel wohl in Brennöfen bzw. Töpferöfen zur Erzeugung der gewünschten gleichmäßigen Hitze eingesetzt waren,⁹⁹ konnte auch durch Analyse der Haller Tiegel nicht festgestellt werden.

Dagegen liegt ein andersartiges Gefäßbodenstück vor aus graphit-haltigem Ton (Nr. 906, Abb. 36), das sichere Spuren von Bronze ergeben hat. Es ist außen und innen verschlakt und mit dünner, schwarzroter, fast glasiger Schlackenkruste überzogen. Innen zeigt die dort griesige Schlacke an einigen Stellen grünliche Färbung, zum Teil auch außen; ferner fanden sich in der inneren Verkrustung des Tiegelbodens einzelne Metallkörner von rötlicher Farbe; dies alles ließ vermuten, daß hier ein Bronzeschmelztiegel vorliegt. Die genauere Untersuchung und Analyse durch Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart ergab weiteren Aufschluß. Das Gutachten lautet folgendermaßen:

„Die Verschlackung an der Innenseite ist klar: die Metalloxyde, die sich durch Erhitzen der Bronze bilden, bilden zusammen mit der Kieselsäure eine Schlacke, deren Schmelzpunkt meist höher liegt als der der Legierung. Mit steigender Temperatur nimmt die Viskosität einer geschmolzenen Schlacke ab; sie wird dünnflüssiger. Wenn ein Schmelztiegel nicht dicht ist, wie beispielsweise der vorliegende Graphittontiegel, dann dringt bei den hohen Temperaturen, die zum Schmelzen und Gießen der Bronze nötig sind, die Schlacke durch die Risse in der Tiegelwand. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß auch die Außenseite des Tiegelbruchstückes verschlakt ist.

Bei der Analysenentnahme an der Innenseite des Tiegels gelang es, zwei der Bronzekörner freizulegen, die in der verschlachten Schicht eingebettet liegen und eindeutig den Tiegel als Bronzeschmelztiegel erkennen lassen. Aus den Ergebnissen der Schlackenanalyse zu urteilen, wurde in dem Graphittontiegel eine Bronze von etwa 90 bis 95% Cu, 2 bis 3% Sn, 9 bis 11% Pb und Spuren von Arsen, Antimon, Wismut, Eisen und Mangan erschmolzen. Die Schlackenanalysen ergaben folgende Werte:

	Tiegelaußenseite	Tiegelinnenseite
SiO ₂	55,0%	53,0%
FeO	13,2%	7,5%
CuO	4,0%	12,4%
PbO	0,5%	3,0%
SnO ₂ , As ₂ O ₃ , Bi ₂ O ₃	0,5%	0,8%
CaO, MgO, Na ₂ O	26,8%	23,3%.“

Es handelt sich also nach dieser Analyse wie auch nach der qualitativen Untersuchung eines der im Boden befindlichen Metallkörner durch Hüttendirektor Witter (Halle a. S.) um die Schmelze einer zinnarmen Bronze in unserem Graphittontiegel Nr. 906.

Einbaumfähne und Tröge

Daß neben der Metallverwendung in besonderem Maß auch noch Holz als Werkstoff eine Rolle gespielt haben mag, läßt sich zwar in unserer Haller Kelteniedlung für Gefäße und Gerät nicht erweisen, ist aber nach den unter günstigen Bedingungen im Seeschlamm von La Tène am Neuenburger See in der Schweiz erhalten gebliebenen Holzgegenständen als sicher anzunehmen. Von der Holzbearbeitung der Kelten in Schwäbisch Hall zeugen auf jeden Fall die großen Holztröge, die aus kleinen und großen Baumstämmen gefertigt worden sind (siehe Abb. 37 und 38 und im folgenden Sonderbericht über „Eine keltische Solefiederei“ die Abb. 1 bis 16). Daß die größeren, die eine Länge bis zu $4\frac{1}{2}$ m haben, ursprünglich als Flußeinbäume zur Schifffahrt auf dem Kocher gedient haben vor ihrer Verwendung als Tröge, ist als höchst wahrscheinlich anzunehmen. Beim Trog Nr. 4 (siehe im Bericht „Eine keltische Solefiederei“ die Abb. 5 bis 7) ist die ursprüngliche Verwendung als Einbaumfahn unbedingt sicher, da dieser Einbaumtrog an dem einen Schmalende eine aus dem Vollstamm gearbeitete kräftige bügelförmige Öse aufweist, die nur als einem Boot zugehörig zum Anhängen und Festmachen dieses Rahns an Land oder an einem zweiten Boot sinnvoll ist; die mühevoll herausarbeitete solcher bügelförmiger Anhängenase an einem nur am Ort festliegenden Trog wäre eine Mühe ohne jeden Sinn gewesen. Im übrigen sind die Beweise, daß Einbaumfähne mit dieser geschickten Anhängvorrichtung ausgestattet waren, für vorgeschichtliche Zeit sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz und in Italien vorhanden. Als räumlich am nächsten sei hier auf einen dem unserigen völlig entsprechenden Einbaumfahn mit solcher Öse am Bug vom Steinhauser Ried im Federsee moor verwiesen;¹¹⁴ dieser einwandfreie frühhallstattzeitliche Einbaumfahn im Steinhauser Ried lag bei der Auffindung noch mit der Anhängenase an seiner alten Pfahlwerklandestelle in Vertäu-Stellung.¹¹⁵ Damit ist auch am Einbaumcharakter des Haller Fundes T 4 für jeden, der sich die Mühe des Vergleiches nimmt, kein Zweifel möglich, und weiterhin dürften auch die anderen großen ausgehöhlten Stämme der Kelteniedlung T 1 bis T 6 als Einbaumfähne gedient haben und später dann noch als Sole sammeltröge (noch im Mittelalter „Naach“ = Nachen geheizen) und Lettenton-Aufbewahrungströge (siehe Abb. 38) ausgenützt worden sein, als sie bereits etwas undicht geworden waren. Das Beispiel des Troges T 6 (siehe den Bericht „Eine keltische Solefiederei“, Abb. 13) mit seiner Lettenton-

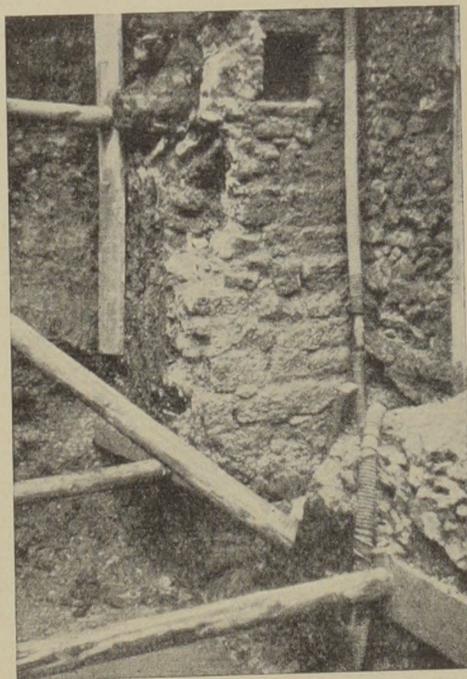


Abb. 37. Fundstelle 16 mit dem Kopf des Einbaums T 1 unter der mittelalterlichen Kellermauer (dunkle Stelle unter den Sprießbalkenanfängen unten links). (Aufnahme: G. Eichner)

abdichtung rings um die Außenwand erhärtet diese Annahme. Der zur Trog-
abdichtung benützte Lettenton ist nicht ortsständig, sondern eingeführt.¹¹⁶ Daß
diese Einbäume ursprünglich, vor ihrer Verwendung als Tröge, auf dem Kocher-
fluß Dienst getan haben, also Flußeinbäume gewesen sind, mag auch durch die
Tatsache mit belegt werden, daß auch sonst solche Einbäume nicht nur auf Seen,
wo sie bekannt sind, sondern auch auf Flüssen nachweisbar sind, so neuestens ein
in Dettelbach bei Mainsondheim beim Baggern im Main geborgener voll-
ständiger Einbaum von etwa 3½ m Länge nebst vielen Bruchstücken anderer
Einbäume. Die Abmessungen dieser Main-Einbäume sind denen unserer Haller
Kocher-Einbäume ähnlich. Es wird sich hier wie dort um *L a s t f ä h n e* handeln.
Bei der Annahme ihrer ehemaligen Verwendung als Rähne in Hall am Kocher
ist zu beachten, daß in keltischer Zeit ein Kocherarm im Zug der heutigen Block-
gasse, also in unmittelbarer Nähe unserer Kelteniedlung, geflossen ist (Plan-
skizzen Abb. 2 und 3), während der heutige Kocher, westlich dieser Siedlung,
etwa 200 m entfernt vorbeisießt. Vor 2000 Jahren aber muß, wie schon zum
Teil in älteren Kulturschichten der Kelteniedlung bei Fundstelle 16 einge-
schwemmte Geröll- und Sandschichten zeigen können,¹¹⁷ der Kocher, wenigstens
mit einem Arm, nahe der Siedlung, also gegenüber seinem heutigen
Lauf wesentlich mehr östlich gelaufen sein. Die Schlüsse, die sich aus
der Kelteniedlung im Kreispartassen-Neubaugelände und ihren Funden ziehen
lassen, sprechen sehr für diese alte Kochernähe. Schon vor ihrem Bekanntsein
hat der Geologe Professor Dr. Georg Wagner in gleicher Meinung mit



Abb. 38. Einbaumtröge T 3 und T 4 in Kopflage an Fundstelle 17; der linke
(T 3) ist mit grünlichem Lettenton gefüllt, der sich auf der Aufnahme hell abhebt.
(Ausgrabung des Landesamts für Denkmalpflege.) (Aufnahme: E. Schwend)

Stadtarchivar W. Hommel im „Haller Heimatbuch“¹¹⁸ einen solchen alten Kocherarm etwa in der Linie Westrand der Blockgasse wahrscheinlich gemacht.¹¹⁹ Die Kelten des Kreisparquassengeländes und seiner besiedelten Umgebung werden also, so nahe es eben die Hochwassergefahr erlaubte, an diesem alten Kocherlauf, an seinem rechten Ufer, gegessen haben. Die Spuren eines noch älteren Kocherlaufes aus vormenschlicher Zeit, der in keltischer Zeit bereits mit Aulehm überdeckt war, sind im Grund unter den Siedlungsschichten festgestellt worden (siehe oben im Abschnitt „Die Lage der Siedlung“).

Salzquell und Salzgewinnung

Über die Haller Salzquellen und ihre Ausnützung in grauer Vorzeit ist in früheren Jahrzehnten schon viel vermutet, geraten, geschrieben und gedruckt worden. Aber alle Ansichten mußten in der Luft schweben, ehe nicht der urhällische Boden selbst durch Herausgabe auskunftsreicher Funde zu reden anfing. Solche Auskünfte aber waren erst möglich in einer Zeit, in der die vorgeschrittene Vorgeschichtsforschung in der Lage war, auch in unscheinbaren, früher nicht beachteten und nicht erkannten Spuren und Funden, wie z. B. alten, brüchigen Scherben von gewisser Beschaffenheit und Form, auf vorzeitliche Bewohner zu schließen. Die ersten Anzeichen vorgeschichtlicher urhällischer Siedler, vor einigen Jahrzehnten gefundene grobe, schwarzgraue brüchige Scherben vom Neumäuer auf dem linken Kocherufer der Haller Talsiedlung¹²⁰ waren lange in ihrer vorgeschichtlichen Volkszugehörigkeit umstritten, wenn auch schon von P. Goetzler und A. Schütz als keltisch gedeutet, bis unsere neuere Forschung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken sodann, bestätigt durch hinzugekommene neuere Scherbenfunde von Stadtarchivar W. Hommel im Jahre 1932 beim Haus Gehring im Neumäuer Nr. 11, diese Gefäßreste mit einiger Gewißheit als Reste keltischer Gebrauchstöpfe ansprechen konnte (Kedenburgmuseum Nr. 1135 bis 1158).

Eine Besiedlung des rechtsuferigen Talhangs durch die Kelten wurde sodann mit Sicherheit erschließbar durch die bei Nutzgrabungen 1907 und 1909 (Wasserleitungsgrabung) in der „Fuhr“ (der Name spricht für alte Durchfahrt) gemachten ausgezeichneten Grabfunde der älteren Keltenzeit (Früh-Latène, Latène B) mit Skelett- und Kieferresten von Frauen und Kindern und deren bronzenem Knotenringsschmuck: 6 Knotenringe aus dem 4. Jahrhundert v. Ztr.¹²¹ Die zugehörigen Siedlungen konnten nicht weit entfernt sein. Auch hinter dem mächtigen bogenförmigen Abschnittswall des Gutshofes Oberlimpurg, von welcher Befestigung heute noch ein kleines Stück sichtbar ist,¹²² haben nach Ausweis einiger in den letzten Jahren gemachter Scherbenfunde Kelten gegessen bis in die späte Keltenzeit hinein; für diese Zeit zeugt auch ein 1906 gemachter, erst später bekannt gewordener Fund einer kleinen, etwas ausgewölbten spätkeltischen Goldmünze im Garten hinter dem Haus Blindstatt Nr. 15.¹²³ Am Jahrhundertelangen Dasein der Kelten am Salzdort Hall am Kocher konnte schon auf diese Bodenfunde hin nicht mehr gezweifelt werden, entgegen dem hällischen Geschichtschreiber Smelin, der noch 1896 in seiner Hällischen Geschichte eine Ansiedlung der Kelten in Hall am Kocher (Schwäb. Hall) und Kenntnis der hiesigen Salzquelle in keltischer Zeit als „äußerst unwahrscheinlich“ bezeichnet hat. Dagegen hatte 1906 in einem Vortrag im

Historischen Verein für Württembergisch Franken der Geschichtsforscher und Landeshistoriker Karl Weller mit sicherem Gefühl für die tatsächlichen Möglichkeiten den Nachweis einer Besiedlung des Salzortes in vorgeschichtlicher Zeit, besonders auch durch die Kelten, vorausgesagt, und zwar auch auf der durch Funde damals noch nicht belegten, aber siedlungsgeschichtlich wichtigeren Kocherseite beim Saalquell (siehe Karte Abb. 3 und Fliegerbildaufnahme Abb. 1). Nach den oben erwähnten Grabfunden der Jahre 1907 und 1909 und den früheren Neumäuer-Scherben konnte Professor Dr. P. Goetzler 1924 in seinem Bericht über die bis dahin bekannte Vorgeschichte der Haller Gegend¹²⁴ die vorgeschichtliche Besiedlung des Salzortes Hall als unzweifelhaft bezeichnen. Inzwischen ist sogar von unserer örtlichen Forschung der Nachweis steinzeitlicher und spätbronzezeitlicher Besiedlung des Haller Raumes geliefert worden.¹²⁵ Freilich hat die von K. Weller und Professor P. Goetzler vermutete Belegung des Randes des heutigen, schon mittelalterlich dagewesenen Saalquells auf dem Saalplatz (siehe Karte Abb. 3 und Fliegerbildaufnahme Abb. 1) sich bis jetzt nicht bestätigt, auch nicht durch eine von Dr. Kost vor einigen Jahren vorgenommene tiefe Probegrabung am Rand dieses Salzquells; dieser Versuch am Saalquell stieß unter starken mittelalterlichen Aufschüttungs-Brandschichten des 14. und 18. Jahrhunderts auf gewaltige Überschwemmungsgerölle und -sande ohne menschliche Siedlungsspuren. Schon damals wurde vom Ausgräber die Vermutung ausgedrückt, daß die vorgeschichtliche Besiedlung nicht so tief im Überschwemmungsgebiet gesessen haben werde, sondern etwas höher am untersten Talhang. Dort ist jetzt auch die Keltenbesiedlung in vielfachen

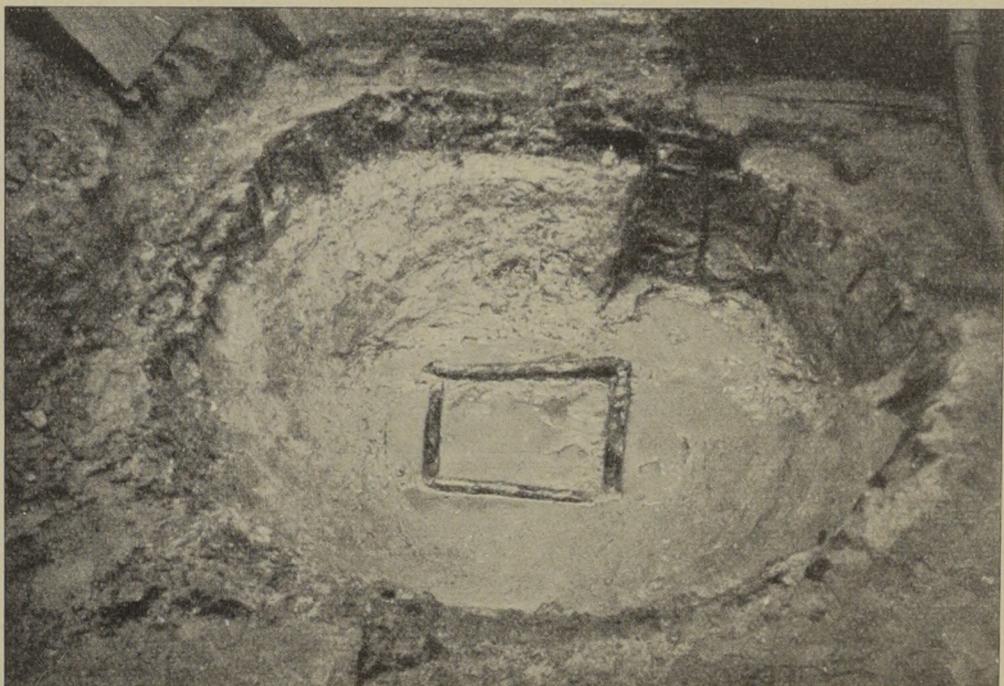


Abb. 39. Eine der in der Erde eingetiesten stumpftrichterförmigen Gruben, „Wannen“, mit Flechtwerkwandung und Lehmverstrich und mit Blockholzfassung in der Mitte. Die Grube hat wohl zur Soleverwertung gedient. (Ausgrabung des Landesamts für Denkmalpflege.) (Aufnahme: G. Eichner)

Beweisen jeder Art aufgetreten. Besondere Beachtung verdient die Frage der Beziehung dieser neuentdeckten Kelten siedlung zum Salzvorkommen der Vorzeit. Antwort hierauf mögen die im folgenden besprochenen Funde und Feststellungen verschiedener Art geben. Unter anderem hat die Ausgrabung des Landesamts für Denkmalpflege an Fundstelle 17/18 am Westrand des keltisch besiedelten Kreispartassengeländes eigenartige Anlagen trichterförmiger, flechtwerkeingefasster Lehmgedichteter künstlicher Eintiefungen aufgedeckt und in ihnen „Eindämpfungswanne“ zur Salzgewinnung vermutet (siehe den Sonderbericht „Eine keltische Solesiederei“ mit den Abb. 18 bis 24 und unsere Abb. 39). Es könnte auch angenommen werden, daß es künstlich angelegte Gerbereigruben sind, deren flechtwerkversteifte und lehmgedichtete Wandungen zur stärkeren Dichtung durch Feuerbrand gehärtet worden sein können und in denen das für Gerberei besonders wirksame „Salzwasser“ seinen zweckmäßigen Behälter zum Gerben der Felle durch Eintauchen in Sole gehabt haben kann.¹²⁶ Die Benutzung von Salz- oder Aschenlauge zum Fellgerben wird auch sonst für vorgeschichtliche Zeit angenommen.¹²⁷ Untersuchte Lederreste aus der Bronzezeit (Urgermanenzeit) Schleswig-Holsteins haben ergeben, daß sie mit Tonerdesalzen gegerbt waren (weißgares Leder).¹²⁸

Kaum ein Zweifel kann über die Deutung der von der Grabung des Landesamts für Denkmalpflege aufgedeckten hölzernen Trog- und Rinnwerke sein,¹²⁹ die sicherlich der Solezuleitung und -speicherung gedient haben; von Bedeutung für ihre Deutung sind die auffallenden Entsprechungen im mittelalterlichen Salzgewinnungsverfahren im Haalhaus; auch die Trog- und Rinnwerke von Fundstelle 17/18 der Kelten siedlung waren überdacht, da sich Pfostenreste und steinverteilte Pfostenlöcher unmittelbar an der Stelle fanden; im mittelalterlichen Haalhaus ist der ausgehöhlte Baumstamm, *N a a c h* (Nachen) geheißen, ein ausgezeichnete Beleg für den Zweck dieser alten keltischen Einbaumtröge, deren ursprünglicher Nachencharakter sogar noch in ihrer örtlichen mittelalterlichen Benennung deutlich wird, wie der nachfolgende Sonderbericht von Stadtarchivar W. Hommel über „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung“ ersehen läßt. Die vom Landesamt für Denkmalpflege freigelegten Trog- und Rinnwerke, die zum Teil nun nach ihrer Herrichtung in der Präparatur der Staatlichen Alttertümersammlung Stuttgart wieder ihre Aufstellung im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall finden, sind im Sonderbericht des genannten Amtes nachfolgend besonders beschrieben und bildlich dargestellt; es soll deshalb hier nicht näher darauf eingegangen und nur darauf hingewiesen werden, daß sich in dem berühmten Salzort Hallstatt im Salzkammergut, nach welchem ja die ganze Hallstattzeit und -kultur ihren Namen bekommen hat von der Forschung, auf der dortigen latènezeitlich (keltenzeitlich) belegten Dammwiese im Zusammenhang mit gewässerten Salzsümpfen auffallend ähnliche hölzerne Rinnwerkanlagen vorfinden,¹³⁰ die dort mit der Soleverarbeitung zu Kochsalz bzw. Speisesalz, sicher mit Recht, in unmittelbarem Zusammenhang gebracht werden. Auch die auf der Hallstatter Dammwiese von den dortigen latènezeitlichen Bewohnern angelegten „Knüppelwege, Bretterböden, Bassins mit Flechtwerkeinfassung“¹³¹ haben in den Haller Keltenanlagen der Fundstelle 18

eine genaue zeitliche und sachliche Entsprechung. Selbst die Haufen von Kalksteinen fehlen hier nicht, die bei den Hallstatter Dammwiesengrabungen aufgefallen sind als wohl mit der Salzgewinnung in Beziehung stehend (durch Erhitzung). In der Haller Keltensiedlung finden sich solche kopfgroße Kalksteine oft in Gruppen beisammen, zwar ohne deutliche Hitzespuren, aber mit auffallend starkem Eisenniederschlag (Oxyd) überzogen, der nach Urteil von Fachgeologen nur von der Wirkung salzhaltigen Wassers herrühren kann. Auch geräumige Tongefäße bzw. Krüge können in Schwäbisch Hall wie in Hallstatt mit der Salzgewinnung aus Sole in Zusammenhang stehen. In Hallstatt bestehen sie meist aus Graphitton, der im Schwäbisch Haller Gebiet als fernherkommende Einfuhrware (Passauer Gegend) verständlicherweise selten ist; in Schwäbisch Hall sind es grobtonige, dickwandige, schwere und vielleicht weitmündige Tonbehälter mit bezeichnender Bodenansatzformung (Abb. 11 Nr. 651, 653, 917, 915, 916 und 929). Ähnliche Topffunde, gleichfalls in einem Salzort (Niedernhall) am Kocher, hat man schon früher „ihrer Form nach als Salzsiedetöpfe“ zu erklären versucht.¹³² In großer Zahl hat man solche vermutlichen „Salzsiedetöpfe“ in Bad Nauheim gefunden, wo sie einen regen Salinenbetrieb der Germanen in der späten Latènezeit, also um die Zeit des Beginns unserer Zeitrechnung, bekunden.¹³³ Auffallend ist in der Haller Siedlung auch das Vorkommen sehr zahlreicher Bruchstücke weitmündiger und zum Teil sehr großer tönerner Schalen (siehe Abb. 9 und Abb. 49 und den Abschnitt „Töpferware“); ihre Durchmesser gehen bis zu 60 cm! Unter der Töpferware der Haller Keltensiedlung fallen ferner eigenartige, meist faustgroße und noch kleinere plumpe walzenförmige tönernerne Vollkörper auf (Beispiel Nr. 870, Abb. 33, ferner im nachfolgenden Bericht über „Eine keltische Solesiederei“ Abb. 22 und im weiteren Bericht über „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung“ Abb. 2). Ähnliche tönernerne Gebilde sind bis jetzt auch nur an vorgeschichtlichen Salzstätten in Lothringen und in Halle an der Saale (Abb. 40) aus der Bronze- und Eisenzeit gefunden worden. Entsprechend dem im lothringischen Seilletal von der Forschung auf Grund tönerner Stangen und Ziegelförper erschlossenen sogenannten „Briquetage“ wird es sich hier in unserer Haller Keltensiedlung wohl um Entsprechendes handeln. Diese porösen Tonkörper sind entweder unmittelbar in

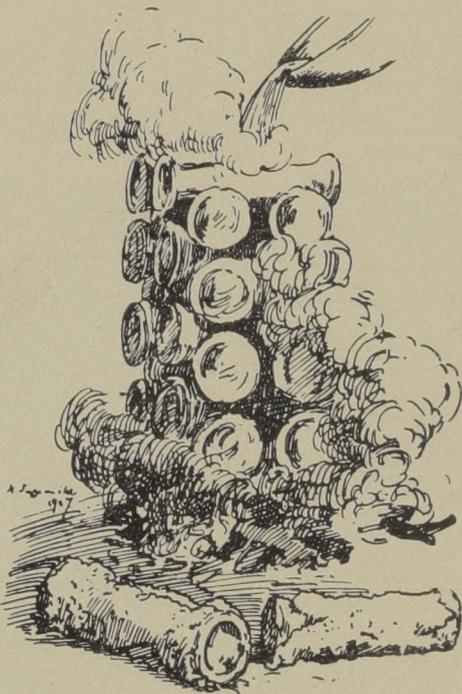


Abb. 40. Bronzezeitliche „Salzroststabe“ (siehe auch Abb. 33) aus dem Salzgebiet von Halle an der Saale im Modellaufbau, mit zeichnerischem Versuch ihrer Benützung. (Nach Lehrmittelkatalog Friedrich Rausch, Nordhausen im Harz, 1928.) Siehe auch im Bericht „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall“ die Abbildungen 1 und 2.

Salzwasser gestellt gewesen oder lose übereinandergelagert mit Sole übergossen worden und können infolge ihrer wasseranziehenden Beschaffenheit zur Wasserverdunstung (vgl. unsere Grabierwerke) und zur Salzanreicherung an ihrer Oberfläche gedient haben und so beim Trocknen zur Salzkristallgewinnung. Unsere Abb. 40 zeigt einen auf Grund der mitteldeutschen Funde früher schon entworfenen Wiederherstellungsversuch dieses Vorgangs, doch sind auch andere Auffassungen möglich, nach denen die kleinen Walzenkörper als Gerüststützen gedient haben für ein Siedegefäß.¹³⁴ In einer besonderen, nachfolgenden Darstellung „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung“ hat Stadtarchivar W. Hommel sich nach vorangegangener Sammlung und Bergung solcher walzenförmiger, faustgroßer Tonkörper um eine Erklärung ihrer Verwendung bemüht.

So bieten verschiedenartige Funde die Handhaben zur Erschließung einer gewerblichen Ausnutzung des Haller Salzquells. Er ist wohl in der Vorzeit am Ostrand des vorgeschichtlich vermutlich entlang der heutigen Blockgasse fließenden Kochers (siehe Karte Abb. 2) zwischen Blockgasse und dem heutigen Kreisparfassenneubau zutage getreten. Die Entdeckung dieses Salzwasservorkommens ist auf Grund der Siedlungsfunde an das Ende der Hallstattzeit (im Norden Beginn der Älteren Großgermanenzeit), also in urkeltische Zeit, zu setzen. Sehr wahrscheinlich ist diese Entdeckung ursprünglich dem mit feiner Witterung ausgestatteten Wild oder dem Weidevieh der urkeltischen Kochertalsiedler zu verdanken. Nach der Versickerung oder Überschwemmung des vorzeitlichen Salzquells (im 3. oder 4. Jahrhundert n. Ztr.?) nach der Keltenzeit wird wohl der Salzquell einige Jahrhunderte später an anderer Stelle neu zutage getreten sein auf dem heutigen Platz des Haals, wo der mittelalterliche Salzquell nunmehr in der Karlingerzeit, also im 8. bis 9. Jahrhundert, vermutlich wieder durch salzleckendes Wild oder Weidevieh, neu entdeckt worden ist.¹³⁵ Ein entsprechender Fall liegt bei dem auch schon vorgeschichtlich (spätbronzezeitlich und hallstattzeitlich) besiedelten Mergentheimer Salzquell vor, der nach seiner über ein Jahrtausend dauernden Überflutung im Jahre 1826 von einer in der Nähe des Tauberflusses Salzwitternden Schafherde nachweisbar wieder entdeckt worden ist.

Wenn die bodenständigen Urkelten und die ihnen entstammenden, durch gallische Zuwanderung entstandenen Kelten in der Haller Siedlung am alten Salzquell ihr Salz in größerer Menge hergestellt haben, so ist bei der Art dieses Gebrauchsmittels damit zu rechnen, daß sie nicht alles gewonnene Salz nur für ihre eigene Siedlung ausgenützt haben, sondern über den Eigenbedarf hinaus auch zum Tauschhandel mit räumlich entfernten Siedlern ausgenützt haben, z. B. zum Eintauschen größerer Mengen des für sie unentbehrlichen Eisenerzes (Bohnerz oder Brauneisenstein) oder dessen Erstverarbeitung in Luppen (ausgeschmolzene Klumpen schmiedbaren Eisens) von der Schwäbischen Alb. Und so führt die Überlegung neben der Wahrscheinlichkeit des Verkehrs auf dem Kocher mit Einbaumlastfäähnen (siehe oben Abschnitt „Einbäume“) weiterhin auf die Notwendigkeit des Vorhandenseins von Handelspfaden und -wegen zum Überland-Tauschverkehr. Solche Überlandwege sind, der an gewissen Linien aufgereihten vorzeitlichen Besiedlung unserer Landschaft nach, schon für die Stein- und Bronzezeit anzunehmen.¹³⁶ Ihre Wegführung ist zum Teil heute noch im Gelände erkennbar. Auch in das Haller Kochertal müssen, schon des

Salzquells und des Übergangs über den Kocher wegen, solche Wege geführt haben, deren Zug zum Teil in mittelalterlichen Wegführungen noch vermutet werden kann.¹³⁷

Daß unser Hall am Kocher ein uralter Salzort ist, war vor den oben ausgeführten Feststellungen vorgeschichtlicher Besiedlung der unmittelbaren Umgebung des Salzquells ja schon durch den Ortsnamen „Hall“ zu erschließen. Der im europäischen Gebiet für alte Salzorte oftmals belegte Name „Hall“ ist von der Forschung schon früher mit dem Salzvorkommen in ursächlichen Zusammenhang gebracht worden und wird von der Mehrzahl der Forscher für vordeutsch gehalten.¹³⁸

Über das Wiederaufleben des Salzgewinnungsbetriebes in deutscher Zeit im frühen Mittelalter um den Haalplatz mit seinem Salzquell berichten alte Haller Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts von Herolt und Widman.¹³⁹ Die Ausnützung der Salzgewinnungsmöglichkeit durch die Beauftragten des deutschen Königs führte zum Bau von festen Sitzen dieser königlichen Beamten am Salzort.¹⁴⁰ Es ist nicht ohne Bedeutung, daß zwei dieser späteren Steinburgen (sogenannte „Siebenburgen“) ganz unmittelbar an unsere Haller Kelten siedlung angrenzen: die Siedersburg (das Haus „Unter der Post“ Nr. 9) und die Sulmeisterburg (Steinerner Steg Nr. 7, Haus von Malermeister Haffner). Beide stehen auf keltisch besiedeltem Boden, wie die Ausdehnung unserer Kelten siedlung ergeben hat, und diese Sitze königlicher Beauftragter waren so gut wie die ein Jahrtausend früheren der Kelten des Salzquells wegen gerade hier angelegt.

Zusammenfassung

Die Entdeckung der Haller Kelten siedlung über dem Haalquell kam nicht unerwartet. Es wäre unverständlich gewesen, wenn die Kelten, die in Württembergisch Franken als Siedler schon so vielfach und bedeutsam nachweisbar waren,¹⁴¹ sich den wichtigen Salzort am Kocher hätten entgehen lassen, nachdem schon die Vorzeitsiedler der Jungsteinzeit, der Bronze- und Früheisenzeit die Bedeutung der Haller Gegend als Siedlungsboden belegt hatten. Auch liegen außer den bekannten und in unserer Einleitung sowie in unserem Abschnitt „Salzquell und Salzgewinnung“ erwähnten, schon früher bekannten keltischen Siedlungsspuren auf stadthällischem Boden einschließlich der Oberlimpurg ja schon eine Reihe weiterer Anhaltspunkte für die Kelten besiedlung der nächsten Umgebung vor, so aus unmittelbarer Nähe in dem Kocherabwärts gelegenen Gelbingen eine schöne kobaltblaue Ringperle aus Glas mit aufgesetzten gelben Augen¹⁴² und unmittelbar auf der Kromburg ein Kammstrichscherben spätkeltischer Zeit.¹⁴³ Bereits erwähnt wurde auch der Fund eines keltischen Dreizack-Fischspeers aus Schmiedeeisen im Kochertal unterhalb Wilhelmsglück, der auf eine keltische Siedlung etwa in dem günstig gelegenen Westheim deuten könnte. Bekannt sind durch die aufklärende Sucharbeit der vorgeschichtlichen Bodenforschung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken auch schon keltische Siedlungsstellen im freien Gelände in wenigen Kilometern Umkreis von Hall, so im oberen Wettbachtälchen bei Weckrieden,¹⁴⁴ im Adergelände Flur „Bürgle“ nördlich Hessential,¹⁴⁵ in der Flur „Wasenwiese“ östlich Hessential¹⁴⁶ und auf Flur „Mittelhöhe“ zwischen Hessential und Hall.¹⁴⁷ Dazu kommen die Funde spätkeltischer böisch-vindelischer Gold-

münzen, sogenannte Regenbogenschüssel, von Hall selbst (Blendstatt) wie von Matheshörlebach, von Rieden, vom Württemberger Hof bei Hütten, von Bellberg und von Gaugshausen und 2 aus der Nähe von Hall stammende Münzfunde, ein Vollstater obiger Art und eine Münze der keltischen Volcer, deren genaue Fundstelle nicht mehr zu ermitteln ist.¹⁴⁸

Die Lage der Salzstätte Hall am fisch- und holzreichen¹⁴⁹ Kocherfluß, die fruchtbaren und altbebauten Lettenkohlelehms- und Lößflächen über dem Kochertal, der Wildreichtum im nahen Waldenburger, Limpurger und Ellwanger Bergland erklärt die Wahl dieses Siedlungspunktes vollauf. Bezeichnend ist die Niederterrassenlage der Kelten siedlung am unteren Talhang unmittelbar über dem Wasser; nach solchem Gesichtspunkt wurde auch in La Tène am Neuenburger See selbst, in Basel bei der Gasfabrik, in Breisach-Hochstetten die Wahl des Siedlungsortes getroffen.¹⁵⁰

In das Netz spätkeltischer Siedlungen in Württemberg, Bayern, Böhmen, Baden, Schweiz, Ostfrankreich reiht sich nun der Schwäbisch Haller Siedlungsplatz ein. Er liegt mitten zwischen den bedeutendsten spätkeltischen Fundorten Mitteleuropas zwischen Mont Beuvray (Bibracte, Departement Saône et Loire), Basel, Breisach-Hochstetten, Manching und dem böhmischen Hradischt und hat durch zweifellos ausgenützte Wasserwege auch Verbindung mit dem Ober- und Mittelrheingebiet. Eine weitere Verbindung nach Westen ist durch den bedeutenden uralten Westostweg von Worms nach Pförring an der Donau gegeben, der durch die Haller Landschaft führt.¹⁵¹ Nach Südosten verknüpft dieser Überlandweg den Haller Keltenort mit den Siedlungen von Pfünz und Manching und mit der Donau, nach Süden konnte ein weiterer Überlandweg über den Einkorn und den Welzheimer Wald in Richtung Cannstatt und weiterhin benützt werden.

Aus der Gesamtlage der Haller Siedlung erklären sich auch die aus den Funden deutlich sichtbaren Kulturzusammenhänge und Volksbeziehungen, die zum Teil im Abschnitt „Irdenware“, besonders an Hand der bemalten Töpferware, aufgewiesen worden sind. Durch die in vorstehenden Abschnitten über „Irdenware“ und „Schmuck“ immer wieder sichtbar werdenden Gleichheiten und Ähnlichkeiten der Funde besonders mit Basel und mit dem Hradischt in Böhmen ist die Spannweite der Haller Kulturbeziehungen schon angedeutet. Genauere Auskunft geben bestimmte Funde und Fundgruppen, so die nach Bayern, dem Bvier- und Bindelikerland weisenden Situlen, die Glasinge und Glasperlen, welche eine ähnliche Richtung angeben, aber auch in die Schweiz zeigen, die bemalte Tonware, welche Beziehungen sowohl zum Rhein- als auch zum Donauegebiet wie zu dem von diesen Kulturlandschaften wieder beeinflussten böhmischen Hradischt aufweist. Neben diesen allgemeinen spätkeltischen Beziehungen, wie sie durch die starke Verwandtschaft der Tonware z. B. mit Basel ersichtlich sind, aber auch mit der an der nahen Jagst liegenden, durch eine Keltenmünze in das letzte Jahrhundert v. Ztr. und noch etwas darüber hinaus datierten Fundstätte von Wendel zum Stein, lassen sich auch besondere boisch-vindelische Zusammenhänge erkennen. Dies ist der Fall nicht nur durch die Verbreitung der Situlen, die besonders ähnlich im vindelischen Manchinger Gräberfeld auftreten, und die Entsprechungen anderer Tonware mit Pfünz und dem Hradischt, mit diesem auch in den Glasingen (wie auch in Manching), Perlen, bemalter Irdenware

und anderen keramischen Einzelheiten, sondern namentlich auch durch die oben erwähnten „Regenbogenschüsseln“ der Zeit von Mitte bis Ende des letzten Jahrhunderts v. Ztr. als böisch-vindelischer Goldmünzen, welche mindestens deutliche Handelsbeziehungen zum Osten und Südosten, wahrscheinlich aber darüber hinaus entsprechend den obigen Andeutungen auch völkische Zusammenhänge für Schwäbisch Hall und Württembergisch Franken anzeigen. Eine Eintragung aller spätkeltischen Münzfunde Nordwürttembergs in die Karte ergibt die Beobachtung, daß sie im Westen, im Heilbronner Neckargebiet fast gar nicht vorkommen und sich von da aus ostwärts gegen die bayerische Grenze zu in den Kreisen Öhringen, Hall, Künzelsau, Mergentheim, Crailsheim, Ellwangen immer mehr häufen.¹⁵² Es sind im ganzen gegen 60 solcher einzelnen Münzfunde zu verzeichnen. Auch die Siedlungs- und Gräberfunde sagen ähnliches aus. Während sie in der älteren Latènezeit im unteren württembergischen Neckarland noch auffallend dicht sind, nehmen sie in der mittleren und späten Latènezeit immer mehr ab und häufen sich in dieser Spätzeit dagegen östlich davon auf der Alb und südlich in Oberschwaben. Entsprechendes besagt die Verteilung der spätkeltischen Viereckschanzen und großen Volksburgen! Aus all diesen Wahrnehmungen läßt sich eine Verdrängung der Kelten in der Spät-Latènezeit aus dem fruchtbaren Neckargebiet bei Heilbronn ablesen, wenn auch vereinzelt Spätkeltenreste noch etwa durch Heilbronner Funde auftreten und wohl als gallorömisch in die Zeit der Römerbesetzung eingehen. Die Verdrängung der Spätkelten in ihrer Hauptmasse von Westen gegen Osten kann wohl nur auf andringende Germanen zurückgeführt werden. Freilich weist Ingelfingen noch um 200 n. Ztr. keltische Besiedlung auf, und auch ein Teil der neuen Haller Funde führt nun in das 1. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung, einzelne vielleicht sogar noch in das 2. Jahrhundert hinein, doch ist das Verbleiben keltischer Restgruppen, wie schon die sprachliche Überlieferung keltischer Flußnamen wie Kocher, Jagst und Tauber zeigt, unbestritten. Die Frage aber, ob in dieser Zeit der ersten Jahrhunderte n. Ztr. nicht schon vereinzelt Germanengruppen hereingesiedelt haben, ist noch eine Frage zukünftiger Beobachtung und Fundvermehrung. Ob eine Kniefibel des 2. Jahrhunderts n. Ztr., besonders aber ein vierkantiger silberner Armring mit umwickelten, in kleine Spiralrollen auslaufende Drahtenden, ein Grabhügelfund des 2. bis 3. Jahrhunderts aus dem Niedernhaller Salzgebiet, germanisch sind, ist heute noch nicht auszumachen. Sicher den Germanen im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts n. Ztr. zugerechnet werden darf aber der aus der Gegend von Künzelsau am Kocher stammende Fund spätrömischer Tetricus-Münzen.¹⁵³ Einige spätere Funde aus dem Bereich der Haller Keltenfiedlung zeigen Entsprechungen zu germanischen, so besonders der mit übereinandergesetzten Reihen von Fingernagel-Wulstgruben verzierte kugelige Topf Nr. 1166 (Abb. 9). Er hat in westgermanischen gleichverzierten und zum Teil ähnlich geformten Töpfen des 1. und 2. Jahrhunderts n. Ztr. seine Entsprechungen.¹⁵⁴ Auch die unmittelbar unter der Halsanziehung gegen den Bauch sehr stark umknickenden, geglätteten schwarzen Schüsseln unserer Haller Fundstelle 25 (Abb. 8 Nr. 1244, 1245, 1248) haben ihr genaues Vergleichsstück im Westgermanischen des 1. und 2. Jahrhunderts,¹⁵⁵ ohne daß mit dieser Einzelheit ein sicherer Zeitanfaß (siehe Anm. ¹²) oder eine völkische Beziehung behauptet werden soll.¹⁵⁶

Auf jeden Fall reicht die Haller Kelten siedlung mit ihren spätesten Funden in eine Zeit hinein, die völkisch besonders wesentliche Fragen spätekeltischer, römischer und germanischer Besiedlung unserer württembergisch-fränkischen und süddeutschen Heimat aufwirft. Anklänge an römische Formen und Technik in der Irdenware sind deutlich (siehe Abschnitt „Irdenware“); es braucht hier nur hingewiesen zu werden auf Hartbrennung der Keramik, Rotbrennung, Bemalung, Standring- und Gefäßrandbildung.¹⁵⁷ Aber solche Entsprechungen beruhen kaum auf unmittelbarem römischem Einfluß, sondern sie spiegeln den allgemeinen römischen Kultureinfluß auf das Gallische im 1. Jahrhundert v. Ztr. und darüber hinaus wieder. Dieser Einfluß ist ganz besonders in der Spät-Latèneware und in den Formen des 1. und 2. Jahrhunderts n. Ztr. sichtbar. Länger wird die Haller Kelten siedlung, die schon in frühkeltischer Zeit beginnt und ihre Hauptbelegung im 2. und 1. Jahrhundert v. Ztr. gehabt hat, nicht bestanden haben als bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Ztr. oder spätestens in die 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts hinein. Gegenüber dem spätkeltischen Ingelfingen fällt in Schwäbisch Hall das Fehlen rein römischer Funde auf, besonders von Terra-Sigillata-Ware. Bei dem großen Fundanfall hätten sich derartige Spuren zeigen müssen, wenn sie da wären. Daraus darf wohl mit Recht geschlossen werden, daß bei Errichtung des obergermanisch-rätischen Grenzwalls in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Ztr. die Haller Kelten siedlung nicht mehr bestanden hat; es hätten sich sonst bei der Nähe des obergermanischen Limes — von Hall nach dem römischen Kastell Mainhardt beträgt die Entfernung nur 13 km! —, so gut wie in Ingelfingen und in dem vom römischen obergermanischen und rätischen Grenzwall viel weiter entfernten Baldersheim, unmittelbare römische Beziehungsspuren bemerkbar machen müssen. Der Grund für das Aufgeben des guten Siedlungsortes im 2. Jahrhundert n. Ztr. am Haller Salzquell kann in der Verschüttung oder im Versickern dieses Quells in jener Zeit zu suchen sein, wofür die in die Siedlungsschichten besonders des Ostteils von oben eingeschwemmten Hangschuttmassen und -gerölle sprechen könnten. Die andere Erklärungsmöglichkeit sind die bewegten und unruhigen politischen Verhältnisse jener Zeit des Vordringens von Römern und Germanen von Rhein, Main und Neckar her. Klarheit hierüber werden erst in Zukunft noch weitere Forschung und weitere Funde schaffen können.

Wenn auch die schwierigen, aber besonders wichtigen Fragen der völkischen Vorgänge der ersten Jahrhunderte nach Beginn unserer Zeitrechnung durch unsere Haller Kelten siedlung nur erst angeschnitten, nicht aber beantwortet werden konnten, so ist um so reicher das Bild der Siedlung selbst mit all ihren Lebensäußerungen und -erscheinungen späten Keltentums. Reges Leben muß an dieser Kelten siedlung am unteren Kochertalhang über den Salzquellen von Schwäbisch Hall geherrscht haben. Davon reden die Funde und Feststellungen über Salzgewinnung, Eisen- und Bronzeverarbeitung, Töpferei, Fischfang und Schifffahrt, Viehhaltung, Ackerbau und Obstzucht, Küche, Haushalt, Kleidung und Schmuck. Wenn auch letzterer infolge der ungünstigen Bergungs- und Grabungsbedingungen nicht gerade

zahlreich ist, so weisen doch die Glasarmringe und Glasringperlen auf eine Vollsiedlung, deren Hauptwohnteil nach der Lagerung der Funde von bemalter Irdenware, Obst- und Getreidekernen und anderen Funden am oberen Rand der Geländestufe anzunehmen ist gegen den Hasenmarkt zu und auf diesem bis zum Kedenhof, während die gewerblichen Betriebe der Salzgewinnung, der vermutlichen Gerberei, der Eisenschmelze und -glühung und Bronzeverarbeitung mit gewerblichen Öfen und Glühtiegeln mehr auf dem hangabwärts gelegenen Teil der Geländestufe eingerichtet waren. Über die in gleichzeitigen Siedlungen üblichen Funde hinaus kann unsere Haller Kelten siedlung noch eine Reihe besonderer Funde aufweisen, so die Einbaumfähne und -tröge und die Anlagen gewerblicher Solerverwertung und Salzgewinnung und ihre teilweisen Entsprechungen noch im Mittelalter; Fischfanggeräte: einen hölzernen Netzstricker bisher in der Vorgeschichte unbekannter Bauart und aus weiterer Umgebung einen dreizackigen Fischspeer; ferner Obstkerne: Kulturpflaume, Kirsche, Schlehe, Erdbeere, Himbeere; Getreidekörner und -spuren: Saathafser, Saatgerste, Weizen, Ackerbohne; Brotreste; wohlriechendes Harz (Räucherharz); für die Kleidung rote und gelbe gefärbte Wollhaare neben Leinen; schließlich in der Töpferware außer der bedeutsamen bemalten Keramik auch eine Reihe keramischer Besonderheiten: ein frühkeltisches Kleingefäß von besonderer Form, eigenartige flache Tellerchalen, Gefäße mit breiter Ausbauchung am Bodenteil, Feuerböcke mit „Widdernasen“.

Daß die Nutzgrabung des Kreisparkassenneubaus und die für die Forschung hinzugekommenen Ausgrabungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Landesamts für Denkmalpflege (Staatliche Altertümersammlung Stuttgart) sowie die Sucharbeit bei Tiefgrabungen der Umgebung nur einen Teil der Haller Kelten siedlung entdeckt haben, ist deutlich geworden, denn fast nirgends war der Rand der vorgeschichtlichen Siedlung erreicht. Auch die zufällig vor Jahren angeschnittene frühkeltische Begräbnisstätte in den Kocheraufwärts gelegenen nahen Ackeranlagen ist sicherlich nur ein Teil des Bestattungsgeländes, für das aber diese letzteren Funde die Richtung weisen, während auf der anschließend Kocheraufwärts gelegenen Oberlimpurg, vielleicht auch auf dem Romberg (heute Romburg) nach Ausweis der Fundspuren keltische Herren ihre befestigten Sitze gehabt haben mögen.¹⁵⁸

Kommende Zeiten werden durch neue Beobachtungen im althällischen Siedlungsboden und vielleicht durch planmäßige unverdroffene Weiterforschung das oben umrissene Bild weiterhin vervollständigen können.

Anmerkungen:

¹ Es verdient hervorgehoben zu werden, daß schon vor der Feststellung der Kelten siedlung im Bauplatz der Kreisparkasse die Bauleitung durch Baumeister Hans Weiler, die Bauausführung durch Bauaufseher Friedrich (Hessental) von der Bauunternehmung Wilhelm Härer den im Bauschutt vorgekommenen mittelalterlichen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten und im Laufe der weiteren Baugrabungen nebst Bauaufseher Hanselmann (Bibersfeld) ihr Möglichstes zur Förderung der vorgeschichtlichen Forschungen getan haben. Dafür ist die Haller Heimatforschung den Genannten besonderen Dank schuldig, ebenso dem Inhaber der Bauunternehmung Wilhelm Härer selbst für bereitwilliges Entgegenkommen,

ferner dem Leiter der Haller Kreisparcasse Direktor Uebele, dem Kreisverbandsleiter Landrat Dr. Schicker und nicht zuletzt der weitgehenden Förderung der Forschungen durch die Stadtverwaltung durch den Bürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall Dr. Prinzing. Um die Erforschung der aufgedeckten Kelten siedlung hat sich zunächst der Historische Verein für Württembergisch Franken, sodann Schüler der Haller Deutschen Volksschule und der Haller Mergenthaler Oberschule, bei den weiteren Forschungsgrabungen der Bodendenkmalpfleger des Landes Württemberg Dr. W. Beck mit den Beamten und Angestellten der Altertümer Sammlung Stuttgart, Dr. Bölzling und Präparator Schierz bemüht.

² Siehe E. Kost, Der Mensch der Vorzeit in der Hällischen Landschaft. Haller Heimatbuch, 1937, S. 69. Zur Lage der Funde siehe im Jahrbuch „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, die Karte von W. Hommel bei S. 224.

³ Siehe Lagefzisse Abb. 3. Letztere Feststellungen werden Stadtarchivar W. Hommel verdankt, der anlässlich der tief in den Boden dringenden Haller Schwemmkanalisation auch noch keltische Funde aus der Zeit der späteren Schichten der Kelten siedlung vom Ort dieser Siedlung bis vor die Häuser Steinerne Steg 3, 4 und 7 nachweisen konnte.

⁴ Über diese alten Über- und Zugänge siehe die Ausführungen von Stadtarchivar W. Hommel im „Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 228 ff., mit Lageplan dort.

⁵ Nach Angaben von Dr. Kost ausgeführt vom Städtischen Hochbauamt durch Vermessungsingenieur Bölsz, dem auch die mit Eintragungen von Dr. Kost versehene Lagefzisse Abb. 3 zu verdanken ist.

⁶ Feststellung von Studienrat Dr. O. Weller, Schwäbisch Hall.

⁷ Diese Fundstelle 15 ergab bei ihrer genauen Untersuchung durch Dr. Kost eine fast kreisrunde Siedlungsstelle von 1,20 m Durchmesser, die sich durch rotgebrannten Lehm und zahlreiche rotgebrannte Flechtwerk-Lehmbroden deutlich abhob; ihre Tiefenlage unter den bereits durch Baugrabung abgehobenen Spät- und Mittel-Latène-schichten war ganz eindeutig. Zu den roten Lehmbroden, die wohl sicher einem gewerblichen Ofen (Eisenbereitungsofen?) angehören, passen mehrere tönerner Glühtiegelbodenreste (Proben Nr. 576 und 577, wie Abb. 36). Die Fundstelle enthielt zudem das große tönerner durchbohrte Webgewicht (Abb. 33 Nr. 585) und einige gebrauchte Töpferware, darunter den im Typ schon spät-hallstattzeitlich belegbaren Zwergtopf Nr. 555 (siehe S. 52 und Abb. 7 und 9), ein gutes Randstück einer Spät-hallstatt-Früh-latèneschale (Nr. 575, Abb. 7) und ein Bodenstück von 10,5 cm Durchmesser dazu, ferner eine kleine grauschwarze geglättete Schüssel (Nr. 571, Abb. 7 und 9) der Früh-latènezeit und einen Topfwandscherben eines an der Bauchwölbung mit Rauchschild beworfenen Gefäßes (Nr. 572, Abb. 7).

⁸ Wahrscheinlich handelt es sich, wie bei der zum Teil gleichzeitigen Kelten siedlung von Breisach-Hochstetten (Baden), um Eisenschmelzöfen, jedenfalls gewerbliche Öfen; dort sind auch Oberbauten über dem mittleren Ofenteil aus lehmeworfenem Reifig gesichert (G. Kraft, Badische Fundberichte, Bd. III, 1935, S. 258).

⁹ Fundberichte aus Schwaben, NF. II, 1924, S. 95, Abb. 7.

¹⁰ Seifriedsburg, Hügel II; Luitpoldmuseum Würzburg, Nr. 1404.

¹¹ Seifriedsburg, Hügel II; Luitpoldmuseum Würzburg, Nr. 1406.

¹² Weiterentwicklung dieser Form in früh- und mittelfeltischer Zeit (2. und 1. Jahrhundert v. Ztr.) mit Entsprechungen zu den Haller Funden Abb. 7 Nr. 571 und Abb. 8 Nr. 1244, 1245 und 1248 im Fundort La Tène am Neuenburger See, siehe Vouga, La Tène, Tafel XXVIII, 7 und Holzschüssel Tafel XXIX, 4 und 4a; eine Entsprechung im mittelalterlichen Gräberfeld am Steinbühl bei Manching, B.-N. Ingolstadt, siehe Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 16, 1905, Tafel III, VI; ferner Entsprechungen auf dem spätfeltischen Hradischt in Böhmen, siehe Pic-Déchelette, Der Hradischt von Stradonitz, Tafel L, 7; Belege vom Ende des 2. und Anfang des 1. Jahrhunderts siehe R. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift 6, 1914, S. 238, Abb. 4, 6. Nach Bittel, Die Kelten in Württemberg, Tafel 20, 6, ist die Form früh-latènezeitlich; jedoch zeigt auch die spätlatènezeitliche Siedlung Basel-Gasfabrik noch

eine Reihe von Entsprechungen, siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 20, 1918, S. 17, Abb. 43 bis 57. Weiterer Beleg für die Möglichkeit späten Zeitansatzes siehe Anm. ¹⁵.

¹³ Abb. 15 in: E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 66.

¹⁴ Früher wegen der irrtümlicherweise bei Erkenbrechtshausen angenommenen angeblichen „Reihengräber“, wie damals die Grabhügel genannt wurden, als fränkisch, aus spätgroßgermanischer Zeit, angesehen. Abbildung bei Veef, Die Alamannen; in „Württemberg“, 1931, Tafel 18, 25. Original im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall, Nr. 461.

¹⁵ Siehe von Uslar, Westgermanische Bodensunde. 1938, Tafel 2 Nr. 19 und 20.

¹⁶ Gute Entsprechungen z. B. zu Nr. 974 und 872 in der spätkeltischen Baseler Siedlung bei der Gasfabrik; Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, S. 236 Abb. 2 und S. 237 Abb. 3.

¹⁷ Fingertupfendellen siehe Bittel, Tafel 21, 2; Schnittverzierung siehe Bittel, Tafel 21, 1, Goldberg. Ähnliche Gürtel von Dellen und Strichen an verzierten Kochtöpfen in der spätkeltischen Baseler Siedlung; siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, Tafel XXIV.

¹⁸ Luitpoldmuseum Würzburg, Studiensammlung (Magazin).

¹⁹ R. Bittel, Die Kelten in Württemberg. Berlin und Leipzig 1934, S. 87.

²⁰ F. Birchner, Ur- und Vorzeit Bayerns. München 1936. S. 176 und Tafel 16, Mittel-Latène. E. Frischinger, 21. Jahrbuch des Rieser Heimatvereins. Nördlingen 1938/39. Tafel VI. Siedlung Zoltingen, Spät-Latène. F. Weber, Der Ringwall und das latènezeitliche Gräberfeld am Steinbühl bei Manching, und F. Birchner, Nachträge dazu, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 16, 1905, S. 32 Abb. 5, 1 und 2, S. 33 Abb. 4, Tafel VI Abb. I und II, Mittel-Latène.

²¹ Letzteres Gefäß stammt von der Verlängerung unserer Kelten siedlung zum Steinnern Steg; es wurde dort vor Haus Nr. 3 von Stadtarchivar W. Hommel aus dem Aushub der Schwemmkanalisation geborgen und durch seine Tochter zusammengesetzt; siehe Abb. 9. Das Gefäß hat in Form und Größe eine gute Entsprechung im mittellkeltischen Gräberfeld am Steinbühl bei Manching, Bezirksamt Ingolstadt. siehe F. Weber, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 16, 1905, S. 32 Abb. 5 Fig. 2; auch für unsere Situla Nr. 1168 Abb. 9 findet sich dort, a. a. O. Tafel VI, I, eine Entsprechung, ebenso Tafel VI, VI für unsere Randstücke Abb. 13 Nr. 833 und 835.

²² Siehe R. Schumacher, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Band V, Heft 9, S. 292, Abb. 2.

²³ Bodenstückentsprechungen in der Spätkeltensiedlung der Gasfabrik Basel; Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, S. 240, Abb. 5. 24. Zu den Randstücken unserer Haller Kelten siedlung Nr. 940, 706, 915, 917 finden sich in der genannten Baseler Kelten siedlung (a. a. O. 20, 1918, S. 86, Abb. 2) ebenfalls gute Entsprechungen.

²⁴ Pic-Déchelette, Manuel d'Archéologie Préhistorique Celtique et Gallo-Romaine. Bd. IV, S. 907 bis 912. Entsprechende Gebilde siehe dort Abb. 625, 1 und 2 (von Orgon und Mont Beuvray), ferner Abb. 627 (Clermont-Ferrand).

²⁵ Siehe Vouga, La Tène. Tafel 29, 4a.

²⁶ In spätkeltischen Fundstellen erscheinen sie auch noch, können jedoch auch dort früher sein; Beispiele auf dem Hradischt, Pic-Déchelette, Tafel LIV, 24, und in Wendel zum Stein im Jagsttal, Scherben Nr. 1295 im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. — Nur als unmittelbar in die Gefäßwand eingetupfte waagrechte Reihe auf dem oberen Teil der Gefäßwand kommen solche Fingerspizendellen wie auf unseren Abbildungen 8, 11 und 16 vor auch in der Latenefundstelle Wendel zum Stein, Nr. 1292 und 1293, Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall.

²⁷ In der Siedlung auf dem Lochenstein bei Balingen (Schwäbische Alb), die von ihren Ausgräbern der Späthallstattzeit zugewiesen ist, fanden sich ebenfalls schon entsprechende Profile größerer Gefäße mit schiefenrecht gestellten gleichgerichteten Ein- bzw. Schnittverzierungen (Fundberichte aus Schwaben, NF. II, 1924, S. 94,

Abb. 6 Nr. IV, 2). Die spätfeltische Siedlung bei der Gasfabrik Basel weist dann zahlreiche Weiterbildungen dieser Verzierungsart auf; siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, Tafel XXIII, XXIV und XXV.

²⁸ Luitpoldmuseum Würzburg, Studiensammlung (Magazin).

²⁹ Im Westgermanischen, am Niederrhein, in Niederösterreich, Böhmen und Mähren. Siehe von Uslar, Westgermanische Bodensfunde. S. 39, Anm. ⁴⁴ und Anm. ⁴⁸.

³⁰ In Verzierung, Ton, Hartbrand und Form völlig ähnliches Randstück aus der Spät-Latènesiedlung Deisenhofen bei München; Vor- und frühgeschichtliche Staatssammlung München, Schauschrank. — Diese Verzierungsart einer geglätteten Strichzone mit angrenzenden schiefgerichteten Kammstrichfeldern hat weite Verbreitung; sie kommt u. a. noch vor im Burgwall Questenberg im Kreis Sangershausen (Unterharz), Früh-Latène um 500 v. Ztr. (P. Grimm, Jahreschrift für die Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder, Bd. XVIII, Halle 1930, S. 163 ff.; Tafel III Abb. 2; Tafel XIV Abb. 2; Tafel XV Abb. 2; Textabb. 8 und 9). Nach G. Neumann, Kyffhäuserstudien, 1940, S. 350, reichen so verzierte Töpfe noch ins 4. Jahrhundert v. Ztr. Weitere Vorkommen auf dem Hradischt bei Stradonitz in Böhmen, Pic-Déchelette, Le Hradischt, Spalte 98 ff. und Tafel LIV und L; in Naheim, F. Duillig, Die Naheimer Funde, Frankfurt a. M. 1903, S. 40, Abb. Typus 36; in Thüringen, W. Schulz, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Unterharzes, Jahreschrift für die Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder, Halle 1930, Bd. XVIII.

³¹ Für das 1. Jahrhundert n. Ztr. sind Kammstrichscherben auch in der feltisch-römischen Siedlung von Balgheim bei Nördlingen bezeugt; siehe Frickhinger, 19. Jahrbuch des Historischen Vereins Nördlingen, 1936, S. 20. Auch die bis in das 2. Jahrhundert n. Ztr. reichende Spätfeltensiedlung von Ingelfingen enthielt Kammstrichscherben; siehe O. Paret, Fundberichte aus Schwaben, NF. 7, 1932, S. 39 ff. Auch von Uslar, Westgermanische Bodensfunde, bringt für die ersten Jahrhunderte n. Ztr. zahlreiche Belege für Kammstrichverwendung; siehe S. 15 ff., 25, 32 ff., 35 bis 37, 88 bis 90 und öfter.

³² W. Kersten, Der Beginn der Spät-Latènezeit in Nordostbayern. Prähistorische Zeitschrift 24, 1933, S. 105 und Abb. 1 Nr. 2, 3, 7, 8.

³³ Von Uslar, Westgermanische Bodensfunde. 1938, S. 32 und S. 51.

³⁴ A. a. O., S. 43.

³⁵ G. Hof, Bayerischer Vorgeschichtsfreund 14, 1937, S. 91 und Tafel 21.

³⁶ R. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift 6, 1914, S. 253.

³⁷ Lochenstein (Schwäbische Alb). Fundberichte aus Schwaben, NF. 2, 1924, S. 95 unten.

³⁸ Durch Apotheker W. Demmler, Schwäbisch Hall.

³⁹ Wegen des Wohlgeruchs mancher Harze bei Verbrennung (Räucherung) hat die Vorzeit solche Arten gern als Räuchermittel beim Totenkult verwendet, sowohl im Mittelmeergebiet als auch in Mittel- und Nordeuropa („Arnenharz“, siehe Thomsen in Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. I, S. 129). Unser einheimischer Birkenenteer hat ebenfalls wohlriechendes Harz liefern können (a. a. O.). Den Stoff zum Räuchern bewahrte man im Mittelmeergebiet gern in Krügen auf (Thomsen, Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 11, S. 33). Besonders beliebt in Griechenland und Rom war Mastix, das Harz von Pistacia lentinens (a. a. O., S. 32), ein gelbes Harz, das auch in Süditalien gewonnen werden konnte. Plinius in seiner Naturgeschichte 12, 72 nennt dazu noch als mindere Sorte einen pontischen Mastix (nigram mastichon), der aber mehr einem Erdpech gleiche.

⁴⁰ Pic-Déchelette, S. 93.

⁴¹ Nach E. Vogts berechtigter Ansicht hat diese von E. Major im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1917 ff. veröffentlichte wichtige Siedlung länger bestanden als nur bis zu dem von E. Major angenommenen Jahr 58 v. Ztr., nämlich bis in die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr.; die unserer zonenbemalten rotweißen Ware entsprechende Irdenware ist dort von E. Major im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1918, S. 71, Abb. 6 und 7 und Tafel I, 8 und 9 veröffentlicht.

- ⁴² E. Vogt, Bemalte gallische Keramik aus Windisch; in Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, NF. 33, 1931.
- ⁴³ E. Vogt, a. a. O., S. 50, 52 und Tafel III, 8, 13.
- ⁴⁴ R. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift 1914, Bd. 6, S. 142; E. Wagner, Fundstätten in Baden I, 1908, Abb. 146. Abbildungen auch in G. Kraft, Badische Fundberichte III, 1935, Abb. 123.
- ⁴⁵ R. Schumacher, a. a. O., S. 240.
- ⁴⁶ Revellio, Germania 11, 121, und R. Schumacher, a. a. O., S. 240.
- ⁴⁷ R. Bittel, Die Kelten in Württemberg. 1934, S. 91, und Abb. Tafel 21, 5.
- ⁴⁸ Noch unveröffentlicht; schriftliche Mitteilung von Direktor Dr. Behrens (Mainz).
- ⁴⁹ Lindenschmitt, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. IV, ein Beispiel auf Tafel 4 Nr. 4.
- ⁵⁰ Behn, Urgeschichte von Starckenburg. 2. Auflage. Tafel 47, 1.
- ⁵¹ Mitteilung von Direktor Dr. Behrens (Mainz).
- ⁵² Winkelmann, Eichstätt; Katalog der Sammlungen des Historischen Vereins Frankfurt a. M. 1926, S. 23, und Abb. 38 und S. 225 Mitte. — Die Tonware des Kastells Pfünz bietet auch sonst zahlreiche Formanklänge an Standsformen unserer Haller Kelten siedlung, so ganz besonders in F. Hettner, Der Obergermanisch-Rätische Limes, Lieferung 14, Tafel VII, Profile obere Reihe zu den Profilen unserer Abb. 10 zweite Reihe, und Abb. 11 dritte und vierte Reihe; ferner Hettner, a. a. O., Profil 12 zu unseren Profilen Abb. 8 dritte Reihe.
- ⁵³ Pic-Déchelette, S. 93/94 und Tafel XLIX, 6—10, 15, 16, 20, 22 und Tafel L, 4.
- ⁵⁴ Behrens, Denkmäler des Wangionengebietes.
- ⁵⁵ Pic-Déchelette, S. 113.
- ⁵⁶ Mont Beuvray, siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 21, 1919, S. 78.
- ⁵⁷ E. Major, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 21, 1919, S. 67, Abb. 2 Nr. 22, und S. 73 und Tafel I, 14, 15, 18, in letzteren Fällen schwarzes Gittermuster auf Rot.
- ⁵⁸ E. Vogt, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, NF. 33, 1931, S. 50 und Tafel V, 3.
- ⁵⁹ R. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift 6, 1914, S. 242.
- ⁶⁰ Pic-Déchelette, S. 59—96 und Abb. auf Tafel XLIX, 6, 8, 9, 11 bis 14, 16.
- ⁶¹ Nach Pic-Déchelette, Manuel d'Archéologie Celtique, Bd. IV, S. 999, ist die Hauptherstellungszeit bemalter Ware die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Ztr.; jedoch bringt Déchelette selbst Belege anderer Forscher für das Fortdauern gerade der rotweiß-zonenbemalten Tonware bis in das 2. und sogar 3. Jahrhundert! Auch E. Vogt, Bemalte gallische Keramik aus Windisch, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, NF. 33, 1931, S. 50, nennt die hohe Flasche mit roten oder weißen Streifen als Endform der bemalten gallischen Topfware, „die wohl bis ins 2. Jahrhundert zu verfolgen ist“ (a. a. O.).
- ⁶² Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, Abb. 7 Nr. 24; 20, 1918, Abb. 3 Nr. 30, Abb. 4 Nr. 5.
- ⁶³ von Uslar, Westgermanische Bodenfunde. Tafel A und Tafeln I bis VI und XV.
- ⁶⁴ Pic-Déchelette, Tafel XLIX, 19 u. a.
- ⁶⁵ Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 21, 1919, Tafel I, 4 bis 6 und 23, 1921, S. 183.
- ⁶⁶ Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 20, 1918, S. 81, Abb. 1 Nr. 12, 13, 18, und Abb. 2 Nr. 39 bis 49 und Tafel VIII, 3.
- ⁶⁷ Beispiel siehe Pic-Déchelette, Tafel LIII, 3.
- ⁶⁸ Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 19, 1917, Tafel XXIII, und 40, 1938, Abb. 11.
- ⁶⁹ Zum Beispiel in Minden (Westfalen); siehe von Uslar, Westgermanische Bodenfunde, Tafel 52, 9 und S. 82.

⁷⁰ Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N.F. 40, 1938, Heft 3, S. 184, Abb. 21.

⁷¹ Pic-Déchelette, Tafel LIV, Fig. 25.

⁷² M. Sell, Alte und neue Funde aus Hallstatt. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1926, Bd. 66, S. 61, Spät-Latène-Scherben.

⁷³ Katalog der Sammlungen des Historischen Vereins Eichstätt, 1926, Abb. 35 Nr. 21.

⁷⁴ L. Kröber, Das neuzeitliche Kräuterbuch. S. 86. — Gefochte Bohnen oder Toten- und Allerseelenspeise ist für den Volksglauben bezeugt (Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I, S. 1470).

⁷⁵ Im einzelnen ergab sich dabei nach Dr. Grütz folgendes: „In dem kohligen Belag der Innenseite des Scherbens befanden sich einige zerrissene Leinfasern und Fett. Auf der Außenseite lagerten unter einer dünnen Kalkschicht einige Stärkekörner, halb kohlig oder noch jodbläuernd, und ein kleines Aggregat von solchen; siehe St, Stk, L auf Tafel II. Zur Fettbestimmung wurde der Scherben mit Äther ausgelaugt und die entstandene Fettlösung auf eine Glasplatte aufgeträufelt, wo der Äther bei der Verdunstung das gelöste Fett hinterließ. Es schied sich ab in Gladen, die sich nehartig ausbreiteten und in mehr oder mindergroßen Tröpfchen (siehe die Abb. 27, F). — Für die Stickstoffbestimmung wurde eine Schabeprobe mit Jodkaliumstärkekleister und Essigsäure behandelt. 1. Dadurch wurden die meisten flockigen oder eckig-plattigen Stücke dunkel violett und die Lösung hell violett gefärbt. Die Substanz enthielt demgemäß salpetrigsaure Salze. 2. Eine kleine Menge des von der Innenseite abgeschabten Pulvers wurde auf dem Objektträger mit Neutralrot behandelt. 3. Beim Abbau des Kaseins entsteht hauptsächlich L-Leucin = α -Aminoisobutyl-Essigsäure. Um diese nachzuweisen, wurde der Scherben mit Ammoniak gelinde erwärmt. Zu der filtrierten Lösung wurde ein wenig Kupfersulfatlösung hinzugefügt, wodurch sich ein feiner Niederschlag absetzte. Unter dem Mikroskop ließen sich eine zahllose Menge kleiner Sphärokrystalle erkennen, die bräunlich und tiefer braun gefärbt waren. Im auffallenden Licht erschienen sie blau. Es hatte sich also ganz sicher Leucinkupfer abgeschieden (siehe Abb. 27, L). Diese Indizien: wenig Nitroverbindungen, Fett, Speicherung von Neutralrot und die Überführung des gefundenen Leucins in Leucinkupfer zeigen mit aller Sicherheit an, daß Milch in dem Gefäß zusammen mit Weizenmehl aufgefocht wurde. Die Milchmehlsuppe kochte über, und so wurden auf der Innenseite die vermerkten Kohlehydrate gefunden.

⁷⁶ Nach freundlicher Bestimmung durch Dr. R. Bertsch (Ravensburg), dem auch die Bestimmung der nachfolgend aufgeführten Früchtekerne und -samen und nähere Auskünfte darüber zu verdanken sind. Die Kultur des Sathafers geht wohl auf den alten bodenständigen Flughafers zurück. Funde von Flughafers (Avena fatua) sind nach Dr. R. Bertsch (Ravensburg) bereits aus den bronzezeitlichen Pfahlbauten des Bieler und des Züricher Sees bekannt, auch bronzezeitlich aus der Sirgensteinhöhle bei Schelllingen (Schwäbische Alb) und im Salzbergwerk Heidenjacht bei Hallein; dieser Hafers konnte recht gut für menschliche Ernährung verwendet werden.

⁷⁷ Aber die vorgeschichtlichen Wildrebenfunde Deutschlands und die daraus möglichen Schlüsse auf spätere Kulturreben siehe Dr. R. Bertsch, Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Jahrgang 1939, Bd. LVII, Heft 9, und Dr. R. Bertsch, Die wilde Weinrebe im Neckartal, Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz, Heft 15, 1939.

⁷⁸ Hölzerne geschnitzte „Neßnadeln“, die an beiden Enden eine ähnliche Schnabelartige Spaltung aufweisen wie diejenige unserer Abb. 31 (Zeichnung von Restaurator A. Peter von der Altertümersammlung Stuttgart), werden in Brasilien verwendet; siehe E. Krause, Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke, Berlin 1904, Abb. 504, ähnlich in Kalifornien, a. a. O., Abb. 505; aber auch schon eine kleine bronzene Neßnadel mit diesen beiderseitigen gespreizten Gabelenden ist bekannt aus den Pfahlbauenden vom Bieler See; siehe F. Keller, Die feltischen Pfahlbauten in der Schweiz, Bericht II, II, 25. Solche Neßstricknadeln mit gespreizten Gabelenden, die der Längsaufwicklung des Garns auf die Nadel dienen, sind noch heute hier und da in Europa in verschiedenen Größen gebräuchlich; siehe E. Krause, Abb. 507, und von dem Borne, Handbuch der Fischzucht und

Fischerei, Berlin 1886, S. 575, Abb. 440. In verbesserter Form sind sie unter Vereinigung der Gabelenden zu einer geschlossenen, beim Durchfahren durch die Masche nicht so hinderlichen Spitze noch heute zum Teil holzgeschnitzt im Gebrauch; siehe E. Krause, Abb. 515 bis 519, und E. Seligo, Die Fischerei in den Flüssen, Seen und Strandgewässern Mitteleuropas, Stuttgart 1926, Fig. 10; auch Illustrierte Fischereilexikon, Verlag J. Neumann, Neudamm 1936, Abb. 148. — Keine der oben genannten Netzstricknadeln, auch soweit sie die Einrichtung der Gabelenden mit unseren Haller Kettenwerkzeug unserer Abb. 31 gleich oder ähnlich haben, weist jedoch die Eigentümlichkeit auf, das Garn durch eine Nadel-Längshöhlung durchlaufen zu lassen in dieser Art

⁷⁹ Abbildungen bei Pic-Déchelette, Manuel d'Archéologie Préhistorique Celtique et Gallo-Romaine IV, Fig. 615, und Vouga, La Tène, Tafel XXIII, 15.

⁸⁰ Abb. 15 in „Neue vor- und frühgeschichtliche Funde 1938—1940 in Württembergisch Franken“ in unserem Jahrbuch. Der Dreizack befindet sich im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall; er wurde geborgen 1929 bei Grundwassergrabungen des Städtischen Gas- und Wasserwerks Schwäbisch Hall in etwa 3 m Tiefe in der Talsohle der „Kocherwiesen“, 1 km nordnordwestlich Wilhelmsglück.

⁸¹ Bestätigung durch Professor Dr. Vogel (Stuttgart).

⁸² Pic-Déchelette, Le Hradischt; Tafel XLVI und XLVIII.

⁸³ A. a. O., Tafel V, 37 bis 39.

⁸⁴ Freundliche Mitteilung von Fräulein Dr. Th. E. Haevernik (München).

⁸⁵ R. Bittel, Die Kelten in Württemberg. Tafel 19, 14 und S. 79.

⁸⁶ G. Beiler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn. 1937, S. 64.

⁸⁷ Entsprechungen aus dem letzten Jahrhundert v. Ztr. und dem folgenden 1. Jahrhundert n. Ztr. aus dem Hradischt in Böhmen; siehe Pic-Déchelette, Le Hradischt Tafel VI, 40 und 41.

⁸⁸ Zwischen Haus Nr. 2, Backstube Schumm, und Haus Nr. 4, Schneidermeister Fr. Müller, durch Schüler von Hauptlehrer W. Hommel.

⁸⁹ Eine Entsprechung aus spätfeltischer Zeit vom Hradischt in Böhmen siehe Pic-Déchelette, Manuel IV, 1927, Fig. 576, 2, weitere in Pic-Déchelette, Le Hradischt Tafel VI, 2, 4, 5, 13, 22 und Tafel VIII, 3, 6, 9.

⁹⁰ Eine solche Ringperle mit abwechselnd blauen und weißen Wirbelstreifen auch noch im 2. Jahrhundert n. Ztr. aus der gallorömischen Tempelanlage von Bretten in Baden; siehe „Germania“, Jahrg. 24, 1940, S. 137, Abb. 5, d. — Zur Zeitbestimmung siehe Entsprechung mit Abbildung in „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit“, Bd. V, Heft 3, Tafel 14, Nr. 247.

⁹¹ Eine genauere Untersuchung dieser Fundstelle war nicht möglich, da der wesentliche Teil der Fundschicht in der Grabenwand lag und überdeckt war von darüberliegenden, 5 m hohen Erdmassen, die wegen der Sicherheit der Baugrabung und des Fortgangs des Baues nicht angegraben werden durften.

⁹² Ein weiteres, ähnliches, etwas kleineres eisernes Schlaefenstück, ebenfalls Rohschlacke, geborgen durch Schüler von Hauptlehrer W. Hommel, hatte sich schon im Vorjahr bei einer Städtischen Tiefgrabung im alten Auffüllungsschutt des Haalplatzes vor der Wirtschaft zur „Germania“, Fundstelle 27 (siehe Planskizze Abb. 3), gefunden (Fund im Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall).

⁹³ P. Weiershausen, Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands. Mannusbücherei Nr. 65, Leipzig 1939.

⁹⁴ A. a. O., S. 66, 70, 75, 84, 85, 86; ferner „Fundberichte aus Schwaben“, N.F. IV, 34, und 1913, S. 15; V, S. 28; VI, S. 61; VIII, S. 1; „Blätter des Schwäbischen Albvereins“ 13, 1901, S. 507.

⁹⁵ Die Analyse ist: 61,70% FeO; 4,8% Fe₂O₃; 29,80% SiO₂; 1,50% P₂O₅; 0,1 bis 0,20% MnO; Rest 2,450% CaO, Al₂O₃, MgO. Eine Bohnerzanalyse ist gleichzeitig gemacht worden auf Grund eines Bohnerzstückes (Fe₂O₃ 2 H₂O) von der Schwäbischen Alb. Diese Analyse ergab: 54,60% Fe, davon 77,90% Fe₂O₃; 18,1% H₂O; 2,60% SiO₂; 0,250% P₂O₅; Rest 1,150% Al₂O₃, MnO, CaO.

⁹⁶ Siehe auch P. Weiershausen, S. 179.

⁹⁷ Gutachten von Dr. W. Mulfinger vom Institut für angewandte Metallkunde an der Technischen Hochschule Stuttgart, 30. April 1940.

⁹⁸ Bei Grabungen in Alchen-Truppach (Siegerland) wurden verziegelte Düsen gefunden, die der unserigen sehr ähnlich sind; siehe P. Weiershausen, S. 25; eine weitere ähnliche Düse wurde in Steinau (Oberschlesien) als Bruchstück gefunden; siehe P. Weiershausen, S. 180.

⁹⁹ Für Tiegelglühung sind ebenfalls hohe Temperaturen, also unter Umständen auch Gebläse nötig, da die Tiegelwände wärmehemmend wirken. Nach Ansicht von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.) haben die Alten das Glühen der Tiegel mit Inhalt in ihren Töpferöfen vorgenommen (schriftliche Mitteilung). In diesen konnten sie die Temperaturen genau nach Wunsch regeln.

¹⁰⁰ Siehe G. Beiler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn. 1937, S. 66.

¹⁰¹ P. Weiershausen, S. 134 und 136.

¹⁰² A. a. O., S. 139.

¹⁰³ A. a. O., S. 121 bis 122.

¹⁰⁴ G. Kraft, Badische Fundberichte III, 1935, S. 258.

¹⁰⁵ Nahe Fundstelle 1 stellte die Ausgrabung Dr. Kofst auch eine Bodenstelle mit künstlich aufgespeichertem Kalkmehl fest, das zu gewerblichen Zwecken gedient haben muß.

¹⁰⁶ Nach freundlicher Mitteilung von Hüttendirektor W. Witter (Halle a. S.).

¹⁰⁷ „Württembergisch Franken“, NF. 19, 1938, S. 180; Fundberichte aus Schwaben, NF. II, S. 91, 96 und 103.

¹⁰⁸ Fundberichte aus Schwaben, NF. II, S. 13.

¹⁰⁹ „Württembergisch Franken“, NF. 19, 1938, S. 178.

¹¹⁰ Fundberichte aus Schwaben, NF. II, Abb. 8 und 10.

¹¹¹ Abbildung in „Württembergisch Franken“, NF. 19, S. 179.

¹¹² Freundliche briefliche Mitteilung vom 6. Juli 1940.

¹¹³ Siehe auch „Württembergisch Franken“, NF. 19, S. 179.

¹¹⁴ Abbildung in Fundberichte aus Schwaben, NF. 4, 1928, Tafel V, 2; eine entsprechende aus dem Stamm gehauene Öse weist auch ein Einbaumfahnen von Cudrefin am Neuenburger See auf; siehe F. Keller, Die keltischen Pfahlbauten in der Schweiz, Bericht VII, XXIII, 8 bis 10.

¹¹⁵ A. a. O., Tafel V, 1.

¹¹⁶ Nach Begutachtung des Geologen Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart).

¹¹⁷ Feststellung des Geologen Dr. Otto Weller (Schwäb. Hall).

¹¹⁸ Schwäbisch Hall, Ein Buch aus der Heimat; herausgegeben von W. Hommel, 1937, S. 41.

¹¹⁹ Siehe Planskizze Abb. 2, vom Jahre 1742; nach Haller Heimatbuch, S. 42.

¹²⁰ Gefunden 1875 bei der Ausschachtung für einen Hausbau in 2 m Tiefe, mit Holzkohlereften.

¹²¹ Abbildung im Haller Heimatbuch, 1937, S. 68; über die weiteren Keltenfunde der Umgebung der Salzstadt Schwäbisch Hall siehe dort S. 69 bis 70; ferner „Württembergisch Franken“, NF. 20/21, 1940, S. 24—26, 98, 102.

¹²² Abbildung siehe E. Kofst, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 47.

¹²³ Siehe Karte von W. Hommel in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, bei S. 224; diese Karte zeigt auch die örtliche Lage der bis 1936 bekannt gewordenen Althaller Keltenfunde.

¹²⁴ In: Hall am Kocher. Eine Einführung in Geschichte und Landschaft. Herausgegeben von Dr. Georg Wagner (Stuttgart). Verlag Ferdinand Rau, Stryngen.

- ¹²⁵ Siehe E. K o s t, „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, S. 25 bis 40, und NF. 19, S. 157 bis 164 und S. 172 bis 174.
- ¹²⁶ Die Bauart der einen „Wanne“ (Abb. 39) mit der inneren Blockholzfassung erlaubt durchaus diese Deutung. Eine entsprechende Holzfassung zeigt die bronzezeitlich belegte Quellrahmung von St. Moritz; abgebildet in H. O b e r m e i e r, Der Mensch der Vorzeit, S. 555 ff.
- ¹²⁷ Siehe F u h s e in Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 2, 158.
- ¹²⁸ O l s h a u s e n, Chemische Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gegenstände Zeitschrift für Ethnologie. 1884, S. 518, und 1886, S. 240.
- ¹²⁹ Diese Trogrwerke stehen zeitlich mit den Erdwannen an Fundstelle 18 nicht in Verbindung, da sie schichtenmäßig jünger sein müssen als diese Wannengruben. Dies ist schichtenmäßig deutlich ersichtlich gewesen an der Tatsache, daß zum Anlegen des Trog und Rinnwerkes dort die vordem schon bestanden habenden Dielenantritte zu den Wannen mit der Art durchgehauen worden sind; Spuren dieser Tatsache zeigt noch in dem Bericht „Eine keltische Solesiederlei“ Abb. 17 am oberen Dielendamrand; dort war versucht worden, zuerst die Dielen etwas weiter vom jetzigen oberen Rand weg durchzuhaufen mit der Art; die Hiebsspuren sind noch sichtbar.
- ¹³⁰ Siehe M o r t o n, Zeitschrift „Germanen-Erbe“, 1936, Heft 6.
- ¹³¹ M o r t o n, a. a. O.
- ¹³² D. P a r e t, Salzgewinnung in urgeschichtlicher Zeit. In Naturwissenschaftliche Monatschrift „Aus der Heimat“. Herausgegeben von Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart). 1938, S. 6.
- ¹³³ A. a. O., S. 7.
- ¹³⁴ Ein entsprechendes Modell hat schon der Heilbronner Vorgeschichtsforscher A. S c h l i z angefertigt und bei seinen Vorträgen im Jahre 1903 vorgeführt. (Siehe im Aufsatz W. H o m m e l, „Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung“, Abb. 1.)
- ¹³⁵ Siehe darüber E. K o s t im Haller Heimatbuch, 1937, S. 72.
- ¹³⁶ Siehe E. K o s t, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1936, S. 25, 30, 42, 55 bis 56, 63 und dortige Vogelschaubildkarte (siehe auch schon K. W e l l e r, „Württembergische Vierteljahrshefte“, 1894, S. 5 und 15).
- ¹³⁷ Siehe zum Örtlichen die Lageplan-Kartenskizze aus W. H o m m e l, Zur Entwicklungsgeschichte Halls, in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, bei S. 224.
- ¹³⁸ E. S a r t m a n n, „Württembergisch Franken“, 10, 1875, S. 28 ff.; B l i n d, „Württembergische Vierteljahrshefte“, 1889, S. 201; K. W e l l e r, „Württembergische Vierteljahrshefte“, 1894, S. 9, und Besondere Beilage des Staatsanzeigers, 1906 S. 267/268. Nach neueren Untersuchungen des italienischen Forschers Battisti bedeutet der vorrömische, wahrscheinlich illyrische Wortstamm „sala“ soviel wie „Kanal“, „künstliches Gerinne“, vgl. „Salurn“. Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum in Innsbruck, Heft 18, 1938, S. 681.
- ¹³⁹ Siehe über die früheste Zeit: E. K o s t, Haller Heimatbuch, 1937, S. 72 bis 75; über die Karolingerzeit bis zu den Staufern: K. W e l l e r, Besondere Beilage des Staatsanzeigers, 1906, Nr. 16 ff.; K. W e l l e r, Hall zur Hohenstaufenzeit; K. W e l l e r, Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1938, S. 307; W. H o m m e l, Haller Heimatbuch, 1937, S. 83 ff. und S. 160.
- ¹⁴⁰ Siehe die Schriften von K. W e l l e r in obiger Anmerkung; ferner W. H o m m e l, Haller Heimatbuch, 1937, S. 170 bis 185.
- ¹⁴¹ Siehe E. K o s t, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936, S. 54 bis 69.
- ¹⁴² Geborgen 1933 durch E. K o s t; jetzt im Reckenburgmuseum in Schwäbisch Hall. Abbildung im Haller Heimatbuch, 1937, S. 69.
- ¹⁴³ Geborgen 1933 durch A. K r a f t (Braunsbach).
- ¹⁴⁴ Entdeckt 1936 durch E. K o s t; siehe „Württembergisch Franken“, NF. 19, S. 183.
- ¹⁴⁵ Fund eines doppelfnotigen eisernen Schmuckteils, 1933 durch E. K o s t.
- ¹⁴⁶ Scherben, Knochen, Holzkohle; 1933 entdeckt durch E. K o s t.
- ¹⁴⁷ Siehe S. 24.

¹⁴⁸ Siehe E. Kost in „Württembergisch Franken“, NF. 19, S. 182; ferner in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, S. 63 und 102, und in „Württembergisch Franken“, NF. 20/21, S. 25.

¹⁴⁹ An Hölzern wurden in der Siedlung festgestellt Hasel, Eiche, Buche und Fichte.

¹⁵⁰ Siehe G. Kraft, Badische Fundberichte, 1935, S. 276.

¹⁵¹ Sogenannte „Nibelungenstraße“; siehe K. Weller, Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter, in „Württembergische Vergangenheit“, 1932, S. 89 ff., und E. Kost in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, S. 25 ff. und Vogelschaubildkarte.

¹⁵² E. Kost, Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, S. 62.

¹⁵³ U. a. D., S. 79 und S. 106.

¹⁵⁴ Von Uslar, Westgermanische Bodensunde, S. 39, Anm. ⁴¹ und Anm. ⁴⁸ und Tafeln 12 und 15 und öfter.

¹⁵⁵ U. a. D., Tafel 46, 88.

¹⁵⁶ Entsprechungen auch in der Spätfelstensiedlung Basel-Gasfabrik. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 20, 1918, S. 17, Abb. 43 bis 57. Ferner im römischen Kastell Pfünz; siehe Hettner, ORL 14, Tafel VII, 12 c.

¹⁵⁷ Vgl. z. B. die Osterburker Kastellware in der Studiensammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und die Ordenware des gallorömischen Lagerdorfs des Kastells Pfünz im vindelikischen Gebiet; ORL 14, Tafel VII.

¹⁵⁸ Ob die durch einen Abschnittswall mit Graben besetzte eirunde Höhe des Streiflesbergs, die in nur 3½ km Entfernung westlich der Haller Siedlung eine gute Fliehburg darstellt, von unseren Kelten angelegt ist, könnte nur durch eine genauere Untersuchung durch Ausgrabung erforscht werden. Über die Lage der Streiflesbergbefestigung zur Siedlung Schwäbisch Hall siehe das Vogelschaubild von Dr. Kost in „Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ in „Württembergisch Franken“, NF. 17/18, 1936.

Eine keltische Solefiederei in Schwäbisch Hall

Von W. Beed

Vorbemerkung. Die Ausgrabung, über die hier berichtet wird, fand in der Zeit von Anfang Mai bis Ende August 1939 statt. Ausgeführt wurde sie durch Dr. Bölzing, der von Präparator Schierz unterstützt wurde. Ihnen sind die außerordentlich wichtigen Ergebnisse, die erreicht wurden, allein zu danken, und es ist meine Pflicht, dies hier besonders auszusprechen. Unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen wurde die Grabung durchgeführt. Dr. Bölzing steht jetzt im Feld, ihm ist es daher nicht möglich, einen abschließenden Grabungsbericht vorzulegen. Das wird er später nachholen. Lediglich referierend erstatte ich diesen ersten Bericht, der sich auf schriftliche Angaben von Dr. Bölzing und Präparator Schierz stützt.

Ich habe aber vorher noch einen anderen Dank abzustatten. Die großzügige Durchführung der Grabung war nur möglich, weil wir zu jeder Zeit die verständnisvolle Unterstützung seitens der Stadt Schwäbisch Hall, vor allem durch Herrn Bürgermeister Dr. Prinzing, fanden, der auch weitgehendst die finanziellen Mittel für die Untersuchung zur Verfügung gestellt hat. Ebenso erwähne ich dankbar die Unterstützung durch die Kreissparkasse Schwäbisch Hall mit Herrn Direktor Abele an der Spitze, durch die Herren Hauptlehrer Hommel und Dr. Kost, Buchdruckereibesitzer Emil Schwend und Photograph Eichner. Den beiden zuletzt genannten Herren verdanken wir die schönen Aufnahmen.

Daß die Kelten in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten schon auf hällischem Boden gesiedelt und auch hier Salz gewonnen haben, war uns schon längst bekannt. Jetzt ist es auch gelungen, die Örtlichkeit der Solefiederei der Kelten genau festzulegen.

Im Frühjahr 1939 stieß man bei Ausschachtungsarbeiten für den Neubau der Kreissparkasse in der Straße „Hinter der Post“ in 5 bis 6 m Tiefe unter einer mächtigen, mittelalterlichen Schuttschicht auf Reste keltischer Besiedlung. Vor allem erregten mächtige ausgehöhlte Baumstämme, die auf der Sohle des Fundamentgrabens zutage kamen, die Aufmerksamkeit der Arbeiter. Da man glaubte, daß sie in einem alten, zugeschütteten Kocherarm lagen, sprach man sie zuerst als Einbäume, also als Rähne, die aus einem Baumstamm herausgearbeitet waren, an. Später stellte sich heraus, daß es sich um aus Holzstämmen ausgehöhlte Tröge handelte. Sie werden daher im folgenden als Tröge bezeichnet, und zwar als T 1 usw.

Es ist bedauerlich, daß der erste freigelegte Holztrög ohne fachmännische Aufsicht von den Arbeitern herausgenommen wurde. Der Fundamentgraben verlief in der Richtung von Nord nach Süd und war auf der Sohle 2,5 m breit. An seiner Südostecke an der Haalstraße bei der Druckerei Schwend lag der erste Trög T 1, und zwar quer zu der Richtung des Grabens von Ost nach West. Die Arbeiter hieben ein etwa 1½ m langes Stück heraus und überführten es in das Keckenburgmuseum (Abb. 1). Auch der zweite Baumstamm T 2 lag in der Richtung von Ost nach West im Graben, etwa 6 m nördlich von dem ersten. Unsere Abb. 2 zeigt deutlich die im Graben aufgedeckten Reste desselben. Von

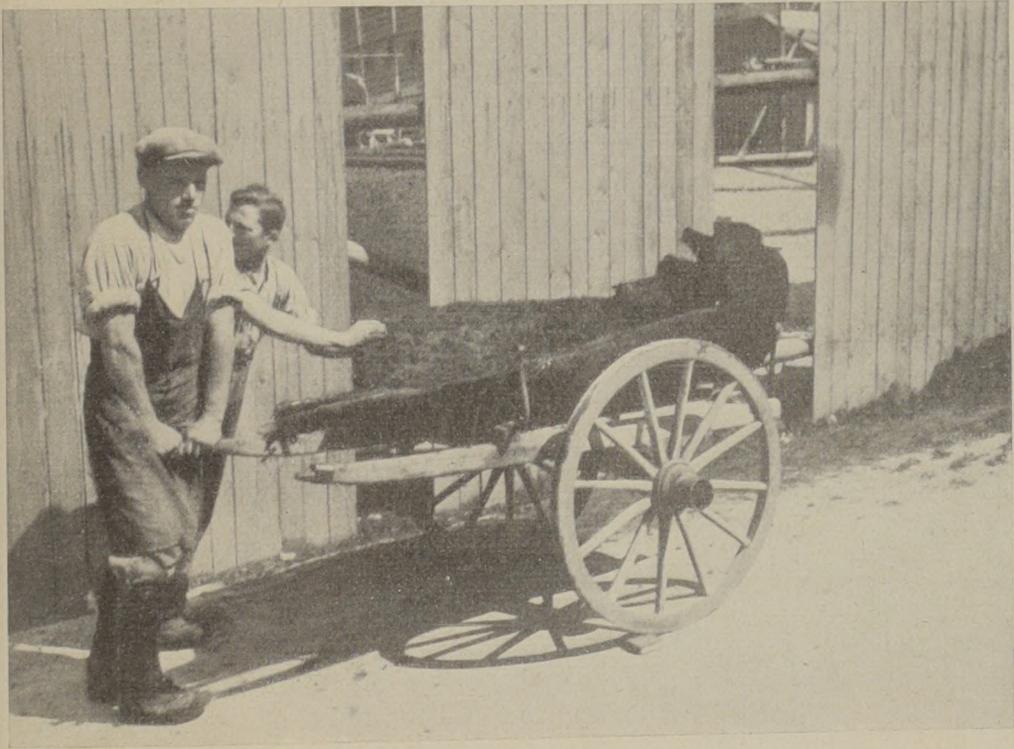


Abb. 1. Trog 1 nach seiner Bergung.

(Aufnahme: E. Schwend)

ihm konnte nur ein $2\frac{1}{2}$ m langes Stück, das direkt im Graben freigelegt war, geborgen werden. Hart nördlich von diesem ausgehöhlten Baumstamm zeigten sich beim Weitergraben zwei weitere Stämme T 3 und T 4, die in der Flucht



Abb. 2. Trog 2, aufgedeckt im Graben liegend.
(Aufnahme: G. Eichner)

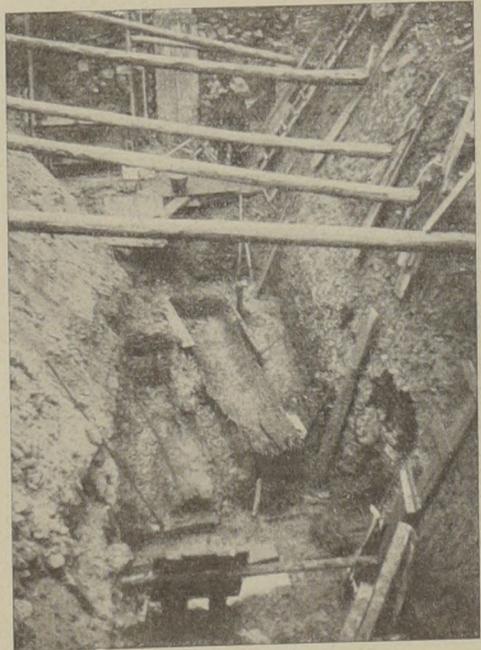


Abb. 3. Trog 3 (höherliegend) und Trog 4 (tieferliegend).
(Aufnahme: G. Eichner)

des Fundamentgrabens von Nord nach Süd lagen. Auf unserer Abb. 4 ist noch einmal der quer zur Baugrube liegende Stamm T 2 und ferner der in Längsrichtung liegende Stamm T 4 zu sehen. Abb. 3 gibt den tiefer liegenden Stamm T 3 und daneben den höher liegenden Stamm T 4 noch einmal wieder. T 3 ist durch Erddruck und den über ihm liegenden T 4 sehr beschädigt. Dagegen ist T 4 in seiner ganzen Länge erhalten, nur die Seitenwände sind teilweise vergangen; er konnte ganz geborgen werden. Die Abb. 5 und 6 zeigen, wie er aus der Baugrube herausgefördert wurde, eine Arbeit, die nicht ganz einfach war. Bemerkenswert bei diesem Trog ist die Kopfseite. Sie hat einen aus dem Stamm herausgehauenen Ansatz, der mit einem großen Loch versehen ist (vgl. Abb. 7). Schon auf Abb. 4 erkennt man am Nordende von T 3 eine Verschalung, die die Abb. 8 noch einmal deutlicher wiedergibt. Als man in dieser Richtung weiter grub, fand man zunächst einen Trog aus Buchenholz T 5, er lag in der Richtung von Südwest nach Nordost und auf ihm lag ein zweiter flacher Trog T 7 aus Eichenholz (Abb. 9 und 10). Beide waren durch darüber lagernde mittelalterliche Mauerreste vollkommen verdrückt und konnten nur in Resten geborgen werden.

Als man später den Trog 4 und die an seiner Nordseite befindliche Verschalung entfernt hatte, stieß man auf einen mächtigen ausgehöhlten Eichenstamm, den Trog 6, der ungefähr in Ost-Westlage lag. Sein östlich liegendes Ende mußte sofort geborgen werden, da es schon durch die Bauarbeiten vor Beginn der sachmännischen Untersuchung zerstört worden war. Es lag nämlich im Bereich der Mauerfundamente der Westwand des Neubaus. Über die Lage dieser festgestellten 7 Tröge unterrichtet die Lagefizze Abb. 11.



Abb. 4. Trog 2 quer und Trog 4 längs in der Baugrube liegend. (Aufnahme: G. Eichner)

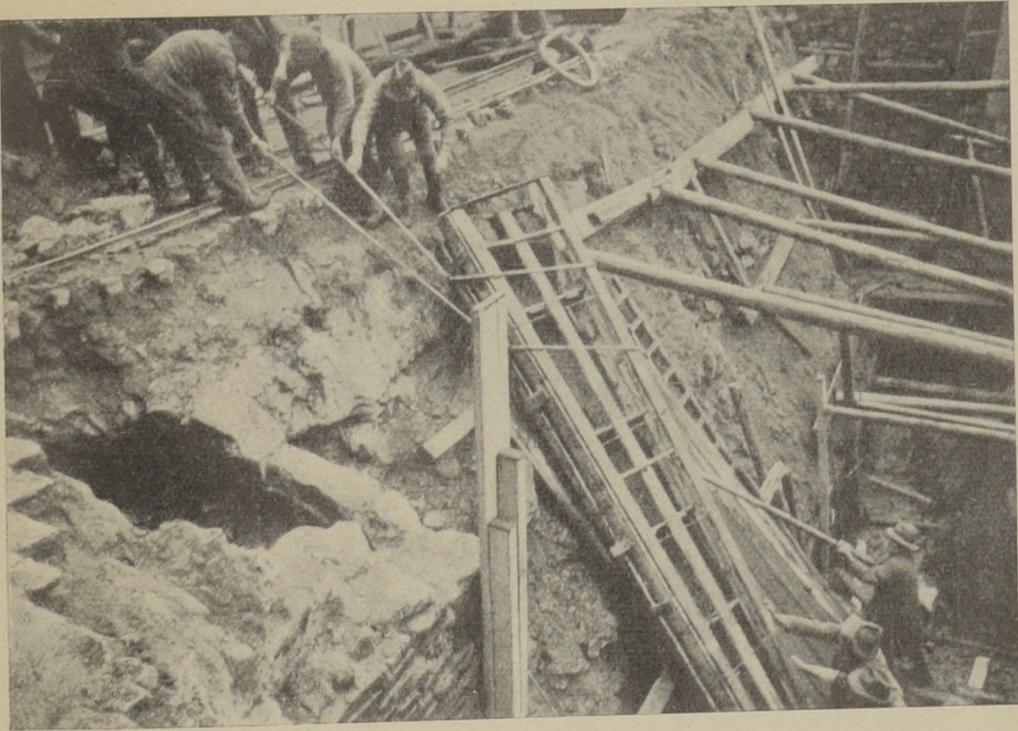


Abb. 5. Trog 4 wird geborgen.

(Aufnahme: G. Eichner)

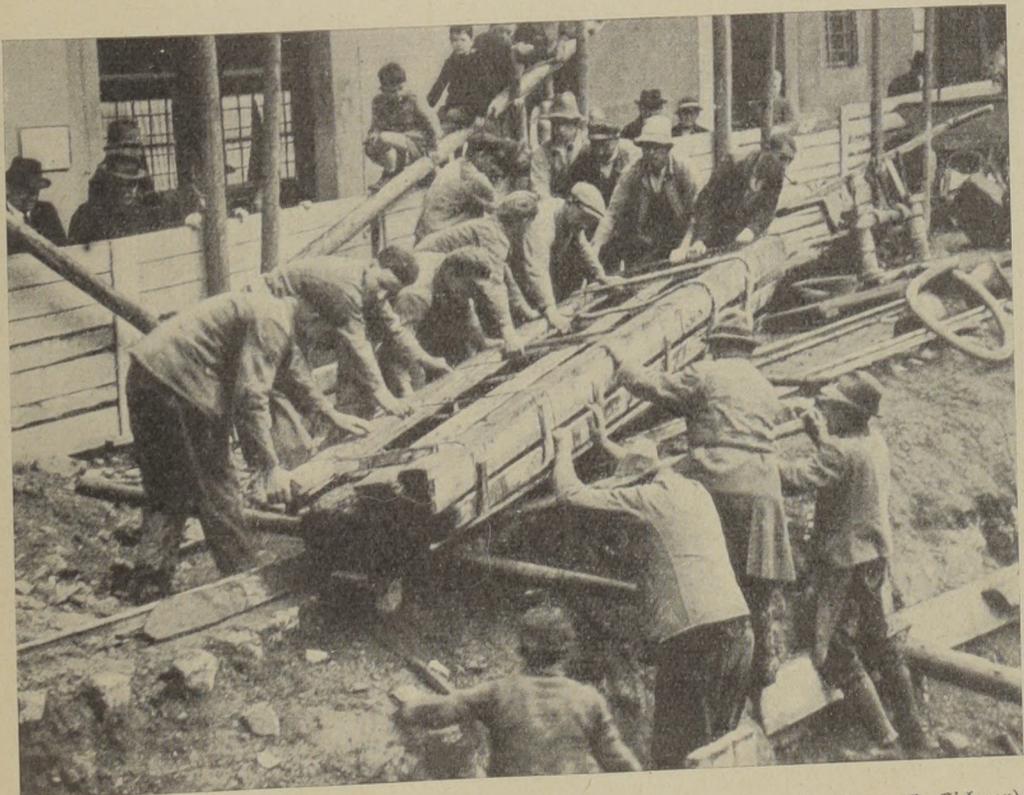


Abb. 6. Trog 4 wird geborgen.

(Aufnahme: G. Eichner)

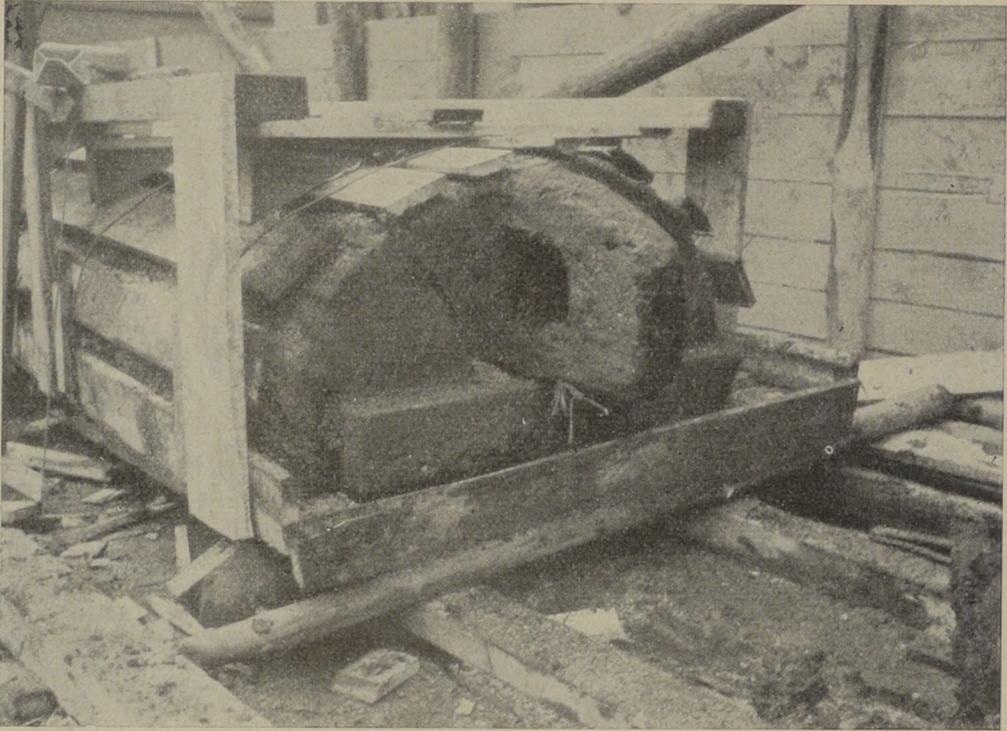


Abb. 7. Die Kopfseite von Trog 4.

(Aufnahme: E. Schwend)

Bis zu diesem Zeitpunkt der Ausgrabung war man sich über den Zweck der Tröge noch vollkommen im Anklaren. Am aber hier endlich Klarheit zu schaffen, wurde jetzt trotz großer technischer Schwierigkeiten mit der Abräumung einer größeren Fläche begonnen. Es wurde dazu die ganze Breite der Straße „Hinter der Post“ aufgedigelt, und da die Tiefe der Fundschicht bis zu 7,5 m herabging, wurden außerordentlich schwierige Absteifungsarbeiten vorgenommen, da sonst mit einem Einsturz der an der Straße liegenden Häuser zu rechnen war. Erschwert wurden die Arbeiten außerdem noch durch im Juli und August fast täglich niederstürzende Regenmassen. Am so mehr ist es aber anzuerkennen, daß die Arbeiten wirklich gemeistert wurden und das nun zu berichtende wertvolle Ergebnis brachten.



Abb. 8. Holzverschalung am Nordende von Trog 3.

(Aufnahme: G. Eichner)

Nach Abräumen der Fläche, die einen Umfang von 35 qm hatte, konnte man zur Freilegung des Troges 6 schreiten. Er lag ungefähr in ost-westlicher Richtung, hatte eine Länge von 5 m und einen Durchmesser von 1,10 bis 1,20 m.

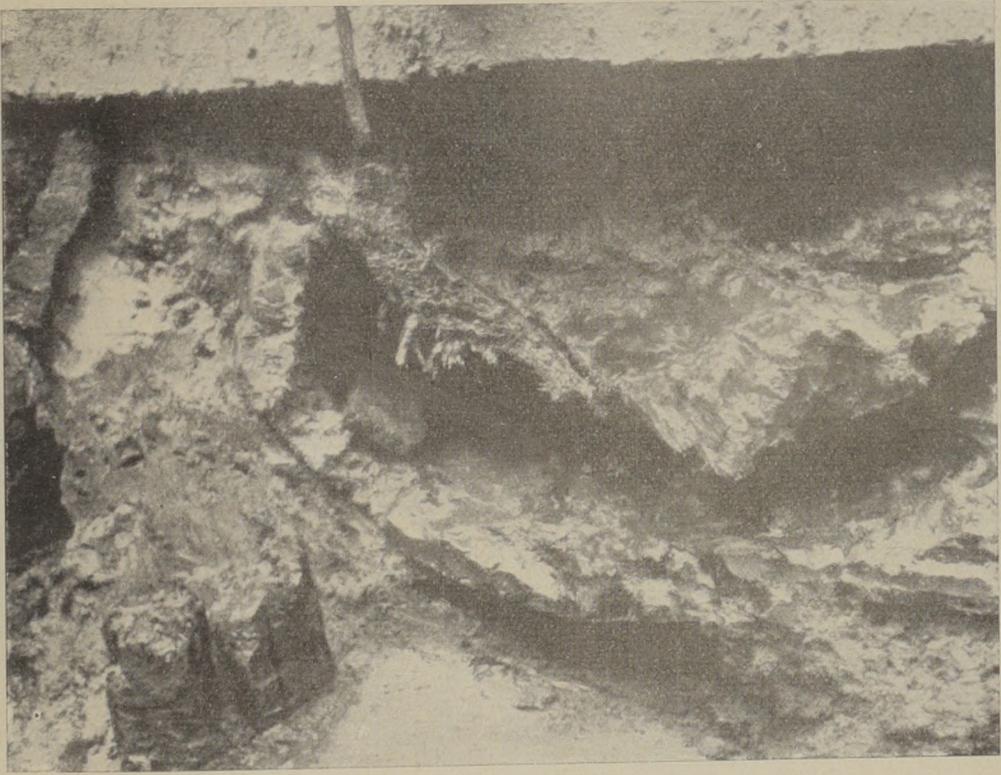


Abb. 9. Trog 5, über ihm liegend Trog 7.

(Aufnahme: E. Schwend)

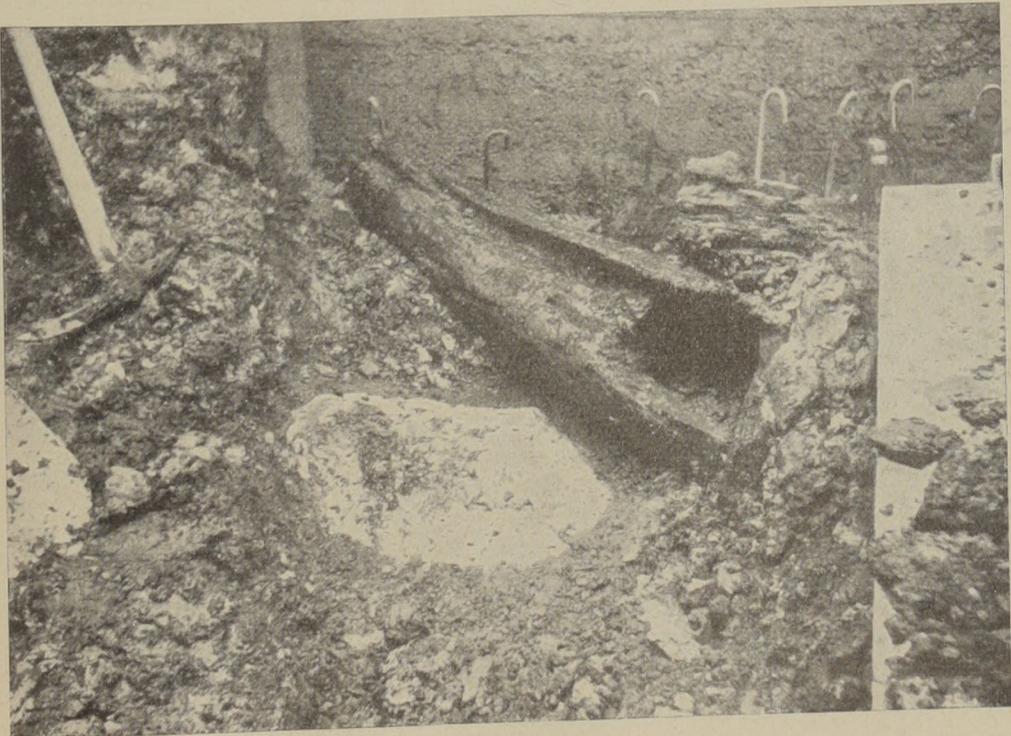
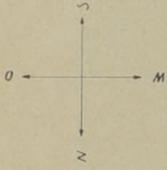
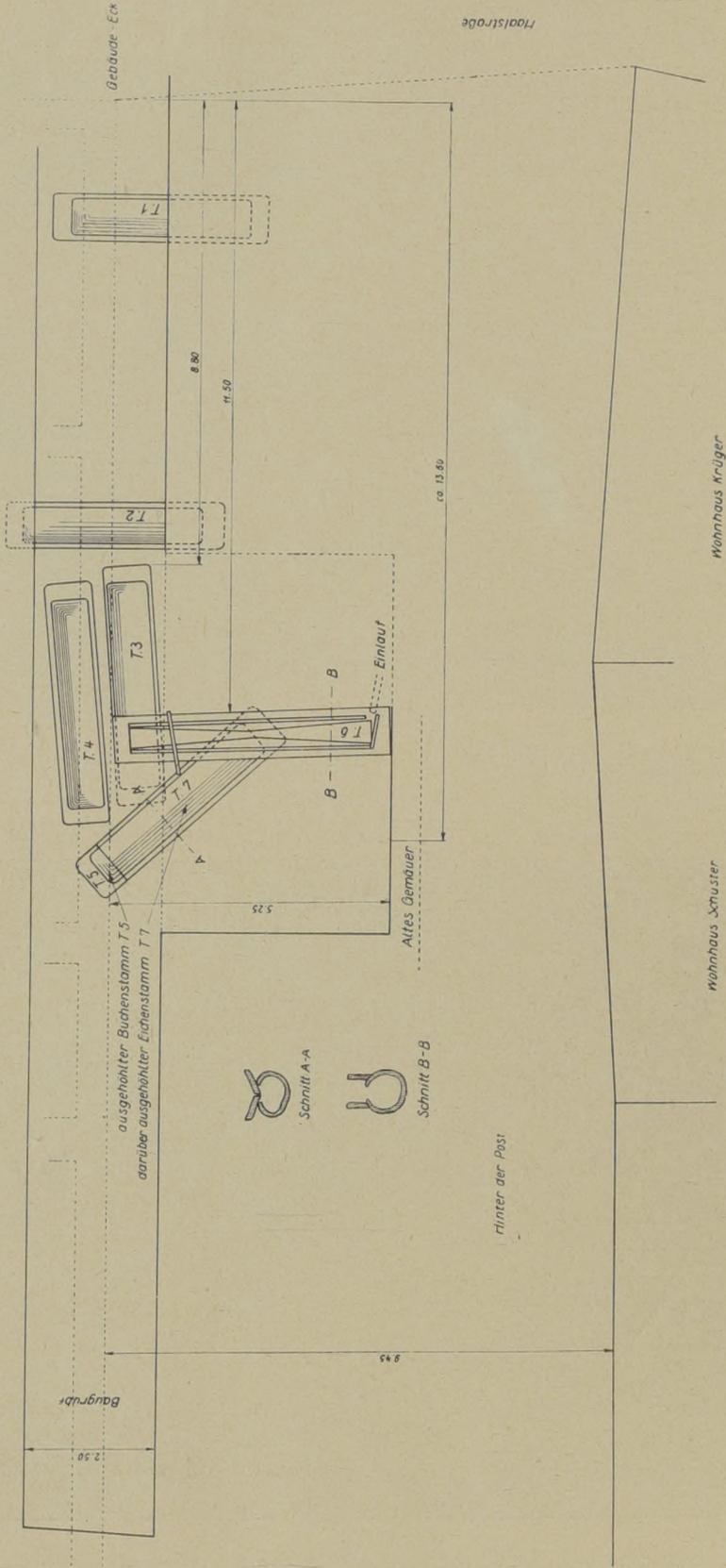


Abb. 10. Trog 5 und der darüber liegende Trog 7 ganz freigelegt. (Aufnahme: E. Schwend)



Lageplan der aufgefundenen Tröge.



Neubau Kreisparkanlage
Bismarck-Tal
Büroanlage

Wohnhaus Krüger

Wohnhaus Schuster

Abb. 11 Lageplan der freigelegten Tröge

Aber ihm wurde ein noch ausführlicher zu behandelnder Holzaufbau und an seiner Südwestecke eine einmündende Holzrinne festgestellt. Unsere Abb. 12 zeigt einen Teil des Holzaufbaues und die Holzrinne. Das Ostende („Fußende“) war gegenüber dem nach Westen gerichteten Kopf leicht geneigt. Zur Erhöhung des Fassungsvermögens war, wie schon angedeutet, der Trog durch einen Aufbau erweitert. Auf der Nord- und Südwand des ausgehöhlten Stammes saßen in der Längsrichtung des Troges 6 bis 7 cm starke, durch Querkhölzer gegeneinander verstreute Eichenbohlen. Durch kleinere Bohlen am Kopf- und Fußende des Troges wurde der Abschluß des Aufbaues nach allen Seiten vollständig. Abb. 13 gibt diesen Befund wieder. Die nördliche Seitenwand des Aufbaues war in der Mitte durchgebrochen, die beiden Bretthälften erschienen an der Bruchstelle gegeneinander verschoben. Auch die Nordwand des Troges selbst zeigte starke Beschädigungen durch Druckwirkung von außen. 3,70 m von dem Westende des Troges entfernt saß den beiden seitlichen Aufbaubrettern ein 10 cm starkes, teilweise verkohltes Querholz auf (sichtbar im Vordergrund von Abb. 13). Bis zu diesem reichten die Tannenbretter eines Holzdeckels, der den Trog in einer Länge von 1,65 m abdeckte. Abb. 14 zeigt vorne ein Stück des teilweise in den Aufbau eingebrochenen Holzdeckels; Abb. 15 gibt, allerdings nicht ganz deutlich, den ganzen Deckel mit dem verkohlten Querholz im Vordergrund wieder. Nach Entfernung der im Trog eingesunkenen Bretter dieses Deckels kamen erst die drei auf Abb. 13 sichtbaren durchgebrochenen Auflagehölzer zum Vorschein, die deutlich zu erkennen sind. Die Rinne über der Südwestecke des Troges war aus einem 15 cm starken Stämmchen gearbeitet. Das Stämmchen war in seiner Längsrichtung gespalten und aus ihm eine

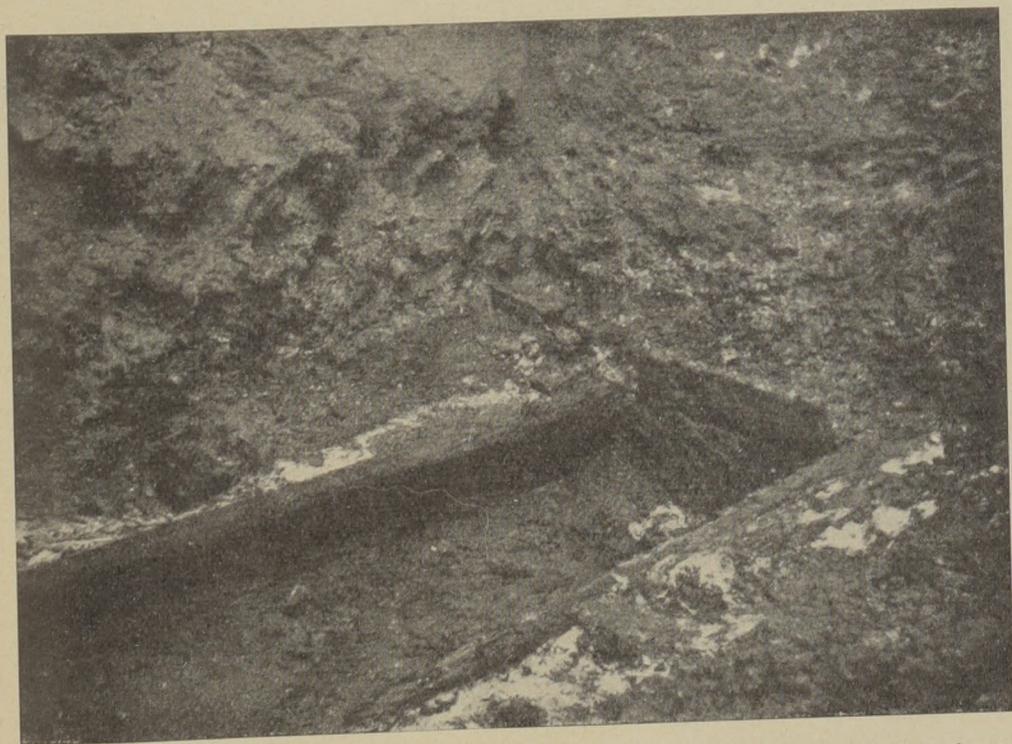


Abb. 12. Der Holzaufbau über Trog 6; die Holzrinne zeigt sich an der linken oberen Ecke des Aufbaus. (Aufnahme: E. Schwend)

Bertiefung herausgearbeitet. Ein Deckbrett aus Tannenholz schloß diese Vertiefung nach oben ab und verhinderte eine Verunreinigung der Leitung. Die Mündung der Rinne lag auf einem Unterlagebrett auf. Die Holzrinne konnte in einer Länge von 1,50 m verfolgt und geborgen werden. Sie verlief in spitzem Winkel zur Westwand der Grabung und setzte sich in südwestlicher Richtung weiter fort. Da sie hier unter mächtige mittelalterliche Mauerreste führte, die hätten beseitigt werden müssen, war eine weitere Verfolgung nicht möglich (Abb. 16). Der Trog selbst war mit schlammigem moorigem Material gefüllt, das mit Holzresten und Kalkbrocken durchsetzt war. In der Osthälfte folgte unter dieser Füllmasse — nach dem Kopfende am Boden auskeilend — 3 bis

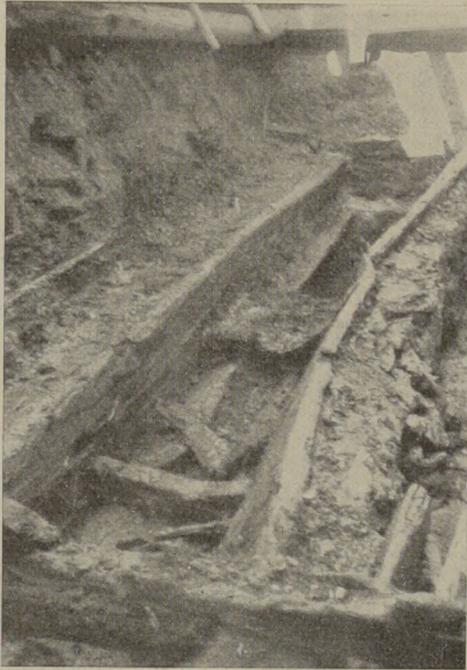


Abb. 13. Die Holzverstrebungen des Aufbaus über Trog 6. (Aufnahme: E. Schwend)

8 cm starker grauer Lehm. Das Liegende am Fußende des Troges bildete ein bis 25 cm mächtiger grauer Schluff, der in seinem Obersten 5 cm mit hellem Schlamm durchsetzt war. In einer Breite von durchschnittlich 15 cm war die Lücke zwischen den Aufsatzbrettern und dem links und rechts des Troges anstehenden schwarzen moorigen Grund mit grauem Letten aufgefüllt. Auf Abb. 13 und 14 erscheint dieser graue Letten beiderseits der Bretter als heller Streifen. Der Letten dürfte zunächst zur Abdichtung der Aufsatzstellen der Bretter des Trogaufbaus gedient haben, sodann zur Ausfüllung des Raumes zwischen dem Trogaufbau und der Ausschachtungswand. Nach Entfernung des Abdichtungsletten hinter dem südlichen Trogaufsatzbrett kamen die Köpfe von Brettern in dem anstehenden moorigen Boden zum Vorschein. Sie stellten sich später als zu einem Bretterbelag gehörig her-

aus; auf sie wird später noch zurückgekommen (Abb. 17). Ihre Feststellung veranlaßte eine Erweiterung der Grabung nach Süden zu.

Im Verlaufe dieser Erweiterungsgrabung wurde auf der Südseite des Troges, und zwar in dem Winkel zwischen Trog und Holzrinne unmittelbar unter dem mittelalterlichen Kellerbogen, eine weitere, sehr interessante Anlage freigelegt und untersucht. Im Bereiche der moorigen Kulturschicht kam eine wannenartige, fast kreisrunde Vertiefung zum Vorschein, die mit verschiedenen farbigen Tonschichten ausgekleidet war. Die Füllmasse der Wanne bestand — wie der wesentliche Teil der Trogfüllung — aus schlammigem Material, durchsetzt mit Holzresten und Kalkbrocken. Der Wannenrand erschien durch kleine Holzpfähle versteift, die stellenweise ein Reissigflechtwerk hielten. Soweit der Tatbestand bei oberflächlicher Betrachtung (Abb. 18). Eine zweite solche Anlage schloß sich unmittelbar östlich an, sie war jedoch nur noch in ihrer westlichen Hälfte erhalten und wurde nur teilweise untersucht. — Die genaue Untersuchung gab Aufschluß darüber, daß die Wanne ursprünglich tiefer gelegen



Abb. 14. Vorn Teile des in den Aufbau von Trog 6 eingebrochenen Holzdeckels.
(Aufnahme: E. Schwend)

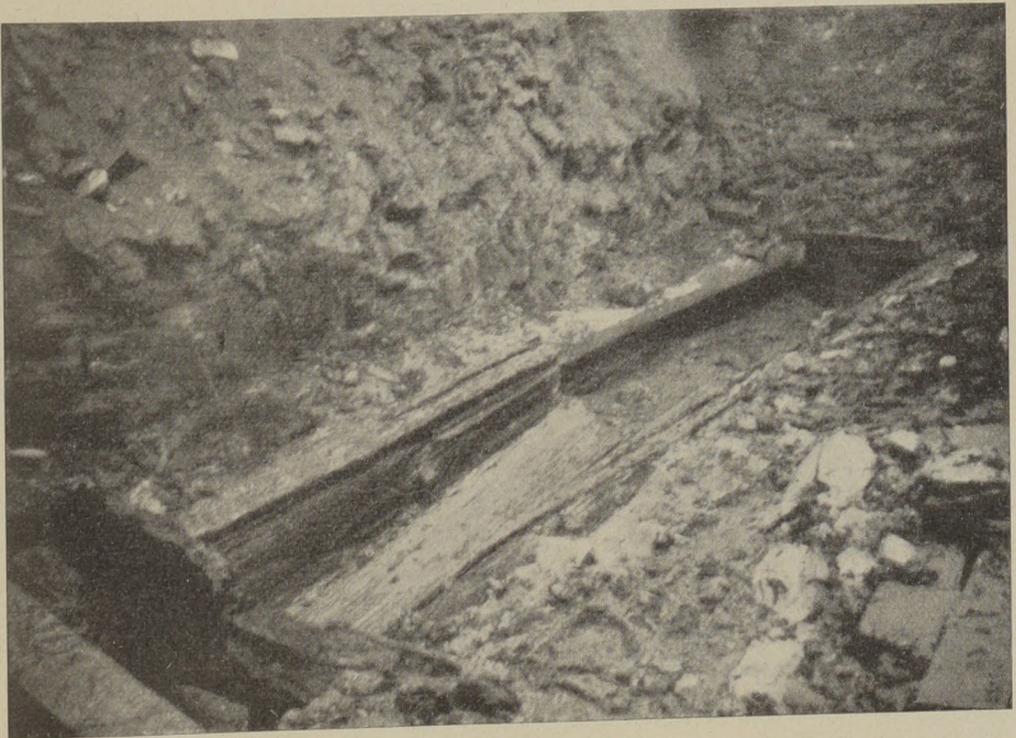


Abb. 15. Der Aufbau von Trog 6 mit dem in ihn eingebrochenen Holzdeckel und dem verfohlten Querholz im Vordergrund.
(Aufnahme: E. Schwend)

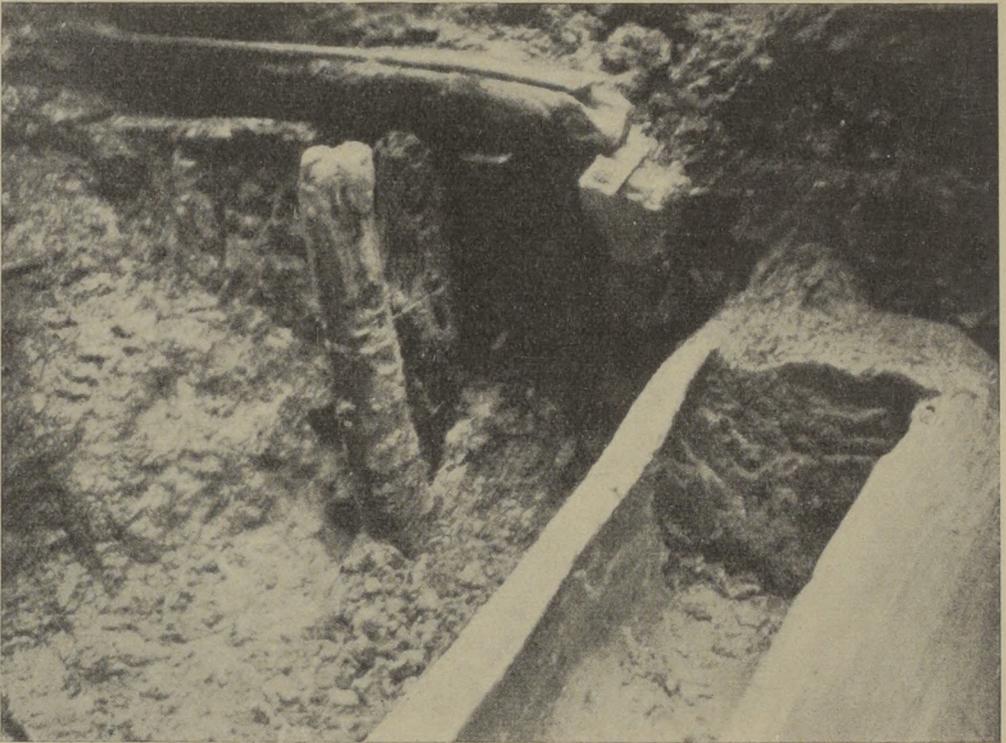


Abb. 16. Im Hintergrund oben die Holzrinne zu Trog 6. (Aufnahme: E. Schwend)



Abb. 17. Bretterbelag auf der Südseite von Trog 6. (Aufnahme: E. Schwend)

haben muß und daß sie, Schritt haltend mit einer verhältnismäßig raschen lokalen Bodenerhöhung, nach oben hin laufend ausgebaut wurde. Über den Bau der Wanne geben der Lageplan (Abb. 19), sowie die beiden Profile (Abb. 20 und 21) genaueren Aufschluß.

Durch auffallende Farbtonung aus verschiedenem farbigem Ton wurden wir nach Abräumung der Deckschichten auf der Südseite des Troges rechts zunächst auf die Anlage aufmerksam gemacht. Stellenweise, vor allem am Südrand, war noch die alte Oberfläche der Wannenumgebung gut erhalten und erkennbar. Sie wurde von einer grünlich-grauen bis schwarzen Aschenschicht gebildet, welche ursprünglich die ganze Anlage umgeben zu haben scheint. In dieser

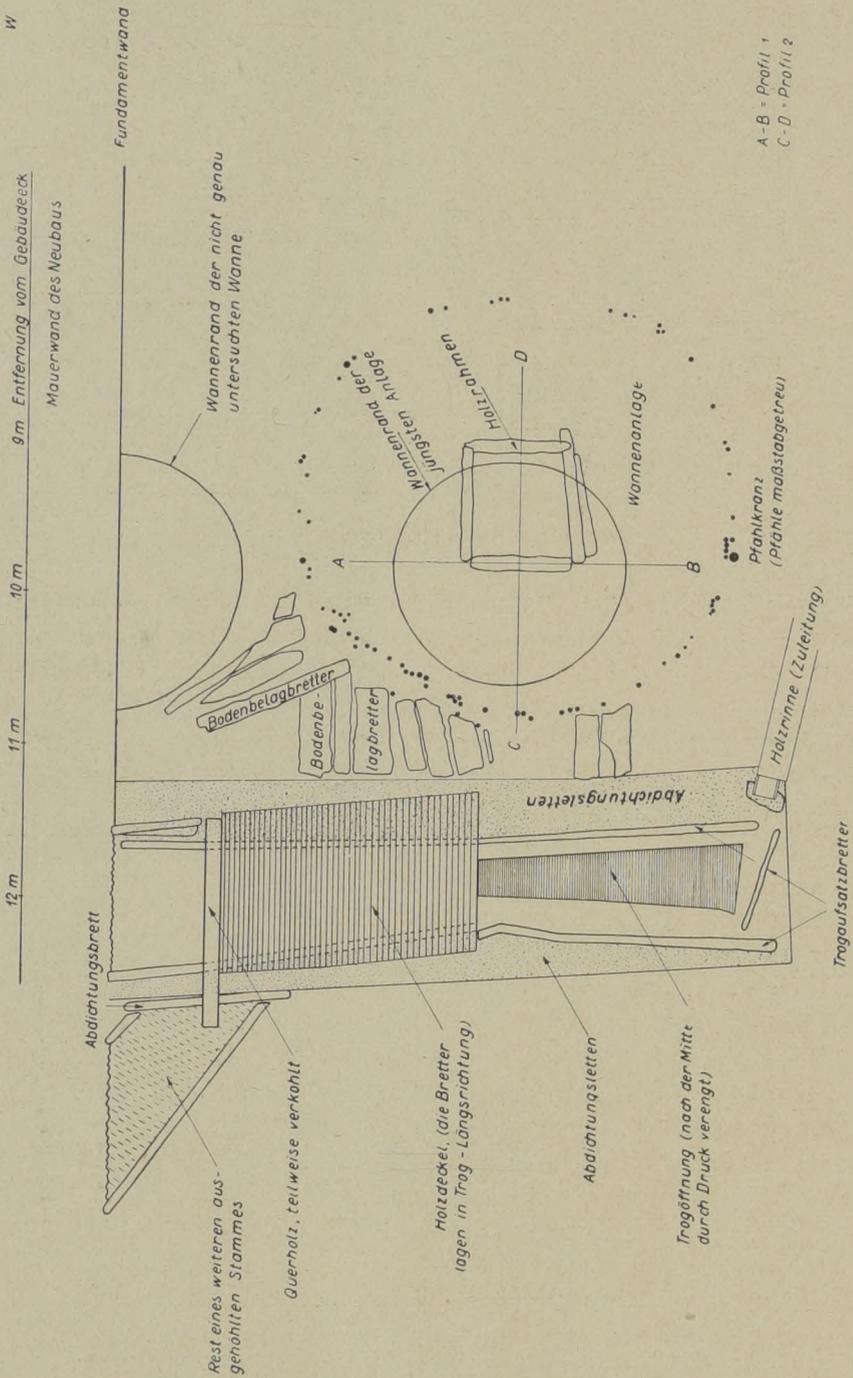
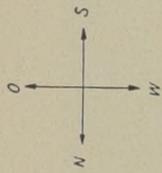
Asche fanden sich vereinzelt abgeplattete, aus einem mit grobem Sand vermischten Ton gebrannte runde Platten (Abb. 22). Sie wurden auch später aus der Füllmasse der Wanne geborgen. Die Anlage war von einem Kranz von Pfählen umgeben, welche an der Grenze der schwarzen anstehenden Kulturschicht die Wanne in mehr oder minder dichter Folge umgaben (Abb. 23). Dort, wo der Abstand der einzelnen Pfähle etwas größer war, gab ein Reifigflechtwerk der Anlage den nötigen Halt (vgl. die Teilaufnahme in Abb. 24). Der Pfahlkranz ist verschiedentlich durch Ersatz mangelhafter Pfähle ausgebessert worden. Die neu eingeschlagenen Pfähle lagen stets außerhalb des ursprünglichen Pfahlringes und ihre Köpfe ragten über die der ursprünglichen Pfähle bis zu 20 cm heraus. An einzelnen Stellen war sogar eine zweimalige Ausbesserung des Pfahlwerks zu beobachten. Die Köpfe der durch Erneuerung



Abb. 18. Wanne bei Trog 6. (Die Aufnahme zeigt die farbige Füllmasse aus Lehm.)
(Aufnahme: E. Schwend)

entlasteten ursprünglichen Pfähle waren durch frische Abschmierschichten überdeckt. Die Länge der Pfähle betrug 30 bis 50 cm, sie waren selten mehr als 6 cm stark. Durch den Pfahlkranz wurde der Anlage eine Stütze vor allem gegen das von außen her drückende Grundwasser gegeben. Neben den kleineren Ausbesserungsarbeiten erfolgte mindestens einmal ein recht umfangreicher weiterer Ausbau der Anlage, denn durch Entfernung der einzelnen Aus schmierungsschichten von oben her legten wir eine tiefere konzentrisch zum Pfahlkranz liegende Wanne frei, deren Wände ziemlich stark durch Feuer gebrannt waren. Das Zentrum dieser älteren Wanne lag südlicher als das der zunächst freigelegten jüngsten Wanne. In der Mitte des älteren Wannensbodens wurde ein aus 15 cm starken Rundhölzern gebildeter viereckiger Holzrahmen freigelegt. Er ist auf Abb. 23 deutlich zu erkennen. Die Seitenlängen des Rahmens betragen 60 bis 80 cm. Direkt über diesem Holzrahmen fanden sich Reste eines späteren Rahmens, der sicherlich bei einer Ausbesserung der Wanne an Stelle des ursprünglichen getreten war. Jedoch war dieser obere Rahmen weitgehend zerstört.

Grundriß einer keltischen Salzgewinnungsanlage in Schwäb. Hall.



gr. Vörlng

Abb. 19. Lageplan der Wanne

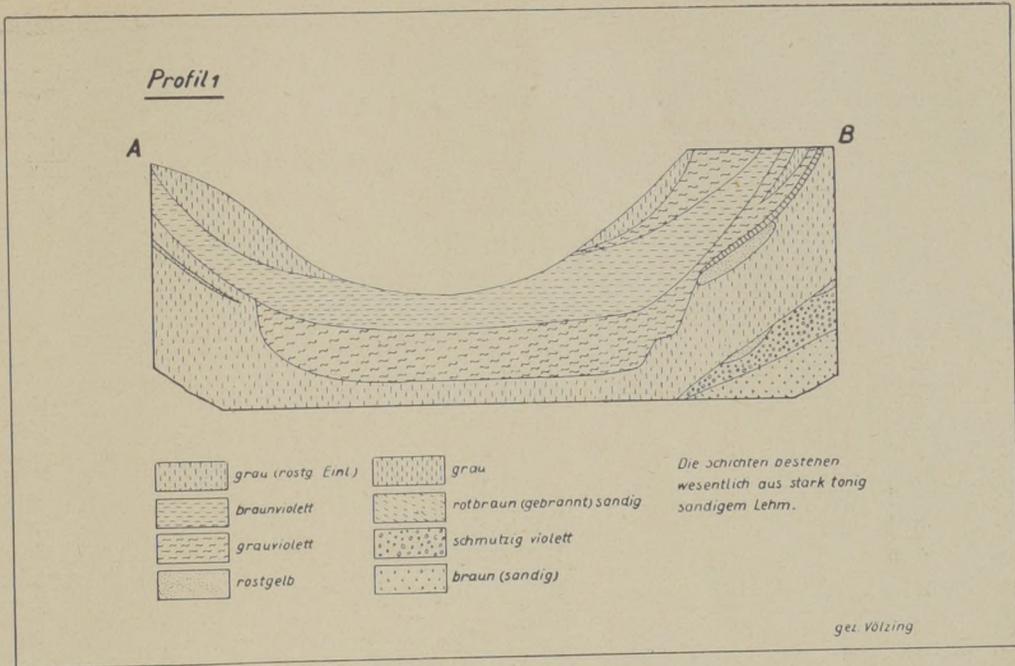


Abb. 20. Schnitt A B durch die Wanne bei Trog 6.

Wie bereits angedeutet, wurden bei Entfernung der Abdichtungsstellen auf der Südseite des Holztroges T 6 und der Wanne Bretter eines Bodenbelags festgestellt (vgl. Abb. 17). Die Bretter lagen ungefähr in nordsüdlicher Richtung und reichten bis zum jüngsten Pfahlkranz der Wanne. Die beiden am weitesten östlich liegenden Bretter stießen mit ihrem Südrand an ein etwa Nordost-Südwest verlaufendes Brett, auf dessen Südseite drei weitere, in gleicher

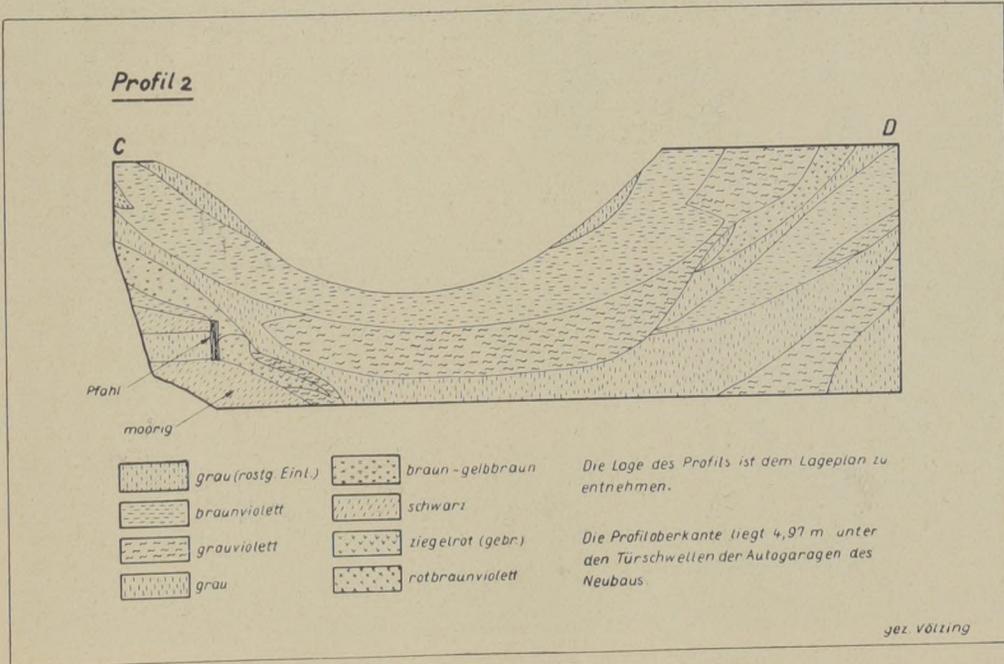


Abb. 21. Schnitt C D durch die Wanne bei Trog 6.

Richtung verlaufende Bretter folgten. Sie umfaßten die schon erwähnte, nur noch zur Hälfte erhaltene zweite Wanne. Die Bretter lagen auf wahllos zusammengeworfenen Kalksteinen auf. Der Holzbelag förderte ohne Zweifel die Zugängigkeit der Anlage in dem sicherlich oft recht sumpfigen Gelände.

Aber die geologischen Verhältnisse an der Grabungsstelle liegt das oben im Bericht „Die Kelten siedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall“ (S. 43) veröffentlichte Gutachten von Professor Dr. Georg Wagner (Stuttgart) vor. Danach reichte die keltische Siedlung bis in die Talau des Kochers. Die Kulturschicht liegt über der Grabungsstätte direkt über dem Aulehm und ist mitunter sogar in ihn eingetieft. Unsere Vermutung, daß die Solequelle zur Keltenzeit unmittelbar an der Grabungsstelle emporstieg und hier gefaßt wurde, fand durch die genau untersuchte Anlage allerdings nicht die erwartete Bestätigung. An keiner Stelle ließ sich unter der Wanne eine Verbindung durch den Aulehm mit dem darunter folgenden Kocherkies feststellen. An zwei Stellen in der Umgebung der Wanne beobachteten wir allerdings schlotartige Unterbrechungen im Aulehm, die nach unten Verbindung mit dem Kocherkies hatten und sich nach oben stark erweiterten, um trichterförmig an der Oberfläche des Aulehms ohne sichtbaren Zusammenhang mit einer der beschriebenen Anlagen anzustreichen. Diese schlotartigen Unterbrechungen stachen durch den grünlich-grauen sandigen Lehm ihrer Füllmasse von dem Aulehm der Umgebung deutlich ab. Sie dürften alte Austrittsstellen der Sole sein.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß die keltischen Anlagen in irgendeiner Weise der Solegewinnung dienten. Der in den Holztrog 6 mündende Kanal (vgl. Abb. 12 und 16) hat sicher das Salzwasser von der Austrittsstelle der Sole zum Sammelbehälter, dem Trog, geleitet. Reste dreier starker Pfähle



Abb. 22. Runde Tonplatten aus der Füllmasse und der Umgebung der Wanne.

(Aufnahme: Landesamt für Denkmalpflege)

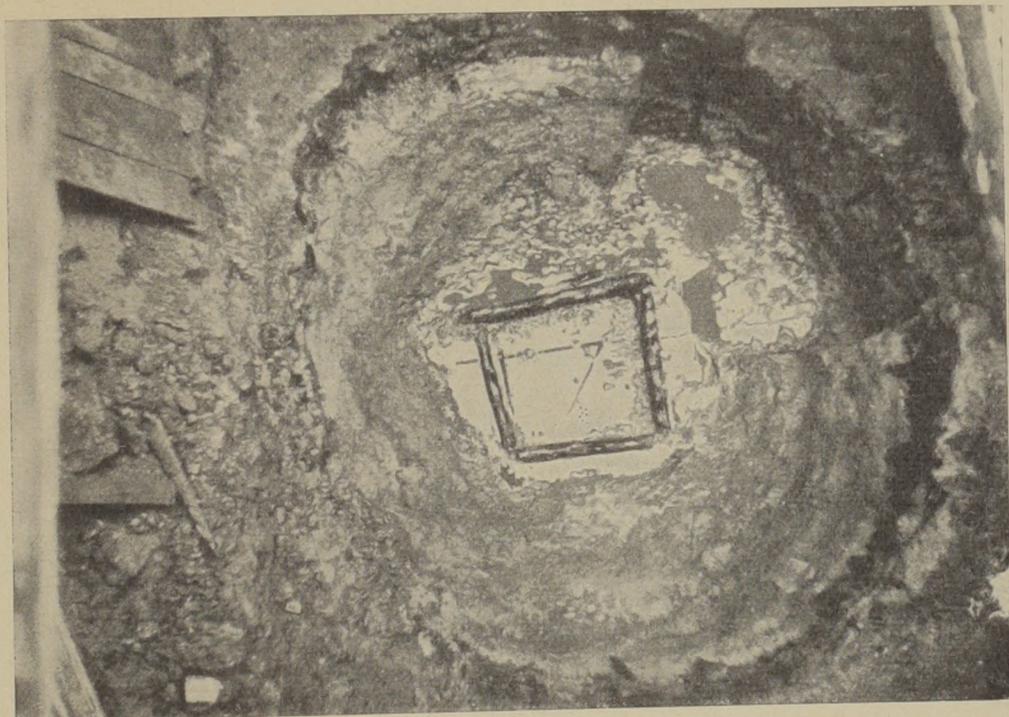


Abb. 23. Pfahlkranz am Rand der Wanne.

(Aufnahme: G. Eichner)

(zwei auf beiden Seiten des Kopfendes und einer auf der Südseite des Fußendes des Troges) lassen vermuten, daß der Trog überdacht war. Bei Niederschlägen wurde durch diesen Schutz eine Verdünnung der Sole, die dem Salzgewinnungsprozeß entgegengelaufen wäre, vermieden.

Die Wannen auf der Südseite des Troges waren wohl Eindämpfungs- wannen. Die Eindämpfung der Sole dürfte vermutlich durch Sonneneinwirkung erfolgt sein. Doch wurde der Eindämpfungsprozeß sicherlich auch künstlich, eventuell durch Holzfeuerung, am Wannenrand gefördert. Dafür sprechen die starken Aschen- und Holzkohlenreste in der Umgebung der Wanne. Die durch Feuer stark gebrannte Wand der älteren Wanne läßt die Vermutung zu, daß die Eindämpfung in der Weise erfolgt ist, daß man zunächst die Wannenwände stark erhitzte, um erst dann die Sole in die Wannen zu bringen. Schließlich dürften auch die bereits erwähnten, in grobkörnigen Tonmassen gebrannten runden Körper (vgl. Abb. 22) Verwendung gefunden haben, vielleicht so, daß sie in erhitztem Zustand in die Sole gebracht wurden.

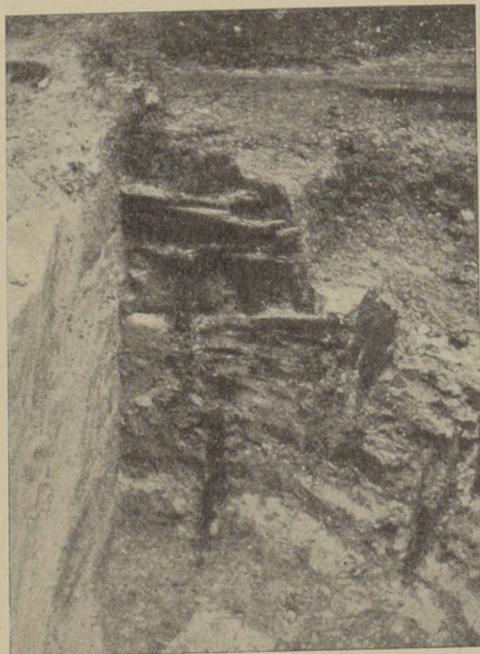


Abb. 24. Reißigflechtwerk am Wannenrand.

(Aufnahme: E. Schwend)

Der in dem alten Wannenboden eingelassene Holzrahmen hatte wohl den Zweck, die stark konzentrierte Sole auf kleinem Raum zu sammeln. Sie dürfte von dort aus in Behälter geschöpft worden sein, um auf Öfen, wie sie in der nächsten Umgebung der Grabungsstelle, vor allem angeblich im Bereich des Baugeländes der Sparkasse, angetroffen worden sind, restlich eingedämpft zu werden.

Wir müssen es bedauern, daß wir erst so spät von den Funden benachrichtigt wurden und daher die bei den Ausschachtungsarbeiten auf dem Gelände der Kreissparkasse zutage gekommenen vorgeschichtlichen Reste nicht selbst beobachten konnten. Erst dann nämlich wäre die ganze Anlage in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen gewesen.

Durch unsere Grabung ist erwiesen, daß der Boden von Schwäbisch Hall seine so frühzeitige Besiedlung in erster Linie dem Vorhandensein der Salzquelle verdankt. Ja, wir fanden sogar Anzeichen dafür, daß die von uns aufgedeckte und beschriebene keltische Salzgewinnungsanlage nicht die erste gewesen ist. Vielmehr scheint die Quelle schon in der vorhergehenden Hallstattzeit bekannt gewesen zu sein. Jedenfalls wurden aus dem Liegenden der keltischen Kulturschicht im Bereich unserer Grabung einwandfrei hallstattzeitliche Keramikreste und eine Gagatperle festgestellt.

Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall

Beiträge und Wiederherstellungsversuche zu den keltischen Siedlungsfunden 1939
in der Baugrube des Kreisparkassenneubaus in Schwäbisch Hall (mit 3 Abb.)*

Von W. S o m m e l

I.

Die durch die ganze Bauzeit mit einigen Schülern täglich fortgesetzte Aufsuchung der Baugrube nach dem Feierabend der Arbeiter und die ebenso fortgesetzte gründliche Durchsuchung des täglichen Erdaushubs brachte neben einer reichen Zahl von Gefäßscherben verschiedener Größen und Formen auch mehr als 1500 ganze und zerbrochene, faust- bis geldstückgroße Tongebilde zutage, die restlos der keltischen Siedlungsschicht entstammten. Da aber die Grabenwände meistens sehr schnell abgestützt oder verschalt wurden, konnten die meisten dieser Tongebilde nur aus dem täglich anfallenden Erdaushub gewonnen werden. Teile davon erschienen in den Grabenwänden n e s t e r a r t i g beisammen, und durchaus stark mit Holzkohle vermischt. Zwischen den Nestern, oft als Verbindung derselben, ergaben sich auch Horizonte bis zu 15 cm Stärke, die dasselbe Gemisch enthielten, anscheinend aus solchen Nestern auseinandergezogen und ausgebreitet. Es ist in der Hauptsache der südwestliche Teil der Baugrube mit den Fundstellen 16 bis 18, also etwa der Raum zwischen und über den freigelegten Einbäumen, Trögen und Lehmmulden, aus dem sowohl die folgenden Beobachtungen angestellt wurden, als auch der hier beschriebene Aushub stammt. In der Grube zeigten sich auf etwa 60 qm Wandfläche der keltischen Schichten, wie sie durch Aushub nach und nach entstanden, noch mindestens 20 solcher Nester, aus denen auch unmittelbar ganze und zerbrochene Tonkörper entnommen werden konnten. Der Aushub dieses Bauteils, der täglich, allerdings nur immer an der Oberfläche, abgesehen werden konnte, betrug etwa 300 cbm, und ergab, wie erwähnt, außer den Gefäßscherben rund 1500 der oben vermerkten Tongebilde. Das mag vielleicht ein Zehntel der wirklich vorhandenen Einschlüsse sein, und etwa die Hälfte aus d e n Erdmassen, die nicht abgegraben wurden, aber ebenfalls die gleichen keltischen Siedlungsschichten enthielten; im ganzen etwa $\frac{1}{20}$ aller vorhandenen Tongebilde jener Art aus dieser Siedlung, die also insgesamt mindestens 30 000 solcher Bruchstücke in sich schließen kann, — eine Berechnung, die nur ganz roh den ungefähren Anteil und damit ihre Stellung und Bedeutung in dem ganzen Siedlungsraume andeuten soll.

Die Fundmasse zeigte in der Hauptsache drei ganz verschiedene Arten von Tongebilden:

a) **Walzenförmige Tonkörper.** 640 von den 1500 Tonstücken, also 43%, ließen sich eindeutig ausscheiden als die im Bericht „Eine keltische Solefiederei“

* Die Abbildungen zeichnete Susanne Reichert (Tübingen).

(Abb. 22) wiedergegebenen, im Grundriß rundlichen Lehmknollen. Etwa die Hälfte hatte ursprünglich 6 bis 8 cm Durchmesser und 4 bis 6 cm Höhe, die andere Hälfte verteilt sich auf alle Größen abwärts bis zu einem Durchmesser von 2 cm und einer Höhe von 1 cm, doch je kleiner, desto seltener werdend. Aber auch bei den größeren Durchmessern kommen plattenartige Stücke, bis zu $\frac{1}{2}$ cm abwärts, vor.¹

Auffallend ist ihre Zusammensetzung, die nicht nur im ganzen, sondern auch bei den einzelnen Stücken ungleichmäßig ist; denn fast jeder Tonknollen enthält außer dem mehr sandigen oder tonigen Hauptbestandteil noch Einschlüsse von Holzkohle, Asche, Ziegelstückchen, auch kleine faserige Bestandteile, Kalkstückchen, die mehr oder weniger auf Salzsäure reagierten, häufig auch Ton und Sand, den Körper als kleine Horizonte durchziehend. Man hat den Eindruck, wie wenn älteres Material zerkleinert und dem Ton beigemischt worden wäre. Beim Herausnehmen aus der feuchten Erde, d. h. aus der Wand, in der sie steckten, brachen sie fast durchweg ab, während sie schon auf der Halbe fester wurden, heute nach monatelanger Lagerung steinhart sind und zum Teil nur mit kräftigen Hammerschlägen sich zerteilen lassen.

Vermutlich wurden sie hergestellt durch gleichmäßiges Abschneiden von einer Lehmrolle bestimmter Stärke, und dann im geschlossenen Töpferofen, unterstützt durch Ton- oder Holzklötzchen, aufgebaut und hart gebrannt. Denn meist zeigen sie auf einer, oft auch auf beiden Seiten Eindrücke, wie wenn kantige Gegenstände oder Holzstücke in verschiedener Breite und Stärke darauf oder dazwischen gelegen wären. Sie müssen im Brennofen in feuchtem Zustand nebeneinander und übereinander aufgebaut gewesen sein, wovon wohl auch die häufigen Fingerabdrücke an den Außenseiten herrühren. Ihre rohen, sehr ungleichmäßigen Formen scheinen von einer Massenherstellung zu kommen, die keinen Wert zu legen brauchte auf schöne Formen und lange Haltbarkeit. Nach dem Urteil eines Haller Töpfermeisters müßten sie im geschlossenen Brennofen bei mindestens 500° Hitze ihren Härtezustand erreicht haben.

So kommen wir zu einer doppelten Möglichkeit ihrer damaligen Verwendung:

1. Die Tonknollen dienten als Baustützen eines Gerüsts zur Gradiierung der Sole ohne Feuerung, nur durch Verdunstung, indem eine Reihe von niederen Schalen aus Ton oder Holz so übereinander gestellt wurden, nach oben immer kleiner werdend, daß die darübergelassene Sole langsam von Schale zu Schale abfließen konnte, bis sie unten in einer ausgestrichenen Bodenmulde „gradiert“, d. h. durch Verdunsten von Wasser verstärkt, aufgefangen und ausgeschöpft wurde. Die Schalen waren durch die Tonkörper, vielleicht auch durch dazwischen gelegte Bretter, gestützt und gehalten. Nach Abschluß der Arbeit wurde wohl der durch und durch mit Sole getränkte Aufbau verbrannt, um seinen Salzgehalt noch zu verwerten. (Vgl. die Schilderung bei Plinius und Tacitus: brennende Holzstöße!)

Der bekannte Anthropolog und Vorgeschichtsforscher Dr. A. Schütz (Heilbronn) hat sich nach eingehender Untersuchung des Fundstoffes aus dem feltischen

¹ Genauer verteilt sich diese Fundmasse folgendermaßen: Je etwa 50 Stück von ungefähr 6 cm Höhe, 200 von 5 cm, 100 von 4 cm, 100 von 3 cm, 50 von 2 bis 3 cm, 50 von 1 cm, und etwa 100 Stück von unbestimmter Höhe (1 bis 6 cm), meist 4 bis 6 cm breit. 10 Tonkörper sind vollständig erhalten, alle anderen mehr oder weniger als Bruchstücke.

Salzbetrieb in Lothringen (Marsal, Château Salins) bemüht, die Verwendung ähnlicher Tonwalzen und dazu gehöriger Tonstangen in einem Wiederherstellungsversuch klar zu machen,² der hier wiedergegeben sei (Abb. 1). Ähnliche Tonkörper, nur gestreckter und an beiden Enden stempelartig erweitert, sind aus Halle an der Saale bekannt, die zu dem Wiederherstellungsversuch geführt haben, der in dem Aufsatz des Herausgebers: „Die Kelten siedlung über dem Saalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall“ in diesem Jahrbuch in Abb. 40 dargestellt ist. Beide Versuche aber können nicht restlos überzeugen, da ein längeres Abergießen des Aufbaues die Wirkung des Feuers zu schnell und zu stark mindert, und deshalb höchstens als Gradierung durch Verdunsten ohne Feuerstelle, aber nicht durch Verdampfen gedacht werden kann.

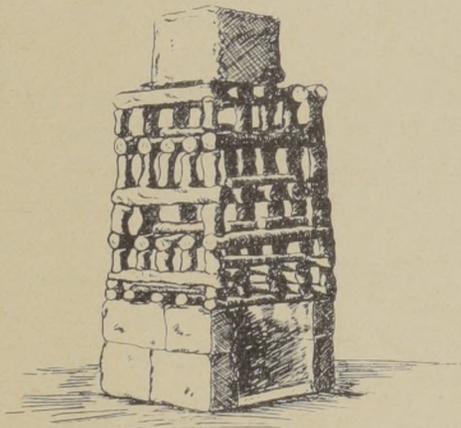


Abb. 1. Wiederherstellungsversuch eines hallstattzeitlichen Salinenwerkes (Briquetage). Nach Grabungsfunden aus dem lothringischen Salinenbetrieb südlich Metz 1903, von † Dr. A. Schliz (Heilbronn).

2. Der wichtigste Vorgang bei der Salzgewinnung war aber immer das Sieden selbst, und dazu benützte man zweckmäßig gebaute Öfen, die durch sinnreiche Einrichtung große Hitze zum Eindampfen der Sole und Ausfällen des Salzes erzeugen mußten. Als Stützen des Brennrostes und zur Stärkung des Luftstromes konnten die Tonkörper ihren Zweck ausgezeichnet erfüllen; die nesterartige Lage gerade dieser Tonwalzen im Siedlungsboden macht diese Verwendung besonders wahrscheinlich. (Vgl. e: Wiederherstellungsversuch!)

Bei einem Durchschnittsgewicht von 250 g für einen Vollkörper und der Überlegung, daß je etwa 10 bis 15 Stück einer Durchschnittsgröße der geborgenen 640 Knollenbruchstücke ein ganzes Stück ergeben, bekommen wir mit der Meßzahl 20 für die ganze Siedlung 50×20 , das sind rund 1000 Vollkörper; und wenn etwa 40 Stück zu einem ganzen Aufbau nötig waren, so dürften wir im erschlossenen und nicht aufgedeckten Siedlungsraum zusammen mit einer Anlage von etwa 20 bis 25 Aufbauten rechnen, deren wesentlicher Bestandteil jene Tonkörper sind, und von denen wohl die Hälfte annähernd zu gleicher Zeit als Arbeitsplätze in Betrieb gewesen sein können. Immerhin ergeben die genauen Beobachtungen und ungefähren Berechnungen einen gewissen Anhaltspunkt für die Größe des Betriebs in der Siedlung, der ja auch schon durch die Menge des Fundmaterials (vgl. den Abschnitt Dr. Rost: „Töpferware“), sowie durch die große Ausdehnung des Siedlungsraumes angedeutet ist.

b) **Grobsandige Tongefäße.** In gleich starker Menge enthält das oben bezeichnete Fundmaterial die vom Herausgeber des Jahrbuchs (S. 96) genannten „grobsandtonigen, dickwandigen, schweren und offenbar weitmündigen Tonbe-

² „Zeitschrift für Ethnologie“, 35. Jahrg. 1903, S. 642f.: A. Schliz, „Salzgewinnung in der Hallstattzeit mit Bezugnahme auf die mutmaßlichen Verhältnisse in Württembergisch Franken“.

hälter“. Sie machen mit 671 Bruchstücken 45% der ganzen Fundmasse aus. Auffallend sind dabei die vielen *B o d e n r a n d s t ü c k e* mit ihrem bezeichnenden ausschwingenden Bodenanfaß, die allein 21% dieser Bruchstücke ausmachen. Vielleicht gestattet diese Verhältniszahl einen Schluß auf eine besonders geringe Höhe des Gefäßes, das in einem ähnlichen Fundstück noch die ganze Wandung samt Boden und Gefäßrand enthielt mit nur 3 cm innerer und 5 cm äußerer Höhe. Wir müssen also wohl auf alle Fälle an *S c h a l e n* denken, die zum Versieden einer geläuterten Sole wegen dem bequemeren Umrühren und Ausschöpfen des fertigen Salzes sich jedenfalls besser eigneten als hochwandige Gefäße, die aber vielleicht auch geeignet waren, in einem größeren Aufbau als Tropfshalen des Gradiervorgangs, in Verbindung mit den unter a beschriebenen Tonknollen, Verwendung zu finden.

Wenn man nun auch hier die oben errechnete Meßzahl 20 zugrunde legt, so dürfen wir mit etwa 240 solcher Behälter für die ganze Siedlung rechnen, und es kämen auf jeden der oben geschätzten 20 bis 25 Aufbauten bis zu 10 Gefäße, falls sie in einem gemeinsamen Aufbau (Gerüst, vgl. a 1) zu gleicher Zeit verwendet worden sind und nicht dem Sieden auf Einzelfeuerung gedient haben, wie es die als *S a l z s i e d e t ö p f e* angesprochenen Funde von Niedernhall und Bad Nauheim nahelegen.

c) **Lehmverputz.** Die übrigen 12% mit 188 Stücken der ganzen ausgesonderten Fundmasse sind in geringer Zahl *L e h m v e r p u t z s t ü c k e* mit Abdruck von Ästen bis zu 2 cm Stärke, die einer festen Hütten- oder Hauswand entstammen können; in der Hauptsache sind es aber durch und durch mit Stroh vermischte zinnoberrot verzierte Lehmbrocken, die man wohl nur als Reste zerstückelter Ofenteile ansprechen kann. Vereinzelt ist die Innen- oder Außenwand mit geringer Glättung erhalten, einmal auch auf beiden Seiten, so daß sich eine Stärke bis zu 6 cm für den Ofenteil ergibt, die durchaus der Gewohnheit späterer Zeiten entspricht. Der geringe Bestandteil an *H ü t t e n - L e h m* ist vielleicht ein Hinweis, daß in der ganzen Salinenanlage nur im Sommer mit leichten Bretteraufbauten zum Schutz gegen Sonne und Regen auf Vorrat gearbeitet wurde, im Winter dagegen der ganze Betrieb ruhte, wie es ja bis zur Gewinnung rationellerer Methoden des 18. Jahrhunderts auch hier gehalten wurde, wo nach etwa 20 Wochen Siedebetrieb die Arbeit nach Löschung der Öfen eingestellt wurde.

d) **Ofensteine.** Ein aus Lehm gebranntes Einzelstück ist besonders auffallend durch seine Form, an ein Brotlaibchen erinnernd, nach oben schön glatt durch die Hände abgestrichen, im Querschnitt 9 cm breit und 6 cm hoch, an beiden Enden aber abgebrochen, so daß es nur noch 9 bis 10 cm Länge aufweist. Die Unterseite ist als Auflagefläche völlig eben, und deutlich in der Färbung heller als die dem Brand und der Hitze stärker ausgesetzte gewölbte Oberseite des Stückes. Da es auch im Bruch nach oben durchaus dunkler wird, von ziegelrot bis aschgrau, kann es höchstwahrscheinlich nur ein *A u f l a g e - s t e i n* im Feuerungsraum des Ofens sein, der den doppelten Zweck hatte, die Glut am Herausfallen aus dem Schürloch zu verhindern, wie auch den brennenden Scheitern im Ofen als Auflage zu besserer Luftzufuhr zu dienen. Es ist derselbe Stein, den unsere Töpfermeister heute durch eine eiserne Gußplatte ersetzen, und der in der alten Haller Siedersprache „*F o r n i c h s t e i n*“ ge-

nannt wird als ein Lehnwort aus dem lateinischen fornax (= der Ofen), wie es noch um 780 in einer Salzburger Urkunde (Indiculus Arnonis) heißt: „in loco, qui vocatur hal, ad sal coquendum fornaces VIII, tres sunt vestitas et VI apsas“, d. h.: „an einem Ort, der Hall genannt wurde, [gab der Herzog] zum Salzsieden 9 Herdstellen, wovon 3 in Benutzung und 6 verlassen waren“. Diese Fornichsteine waren auch im Mittelalter ein kleiner Bestandteil des Ofens, auf dem die Pfanne aufgesetzt war, und der selbst den Namen „Fornich“ trug.

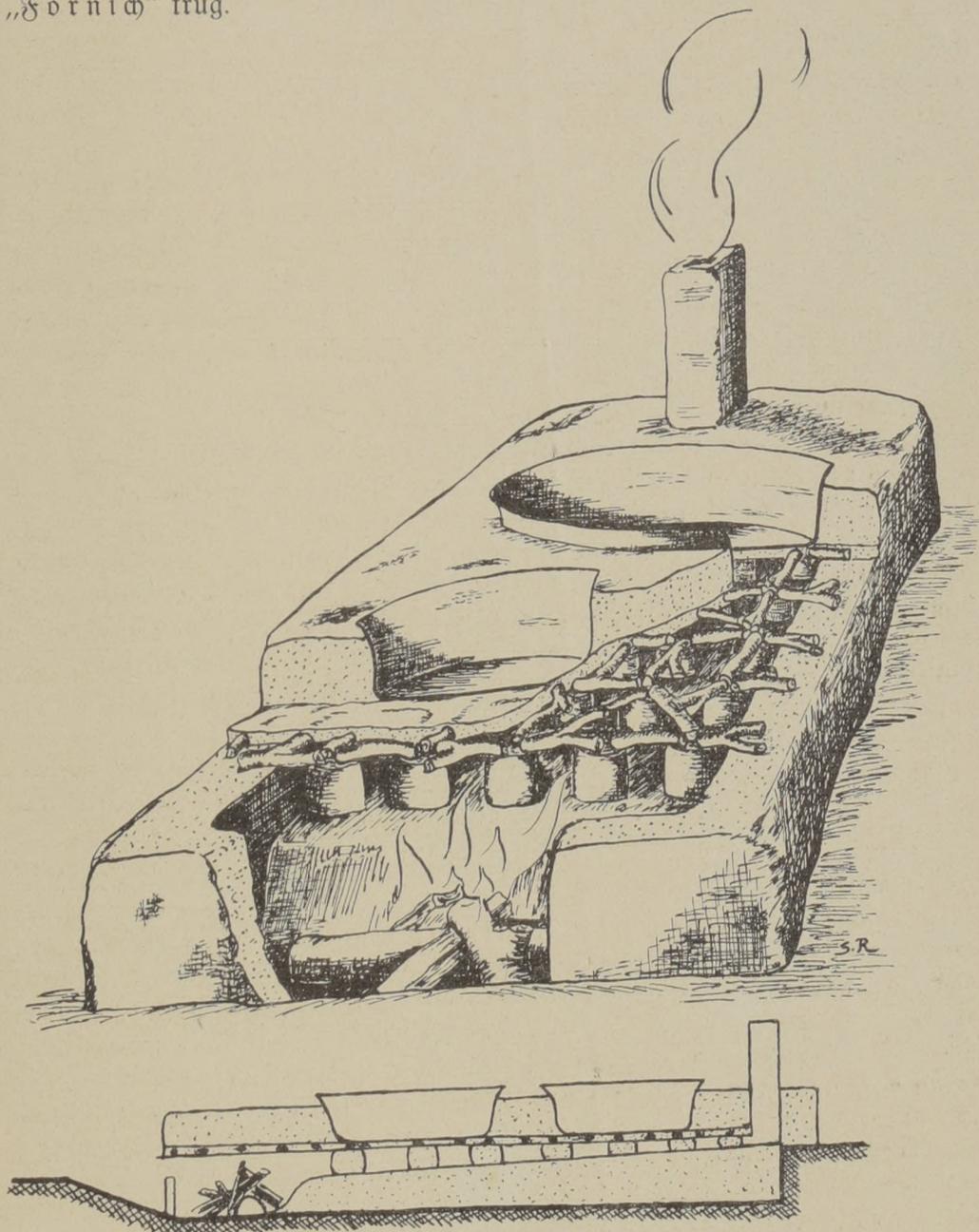


Abb. 2. Ansicht und Längsschnitt eines feltischen Salzsiedeofens. Wiederherstellungsversuch des Verfassers nach den Funden aus der Baugrube des Kreispartassenneubaus in Schwäbisch Hall 1939.

e) Wenn wir nun den Versuch der **Wiederherstellung eines Siedeofens** wagen (Abb. 2), der im wesentlichen die in den oben erwähnten Nestern der Baugrube enthaltenen Tonbestandteile der Walzen, sandigen Scherben, verbrannten Lehmstücke und Ofensteine enthält, so tun wir es wohl mit einigem Vorbehalt hinsichtlich einer Endlösung, aber doch in der Überzeugung, daß sachliche Einwände kaum dagegen erhoben werden können, da auch die praktischen Einwände des erfahrenen Töpferhandwerkers verwertet sind; wenn auch zugegeben werden muß, daß im technischen Aufbau geringe Abweichungen durchaus möglich sind.

Die Verwendung der frisch geformten, noch ungebrannten Tonwalzen ist im wesentlichen so gedacht, daß sie auf einem festgestampften Lehmboden, der von der davor liegenden Feuerung und dem Fornichstein aus nach hinten ansteigt, in abnehmender Größe so nach hinten aufgesetzt werden, daß zwischen ihnen die Hitze des Feuers hindurchströmt und sie dadurch ihre Spannung und ihren Höhengrad erhält. Über den Walzenkörpern liegt nun ein Lehmdeckel, der aus Ästen und Zweigen besteht, die von Knollen zu Knollen gesetzt werden, von unten und oben ganz eben mit Lehm ausgestrichen. Im hinteren Teil des Herdes ist das Abzugsloch zur Regelung der Hitze und Abführung des beim erstmaligen Anbrennen entstehenden feuchten Niederschlags als Dampf. Auf diesem Lehmboden werden die Tonpfannen oder -schalen, je nach ihrer Größe nur eine oder mehrere, so eingebettet und abgedichtet, daß die ganze Hitze des Ofens ausgenützt werden kann. Die Lehmabdichtung verhindert zwar das Verkohlen des eingelegten Astwerkes nicht, gibt ihm aber doch, durch die Tonkörper unterstützt, noch genügenden Halt, um die Pfannen zu tragen. War der Ofen durch das häufige Ein- und Ausgießen und Übersäumen der Sole, sowie durch die dauernde Hitzeeinwirkung spröde und rissig geworden, so konnte er leicht abgebrochen und das mit Sole durchtränkte Lehmgemisch durch Zerkleinerung und Auslaugung wieder verwendet werden zu einem neuen Ofenaufbau.

II.

Die eigenartige Zusammensetzung der oben beschriebenen Tonknollen und diese ebengenannten Ofensteine, wie aber auch alle sonstigen Beobachtungen und Ergebnisse bei der Grabung und Untersuchung des hallischen Siedlungsbodens von 1939/40 erinnern nun so stark an die Gewohnheiten, Arbeiten, Einrichtungen und Namen des mittelalterlichen Salinewesens der Reichsstadt Schwäbisch Hall, daß wir in kurzen Zügen ein Bild dieses umständlichen und eigenartigen gewerblichen Betriebes folgen lassen müssen. Es ließ sich gewinnen aus der über 6000 Seiten zählenden, fünf-bändigen, handschriftlichen Chronik von G. W. Chr. Bühler, Oberbaurat in Stuttgart, um 1840: „Hall und Limpurg. Geschichte der alten Saline Hall in Schwaben und des Floßwesens aus der Grafschaft Limpurg“, deren genaue Inhaltsangabe in 170 Abschnitten im „Haller Heimatbuch“, 1937, Seite 282 bis 288 abgedruckt ist.

Mittelalterliche Salzgewinnungsmethoden der Saline in Schwäbisch Hall. Bühler schließt an die bekannten klassischen Stellen des Plinius und Tacitus über die Salzgewinnung bei Galliern und Germanen an, die Holzstöße angezündet und so lange mit Salzwasser begossen haben, bis sich ausgekochtes Salz

an die Kohlen angelegt hatte und in der Asche vorgefunden wurde. Mit Recht gibt der Chronist diesem Erzeugnis, das er als eine Masse bezeichnet „aus Salzkristallen mit Kohle und Asche selbst vermischt und steinartig zusammengebunden“, den Namen *Gewöhrt*, der im mittelalterlichen Salinenbetrieb hier eine besonders große Rolle spielte und ein wesentlicher Bestandteil der Salzerzeugung war. Aber außer der Bemerkung, daß „diese Salzmasse vor dem Gebrauch erst zerstoßen werden mußte“, fand er keine Beziehung zu den späteren Gewinnungsverfahren, obwohl sie aus der Kenntnis des *Gewöhrt-Siedens* auf der Hand liegen mußte. Doch darüber später!

Von besonderer Bedeutung waren folgende Einzelheiten und Einrichtungen bei der hällischen Salzgewinnung des Mittelalters (Abb. 3) in der Zeit von etwa 1100 bis 1500:

a) **Der Herd (Fornich).** Der mittelalterliche Siedebetrieb begann jedesmal im Frühjahr im Haalhaus mit der Zubereitung des Herdbodens und der Aufrichtung der darüber stehenden Ofenwände, auf die die Pfanne aufgesetzt wurde. „Man nahm glühende Holzkohlen, die mit der etwa 5%igen Sole vollständig abgelöscht wurden. Hierauf vermischte man diese mit Salzschlamm aus den Geschirren und der Pfanne, aber auch mit Erde [d. h. wohl Lehm, Ton und Sand], trat alles sehr klein und arbeitete es gut untereinander. Man ließ dieses Gemenge dann kurze Zeit liegen, bis es hart war, haakte es sodann noch einmal auf, goß aufs neue Sole darauf, mischte es nochmals tüchtig, daß es breiartig wurde, und breitete es 30 cm stark auf dem Boden aus als Unterlage für die Holzfeuerung unter der Pfanne.“ Auf diesen Herd wurden nun die Wandungen des Ofens, die *Forniche*, aufgesetzt, in Größe und Zusammenfügung dem Herde gleich. Sie wurden also auch aus *Gewöhrt*, jener Masse aus Kohle, Asche, Sand, Salzion und hauptsächlich Salz gefertigt, die man auch *Schloter* nannte. „Es ist unglaublich, in welcher kurzer Zeit diese Wände austrockneten und eine solche Härte und Festigkeit erlangten, daß sie die schwere eiserne Pfanne von 5 m Länge, 1,20 m vorderer, 1,10 m hinterer Breite, 0,40 m Tiefe, mit einem Gewicht von etwa 5 Zentnern Nürnberger Maßes, gefüllt mit Sole oder Salz, tragen konnten. Während des Siedens schüttete man immer Sole an dem Fornich hinunter, damit seine Tragkraft durch die große Hitze nicht geschwächt wurde und derselbe keine Risse bekam.“ Die dritte, hintere Wand des Fornichs hieß in der Siedersprache der *Innicer*, wohl einen vollstümlichen Ausdruck für die innere, hintere Wand bezeichnend.

b) **Der Naach.** Noch stärkeren Anklang an die aus der keltischen Siedlung stammenden Trog- und Rinnwerke der Haller Grabung hat die alte Einrichtung des *Naach*, dessen Name Bühler richtig von *Nachen* ableitet. Er gehörte zu den wichtigsten Einrichtungen bei dem *Gewöhrt*-prozeß, auf der linken Seite des Haalhauses stehend. Es war ein großer Trog, von „Eichstämmen zusammengeleht“ (vgl. den Einbaum mit dem daraufgesetzten Eichtrog der hiesigen Keltensiedlung!), 6 bis 7 m lang, 1,3 bis 2 m breit und 1,30 m tief. Gegen unten verzüngte er sich um ein Drittel, gegen hinten war er tiefer als vorn.

Diese Bühlersche Darstellung scheint tatsächlich, wenn auch unbewußt, einen „Einbaum“ zu beschreiben, der sich, hinten tiefer als vorn, im Querschnitt nach unten verzüngte, also ein aus einem Stück gefertigter Trog war; er erinnert stark an alte Einrichtungen in unseren ländlichen Wirtschaftsbetrieben,

wo man noch bis in unsere Tage Tröge aus ausgehöhlten Baumstämmen, sogenannte „Wergeltröge“, benützte, um Obstmost zu gewinnen, oder wo man die Backtröge zur Teigbereitung auf dieselbe Weise aus einem Stück herstellte.

Beim Naach im Haalhaus nannte man die hintere Vertiefung das Trüchle, in dem sich der Schleim vom Gewöhr, der Ziemschloter, absetzte. Denn der Hauptzweck des Naachs war, daß man zerkleinerte Gewöhrbrocken in ihm durch zugeführte natürliche Sole auslaugte oder beizte, was bei einem gefüllten Naach 4 bis 5 Stunden in Anspruch nahm. Die Sole wurde in Rinnen oder Holzröhren entweder von dem Salzbrunnen aus direkt zugeleitet, oder es wurden runde Abladegölten außerhalb des Haalhauses auf der Hofstatt aufgestellt und mit Sole gefüllt, die von hier aus in Rinnen in den Naach gelassen werden konnte. In älterer Zeit gebrauchte man statt der Abladegölten Butten, nämlich große viereckige, ganz in den Boden eingegrabene Kästen aus Eichenholz, aus dem die Sole wieder durch Rinnen oder mit einem Eimer an einem Waagbalken herausgehoben und in den Naach gebracht wurde zum Ausbeizen des Gewöhrts.

c) **Gewöhr und Gewöhrstatt.** Wenn wir die große Bedeutung des Gewöhrts als Gradiermittel im althällischen Siedebetrieb recht erkennen wollen, müssen wir uns den Verlauf dieser mittelalterlichen Kochsalzgewinnung nach den Mitteilungen Büblers genauer vergegenwärtigen.

Die reine geläuterte Sole wurde in den an der linken Wand des Haalhauses oder der Haalhütte befindlichen Naach geleitet, in dem Salzschlamm, Fornichbrocken, Pfannenstein, Bodensatz der Geschirre, Gefäße und Pfannen, kurz alles, was im Lauf der Salzsiederei an salzgetränkten Abfällen zusammenkam, aufbewahrt wurde. Hier wurde dieses Gewöhr so tüchtig ausgelaugt, daß die anfangs etwa 5%ige Sole auf etwa 15 bis 20° verstärkt wurde. In Rinnen lief sie nun hinüber in die Pfanne, die auf den Fornichwandungen, die eine Stärke von 60 bis 70 cm und eine Höhe von 1 m bis 1,20 m hatten, aufgesetzt war. Diese hochgradige Sole wurde nun etwa 2 bis 3 Stunden lang stark gesotten, wobei schließlich das Salz anfang sich zu bilden, mit starker Schaumbildung, der dauernd abgeschöpft werden mußte und, wie alles Unreine, mit der Krüde aus der Pfanne gezogen wurde. In der linken vorderen Ecke des Raums war neben dem Naach die Gewöhrstatt, wo in großen Gölten, die oben breiter und unten schmaler waren, dieser ausgeschöpfte Schlamm aufbewahrt und wieder zu Gewöhr vorbereitet wurde. Man rechnete für eine Tagesleistung mit Siedebetrieb etwa 25 Gölten Gewöhr, mit dem in etwa 16 Stunden eine Pfanne Salz ausgekocht war, also in einer Woche für 6 Sieden etwa 150 Gölten voll Gewöhr.

Der Salzschlamm allein hätte aber dazu längst nicht ausgereicht, sondern die Hauptmasse des Gewöhrts bildeten die beim Sieden dauernd sich mit Sole ansaugenden und absichtlich immer wieder mit Sole übergossenen Fornichwände unter der Pfanne. Nachdem man nämlich 2 bis 3 Wochen auf diese Weise fortgesotten hatte, wurde die Pfanne durch Hebebäume abgehoben, die Fornichwände samt dem Herdboden mit Stößern und Hauen herausgebrochen, zerkleinert und unter dem Namen Salzstein, Sauerteig oder Höfel in die Gölten der Gewöhrstatt gebracht und aufbewahrt bis zum Wiederauslaugen im Naach. Dieselbe Masse wurde aber auch zum Teil wieder aufs neue vermischt mit Kohle, Ziemschloter aus dem Naach und reichlichem Soleaufguß,

verwendet zur Herstellung des neuen Herdes und Fornichgemäuers. War zuviel Gewöhrt angefallen, so wurde es unter dem Namen „Haalbezich“ an die Bauern der Umgebung als vielgeschätztes Düngungsmittel verkauft. Vielleicht haben daher manche Läder ihren Namen „Haaläder“ bekommen.

d) Die Läuterung der Sole. Es läßt sich denken, daß die in der Pfanne siedende Sole zunächst ihrer Beschaffenheit nach durch die Auslaugung des so reichlich mit glühenden Holzkohlen abgelöschten Gewöhrt (schwarz wie Tinte war, und deshalb ein ebenso gefärbtes Salz gegeben hätte. Darum waren an den 4 Ecken über den „Hörnern“ der Pfanne Geschirre angebracht, unten mit einem Loch und einem Zapfen versehen. Nach 2 bis 3 Stunden Siedeprozesses wurde nun die kochende Sole aus der Pfanne in diese Geschirre geschöpft und darin geläutert oder gefärbt. Dazu nahm man das zu Schaum geschlagene Weiß von ein bis zwei Eiern (!) und sprengte es auf die kochende Sole. In anderen Salinen soll diese Reinigung mit Blut oder mit Bier vorgenommen worden sein. Unterdessen wurde die Pfanne gereinigt, d. h. der in der Pfanne zurückgebliebene Salzschlamm mit Sole ausgeschwenkt und

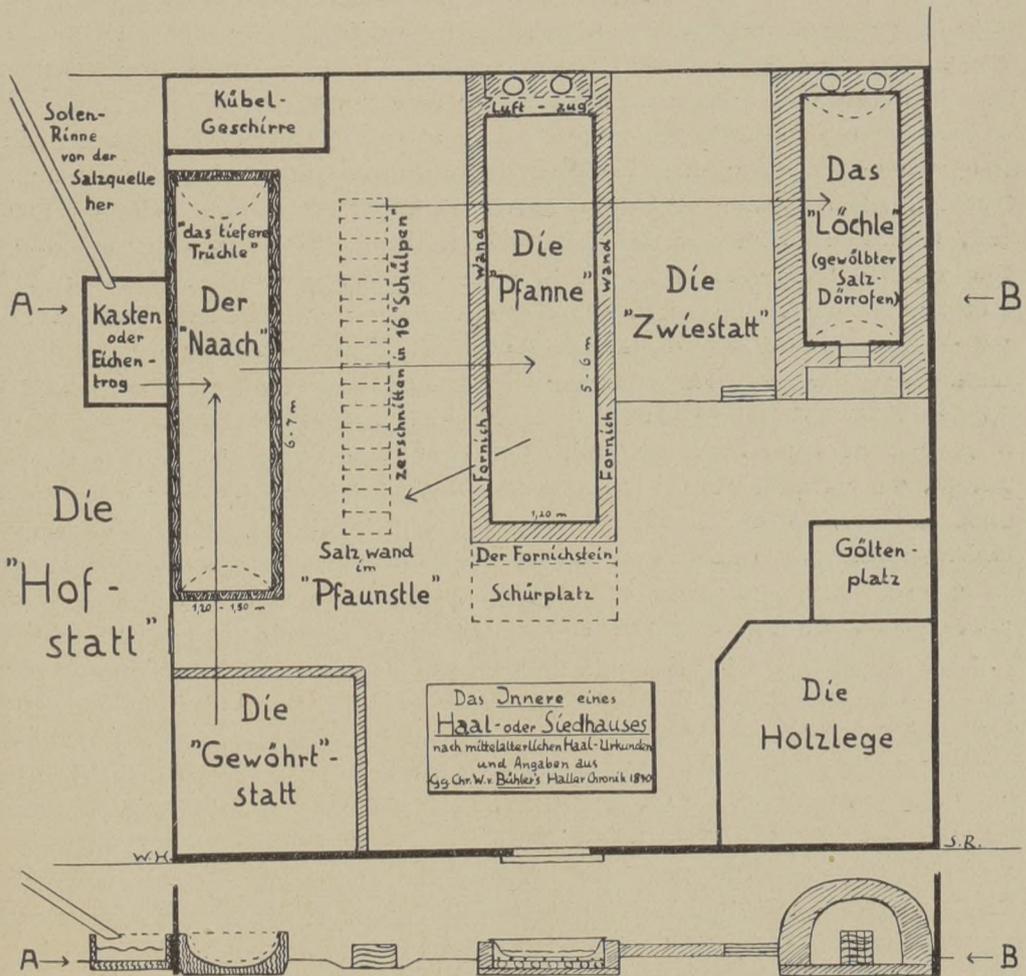


Abb. 3. Grundriß und Querschnitt eines mittelalterlichen Haal-Siedehauses in Schwäbisch Hall. Nach Urkunden und Chronikberichten wiederhergestellt vom Verfasser 1940.

über Fornichsteine und Herd gegossen, um das aus demselben zu verfertigende Gewöhrt desto kräftiger zu machen. Nun wurden die Zapfen aus den Geschirren gezogen, und die Sole floß jetzt geläutert und klar durch kleine Rinnen in die Pfanne zurück. Der schwarze, rückständige Schleim aber in den Geschirren wurde ausgeschöpft und in den Naach gebracht, um dann auf einem besonderen Platz zwischen Pfanne und Naach, dem „Pfaunstle“, wieder mit glühenden Kohlen abgelöscht, vermischt und zerhackt zu Gewöhrt bereitet zu werden.

e) **Das Salz oder die (Hof-) Schülpen.** Eben dieses Pfaunstle aber hatte noch eine viel größere Bedeutung. Denn hier wurde das in der geläuterten, kochenden Sole erstarrende Salz aufgeschüttet und in feste Form gebracht. Man grub dazu den eben bezeichneten Raum tief aus, füllte ihn mit glühenden Kohlen auf, die sofort mit Sand bedeckt wurden. Darauf wurde das in der Pfanne mit Auflegschaufel und Fachbrett zusammengezogene Salz geschüttet und sofort eine Mauer oder Wand aufgerichtet von 6 m Länge, 30 cm Breite und 60 cm Höhe, wozu etwa 7 Stunden benötigt wurden. Sobald das Salz so aufgerichtet war, wurde es mit einer Säge oder dem Reizmesser in 16 Teile oder Schülpen, d. h. Schollen oder Scheiben, zerschnitten, gleich wieder mit glühenden Kohlen umgeben und dadurch getrocknet und gehärtet. So hatte jede Schülpe ihre bestimmte Größe von 30 : 60 : 37,5 cm und ein Gewicht von 1½ bis 2 Zentner. In der rechten hinteren Ecke der Siedehütte aber war das „Löchle“, d. h. ein meist gewölbter Dörröfen, wie beim Flachsdörren mit feuerfesten, starken Wänden, in denen die Schülpen, mit heißen Kohlen umstellt, vollends ihre zum Transport notwendige Härte erhielten. Aus der Besonderheit des Platzes läßt sich vielleicht auch der Name „Pfaunstle“ erklären: Das auf den heißen Sand, unter dem noch die Kohlen weiterglimmten, gebrachte nasse Salz züchte und brauste stark auf, es „pfusste“ gerade wie das „Pfauserle“, das kleine in Schmalz gebackene, stark in die Höhe treibende Backwerk; also von dem alten Stamm pfausen (= ausblasen) abgeleitet (vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, 1920).³

f) **Der Bürdinmarkt.** Wenn uns schon bisher immer stärker die Überzeugung sich aufdrängte, daß in dem bisher beschriebenen frühen Salzgewinnungsverfahren Halls uralte Erinnerungen und Beziehungen keltisch-germanischer Salztämme weiterleben, so wird dieser Eindruck noch verstärkt durch die Tatsache, daß wir in der Literatur und Urkunden Sprache des älteren Hall einen *Burdin- oder Bördemarkt* finden, der einen ganz bestimmten Teil des Haalplatzes einnahm und noch jahrhundertlang zur Bezeichnung der Lage einzelner Haalhäuser und Salz-Hofstätten diente. (Vgl. Aufsatz Dr. Kost, Lageplan. Abb. 3.) Er lag vom „unteren Türle“ des Haals, etwa da, wo heute die Mädchenoberschule steht, bis herüber zu den ersten Häusern des „Schwabbühl“, wo der Wohnbezirk der Salzsieder von jeher war, und die Kerfen- oder Schulpengasse in den Haal mündete. Von einer marktähnlichen Betätigung hier ist aber gar nichts mehr überliefert, und es sind auch bloß Vermutungen und unsichere Deutungsversuche, was die Chronisten vom Mittelalter bis in unsere Tage darüber erzählen. Die älteste Überlieferung stammt aus der Hand des

³ In der Saline Traunstein bei Reichenhall hieß das gemauerte Gewölbe zum Dörren der Salzscheiben (Salzscheiben schon 1308 von Reichenhall nach Traunstein geliefert!) „Pfielstätt“ (Georg Schierghofer, „Traunstein und das Salz“ 1911, S. 61 und 63); vgl. unser „Pfaunstle“ im hällischen Haalhaus!

Chronisten Georg Widman,⁴ mit der besonderen Überschrift: „Hall vor zeithen eine einode. Bürdinmarkh“, und dem Text: „Es ist auch zu vermuten, daß ehe das Salzwerk zu Hall im Schwank, eine große einode und wenig Volk allda gewohnet. Dann erstlich das Holz zum Sieden nicht auf dem Kocher geflözet, sondern mit Büschel und bürdin reischach gesotten worden, wie dann noch ein Ort im Haal, da man solch Bürdin dazumal feilgehabt, der ‚burdinmarkth‘ genannt wurde.“ In der „Grünen Chronik“, einer späteren Abschrift um 1600, heißt der Abschnitt etwas erweitert: „Da nun noch nicht viel Volks in dieser Einöde . . . war, das Salz aber gleichwohl ziemlicher maßzen in Schwang ginge, da ist das Holz zum Salzsieden nicht (Wie jeko zu geschehen pflaeget) auf dem Wasser im Kocher hereingeflözet, sondern es ist anfänglich mit Reissach gesotten worden, welches man büschelenweiß zusammengebunden. aufgebürdet, herein in die Stadt in das Haal getragen, allda in einem sonderlichen Ort feil gehabt und verkauft, welcher Ort bis auf den heutigen Tag annoch der ‚Bürdin Mark‘ genennet und tituliret wird.“ Aber schon Kolb, der ausgezeichnete Herausgeber dieser Chronik,⁵ bezweifelte ihre Richtigkeit, wenn er (S. 90, Anm.²) sagt: „bürdin: ahd. purdin = Bürde, Traglast: Büschel und Bürde sind offenbar nur ein altes Alliterationspaar. — Ob der vom Chronisten an den Namen Bürdinmarkt angeknüpfte Schluß bündig ist, läßt sich bezweifeln, immerhin wird er einigermaßen begünstigt durch die Tatsache, daß dieser ‚Bürdinmarkt‘ nach einer Urkunde von 1546 (RHR.) und Herolt 42 wirklich am Haalplatz war.“

Bühler aber, der beste Kenner des hällischen Salzwesens, geht noch weiter und sagt im I. Band seiner Chronik:⁶ „Die Chronisten sagen übereinstimmend, daß das Salz anfänglich bloß mit Bürden oder Reissachbüscheln gesotten worden sei. Dies widerspricht aber dem, was wir oben über die erste Salzbereitungsart (nach römischen Quellen) gesagt haben. Auf historisch genauen Nachrichten beruhet jedenfalls diese Behauptung nicht, sondern sie scheint eher davon abgeleitet worden zu sein, daß es in Hall einen Bürdinmarkh im Haal gegeben hat; allein daraus folgt noch keinesfalls, daß man mit diesen Bürden das Salz gesotten habe.“

Auch die Quellen des Haller Stadtarchivs lehren uns nichts anderes. Wenn sie auch durch den großen Stadtbrand von 1376, der die Altstadt und das Rathaus samt dem Archiv vernichtet hat, in der Hauptsache nicht weiter als bis

⁴ „Die rote Chronik“ in der Ratsbibliothek (Stadtarchiv) Schwäbisch Hall: „Widmans Chronika“ in 8 Teilen, geschrieben etwa 1600 nach der Originalschrift von 1550.

⁵ „Württembergische Geschichtsquellen“, herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, VI. Band, Stuttgart 1904: „Geschichtsquellen der Stadt Hall“, II. Band; „Widmans Chronika“, bearbeitet von Dr. Chr. Kolb, Professor am Gymnasium in Schwäbisch Hall.

⁶ Titel und Jahr der Bühlerschen Chronik siehe Seite 134 im Text. Das schöne ausführliche Werk ist weder nach Abschnitten noch nach Seiten durchgezählt, so daß nur nach Bänden angemerkt werden kann. Im 3. Abschnitt seines I. Bandes gibt Bühler als Quellen ein ausführliches, 14 Chronikhandschriften und Druckwerke enthaltendes Verzeichnis der auch sonst bekannten Literatur über Hall, daneben aber auch die Archive Hall, Gaildorf und Oberstonthem nennend. Namentlich das Haalamtsarchiv in Hall scheint Bühler ausgiebig und erschöpfend benutzt zu haben durch Wiedergabe von Hunderten von Urkundenabschriften, Zusammenstellungen und einer Unmasse von (fast nie mit der Quelle genannten) Einzelangaben, die zusammen den Inhalt seines großen Werkes ausmachen.

1350 zurückreichen, so erwähnen sie doch schon 1380 in Kolbs Regestensammlung⁷ — was Kolb selbst in seiner Anmerkung zu Widmans Chronik übersehen hat — „ein Haus am Sale am Bürdenmarkt“. Besonders eine Urkunde von 1397, die Bühler im III. Band erwähnt, in der 2 Sieden des Klosters Gnadental „auf dem Bürdinmarkt“ genannt sind, ist bemerkenswert. Diese Pfannen oder Sieden hat das Kloster von seinem Gründer, Konrad von Krauthheim, einem nahen Verwandten der Hohenloher, im Jahre 1254 erhalten wo also nach dem Wortlaut „auf dem Bürdinmarkt“ dieser schon abgegangen sein muß, da man Saalhäuser oder Siedehütten kaum mitten auf einen Platz stellte, auf dem sonst Wochenmarkt = Betrieb stattfindet. Später, z. B. 1450, wo der Spital „1 Sieden uff dem Bürdenmarkt“ hat, und von da ab noch viele hundertmal, wird er immer nur als Orientierung über die Lage der einzelnen Saalhäuser erwähnt.

Ist der Platz nun wirklich ein alter „Reischachbündel“-Markt gewesen, so kann das nur eine Erinnerung an alte Zeiten sein, wo man, ähnlich wie es Plinius und Tacitus um Christi Geburt beschreiben, Reisigbüschel und starke Holzwellen angezündet und mit Sole übergossen hat, um das bekannte Gewöhr zu gewinnen zum Versieden.

Die Herkunft des Namens aber aus dem Althochdeutschen „purdin“ = Bürde (Traglast) läßt noch eine andere Deutungsmöglichkeit offen, nämlich die, daß von hier aus die nach auswärts bis an den Rhein und ins Elsaß (1656 Salzhandel mit Colmar gegen Wein im Ratsprotokoll vom 8. September 1656, im Stadtarchiv) verkauften Salzschilden abgeholt und weggetragen wurden, der Platz also sozusagen den Umschlagsboden zu dem Außenhandel darstellt.

Nach Beschwerden vom Jahre 1629, daß den Siedern ihr Salz früher ausgemessen wurde, als das Los an sie komme, erklärt ein Zeuge, „Daß man Einzelnen Kesslträger und Eseltreiber zuweise, die das Salz bei ihm [zu frühe] holen“. Am 1656 wird verordnet, daß „Alle Karrenleute, Salzführer, Eseltreiber und Trager dem ordentlichen Los nach zugeführt und daselbst ihr Salz fassen sollen“. Diese Einrichtung stellt die älteste Art dar, den Salzhandel zu betreiben, wie man es auch für vorgeschichtliche Salzstätten, wie Hallstatt und Lothringen, längst angenommen hat. Die uralten Salzpfade und Karrenwege beweisen es auch bei uns genugsam. So mündet gerade hier am Burdinmarkt eine „H o h e S u l e n g a s s e“ oder „H o c h g a ß“ ein, aus der Richtung vom Rheintal und Heilbronn—Öhringen (als „Kärcher“ = und „Salzweg“⁸) über die Waldenburger Berge (als „Karlsfurther Ebene“ = Weg, der zu einer Karrenfurt [via carralis] führt?⁸), und dann die Gottwollshäuser Steig hinab über eine Furt beim unteren Eichtor, später durch das Weilertor über die Henfers-

⁷ „Regesten von 507 Urkunden der Reichsstadt Schwäbisch Hall 1339—1550“, Urkunde 137. (Handschriftlich zusammengetragen von Chr. Kolb, Hall 1892; im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, unter F 241.)

⁸ Friedrich Hertlein, „Zur Geschichte der Straßen“ (mit Zeichnung über frühgeschichtliche Wege), S. 177; in W. Mattes, „Öhringer Heimatbuch“, Öhringen 1929, S. 176 f., besonders S. 179 und 183 (wo für „Kärcherweg“ doch die Erklärung als Salzkärcherweg, auf dem die Haller Salzkärcher auf zweiräderigen Pferdefarren das Salz verfrachteten, vorzuziehen ist). Vgl. für „Karlsfurther Ebene“ „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande“, III. Band: „Die merowingische und karolingische Zeit“, S. 65/66, von Professor Dr. Karl Schumacher, Mainz 1925.

brücke, als die schon 1472 genannte Hochgasse auf dem Burdin-Markt und beim Haalquell (die Salzquelle 1411 „Sulfluß“ genannt) endend.

g) **Die Salz-Hofstätten im Haal.** Ebenso in alte Verhältnisse des hällischen Salinewesens führt uns der Begriff der Stadt und Hofstatt, wie er in Hunderten von Urkunden über Kauf und Gült der Sieden fest geprägt ist. Schon äußerlich finden wir den ganzen Salzsiedebezirk, den Haal, in 5 Stätten eingeteilt, nämlich die obere, mittlere, untere, vordere und hintere Stadt, aber nicht der Lage am Kocher entsprechend, sondern einer Welle des Haalbodens folgend, die als Ausläufer der Stadt, als „Edelmansbühl“, in den Haal am Kocherbogen, aber entgegengesetzt dem Flußlauf, hereinzieht. Außerdem aber wird die Lage der 43 Siedehütten, wie sie seit 1306 bestanden, oder der 22 Haalhäuser seit dem großen Brand von 1728, auch nach dem „oberen, mittleren und unteren Türlein“ bestimmt, die, dem Kocherlauf entsprechend, durch die Stadtmauer an den Fluß führten.

Außer der Bezeichnung Haalstatt aber kennt die Siederssprache noch den Begriff der *Statt* oder *Hofstatt*, der besonders in den Urkunden vor 1500 ziemlich scharf getrennt ist von der *Hofraite*, die das Haus der Stadt umgibt, und mit der das Haus („Haus und Hofrait“) verkauft wird. Im Salzbezirk des Haal aber ist die Hofstatt nur der Boden, auf dem das Haalhaus steht und dasselbe auch teilweise umgibt. War das Haalhaus öde geworden, so konnte die Hofstatt auch allein hingeliehen werden: „Item welcher Stätt oder Hofstatt in dem Haal, aber nicht Sulen dazu hatt, der soll schuldig sein dieselben uff begehren nit höher als umb 2 fl. des Jahrs hinzuleihen.“ So mußte auf alle Fälle für sie ein Bodenzins entrichtet werden (1426 gibt Jung Kunzelmann 10 fl. von zweien Hofstätten in dem Haal), dessen Höhe schwankt zwischen 1 bis 5 fl. für die Hofstatt in einem Jahr.

Wenn schon 1344 von „erblicher Überlassung von Hofstätten“ die Rede ist, bald darauf von einzelnen Gassennamen (Lösersgäßle 1352) in den verschiedenen „Stätten“ im Haal, wenn 1306 nach dem Senftenbuch (der wertvollen Hauschronik des Geschlechts der Sulmeister oder Senfften, im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken) der Besitzanteil an der Haalquelle bereits in 111 gleichen Teilen rechtlich genau bestimmt wurde, wobei selbst Klöster aus der Main- und Donaugegend (Oberzell bei Würzburg; Oberelchingen bei Ulm, Kloster Neresheim, Anhausen bei Heidenheim!) mit Sieden bedacht wurden, aber neben den 5 Pfannen, die dem König vorbehalten waren, und neben den Pfannen vieler Adelsgeschlechter und Bürger Halls, dann nimmt es auch nicht wunder, wenn schon 1228 (Württembergisches Urkundenbuch III, S. 219/20) bei der Wiederherstellung des Spitals das Amt des *Sulmeiers* (Burcardus magister salsuginis) errichtet war, das immerhin eine bedeutendere Ausnützung und eine besitzrechtliche Regelung im Haal voraussetzt. Bestätigt wird diese Annahme durch eine Urkunde von 1200 (Württembergisches Urkundenbuch II, S. 336), in der „König Philipp [von Schwaben] das Kloster Adelberg, d. h. dessen Brüder, in Unser Stadt Hall' von aller Schatzung, Beet und Steuer aus ihren Pfannen und Salze befreit“. Auch hier ist bereits die Rede von den „Stätten“, die diese Brüder besitzen, wenn es heißt: „Wan die stätt dieser brüeder sollend ganz frei seyn.“ Hier ist sogar der Begriff der Gesamt-Hofstatt auf die Pfanne oder das Sieden übertragen, wie

später immer in einem Saalhaus mit 3 Pfannen von der „vorderen, mittleren oder hintern Statt im Saalhaus im Saal“ gesprochen wird. 1306 ist Adelberg im Besitz von 4 ganzen Pfannen, die vermutlich auf mehrere Saalhäuser verteilt waren.

Es liegt auf der Hand, auch noch die bisher älteste Urkunde, in der unser Hall erwähnt wird, die von 1037, zu untersuchen, ob nicht bei der besonders reichen Begabung des neugegründeten Stifts Söhringen (Württembergisches Urkundenbuch I, S. 263) mit Gütern bis Hall (die beiden Brezingen!) irgend= ein Recht an die Salzquelle dem Klosterstift übertragen wird. Wenn der neu= ernannte Vogt des Stifts, Graf Burkhard von Kumburg, die „halbe villa Hall mit allem seinen Zubehör“ (dimidiam villam halle cum omnibus appenditiis suis) erhält, wobei man wohl an bestimmte Salzrechte, die an Hausgüter gebunden waren, denken muß, so ist es fast unglaublich, wenn Söhringen in bezug auf solche Rechte leer ausgehen sollte. Nun ist es aber auffällig, daß in den etwa 20 Orten, die in der Urkunde genannt werden, immer von den „H u b e n“, die gestiftet werden, die Rede ist, bei Niedern= und Obern=Hall dagegen neben einer Hube nur von areis (in halle inferiori I hoba et due areae, in superiori autem V areae), was stets mit H o s s t ä t t e n übersetzt worden ist. Wenn auch area im allgemeinen die Hofstätte des Wohnhauses ist, und in der Formelsprache des mittelalterlichen Urkundenwesens unter die appenditia gehört, wie der Eingang der Urkunde von 1037 für Ohrenburg, Pfahlbach, Eichach und Ernsbach selbst zeigt (wobei auch hier an die Salzquelle beim Heiligenhaus bei der Mündung der Sall in nächster Nähe der 4 Orte gedacht werden könnte), so lehren doch verschiedene Stellen aus lateinischen Klassikern und nachklassischen Schriftstellern,⁹ daß „areae salinarum“ für Salzstätten ein fester Begriff war, daß wir also hier in der Urkunde von 1037 mit größter Wahrscheinlichkeit die ä l t e s t e u r k u n d l i c h e B e s t ä t i g u n g haben für die Nennung unseres hällischen Salzbetriebs und die Übertragung von Salzrechten aus der Saline Hall an fremde Körperschaften. Es ist verständlich, daß bei einem Namen wie Hall, der selbst Salz bedeutet, die Beifügung „salinarum“ durchaus entbehrt werden konnte, ja daß area = Hofstatt, zum mindesten für unser Schwäbisch Hall, zum Gemeingut der Sieder= sprache geworden ist.

Wenn wir später von den Haller Sieden für Söhringen nichts mehr erwähnt finden, so wäre es möglich, daß sich das Stift später mit seinen Niedernhaller Pfannen begnügte, der Haller Siedensbesitz aber durch Hohenlohe an das ihm eng verwandte Krautheim kam, das um 1250 Kloster Gnadental in nächster Nähe Halls gründete und ihm „omnem nostrum proventum Saline in Hallis superiori“, d. h. „unseren ganzen Ertrag in der Saline Obernhall“ ver=

⁹ Thesaurus linguae latinae. B. G. Teubner, Leipzig 1900—1906. Band II, Spalte 498, Zeile 72 ff.: a) Vittr. 8, 3, 10: „a solis et aeris calore cogitur congelari, ut etiam in areis salinarum videtur“. b) Colum. 2, 2, 16: „in maritimis areis salinarum“.

Du Cange, „Glossarium mediae et infimae latinitatis“, 2. Auflage, I. Band 1883, S. 375 f.: a) „Areae Salinarum et Piscationum“ in „Vita S. Landberti Episcopi Lugdun“, nach 3. Testamentum Widradi Abbat. b) Charta Abbatis Constantini ao. 970 ex Tabulario S. Maxentii: „Cessimus quinquaginta Areae s (hier wohl nicht Salz-Hofstätten, sondern vielleicht 50 einzelne Pfannenplätze gemeint!) in pago Aunisio in salina de Baden“ und noch weitere Stellen.

machte. Noch 1430 und öfter werden 5 Sieden für Kloster Gnadental genannt, das samt seinen Salzrechten nach der Reformation an Hohenlohe kam, das erst 1784 seine letzten 3 Sieden an Hall verkaufte.

Wenn so die urkundlichen Quellen bis nahe zurück an das Jahr 1000 für unsere Salzquelle einen gewerblichen Betrieb erkennen lassen, der schon Salz nach auswärts abgab, und damit eine größere Siedlung voraussetzt, so geben auch noch Namen im ältesten Stadtkern Hinweise auf frühmittelalterliche Salzgewinnung.

a) **Salzmarkt und Salzhaus.** Die Erhebung zur Stadt um das Jahr 1150 setzt auch für Schwäbisch Hall einen Wochenmarkt voraus, der hier an einer Salzstätte nur ein Salzmarkt gewesen sein kann. Am gleichen Platz der vorgeschichtlichen Salzgewinnung, da wo Fleischhaus und Brothaus schon in den ersten Urkunden nach dem Stadtbrand von 1376 als Mittelpunkt des Stadtkerns und als Vereinigung der von den 4 Toren hereinführenden Straßen erscheinen, liegt auch das Salzhaus, aus dessen 43 Salzläden schon 1417 in den Steuerregistern Einnahmen an Salzzins für die Stadt sich ergeben, und das erst ab 1489, zusammen mit dem Fleischhaus und dem Brothaus, das Rathaus ergibt. Aus 2 Urkunden, von 1385 und 1403, konnte nun auch erstmals das urkundliche Vorkommen und die Lage eines Salzmarktes nachgewiesen werden, der um das Salzhaus in der Richtung gegen die Haalquelle und die „alten Fleischbänke“ lag. So fließt hier ältester Salzmarkt, Salzquelle und Kelten siedlung auf engstem Raum zusammen. (Vgl. wieder Lageplan, Abb. 3, in E. Kost, „Die Kelten siedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall“.)

b) **Schulpen- oder Kerfengasse.** Die schon früher genannten Hoffschülpen geben auch einer der ältesten Gassen den Namen Schulpengasse, auf der wohl die Schulpen, die in feste Form gebrachten Salzscheiben, zum Salzmarkt getragen wurden. Daß diese Salzsteine als „Hoffschülpen“ schon seit 1368 in vielen Siedensurkunden als Abgabe an den Rat der Stadt erscheinen, ist wohl eine Erinnerung an eine Königssteuer, die dem „Hofe“ als Salzzins verabsolgt werden mußte. Auffallend ist der der gleichen Gasse anhaftende Namen Kerfengasse oder „in den Kerfen“. Es ist bodenkundlich nicht denkbar, daß hier ein von der Höhe kommender Seitenbach eine Kerfe oder Rinne in den Boden gegraben hätte. Vor der Einmündung in den Fluß in der Ebene trägt ein Gewässer nicht ab, sondern schüttet auf! So muß der Name anders erklärt werden: In einem geringeren Stadtviertel hinter dem Spital wird die Metzgersgasse 1451 „zu den Körben“ genannt, das sich wohl auf das geringe und dürftige Aussehen alter Handwerkshäuschen bezieht, wie noch 1615 in dem Honhardt Saal- und Lagerbuch „ein Haus, Scheuren und Korbhäuslein, darein man Frucht schüttet“, verkauft wird. So könnte auch die Kerfengasse von dem flechtwerkartigen Aussehen der Außenwände, deren Lehmverputz wohl oft gelöst war, seinen Namen erhalten haben. Auffallend ist die Erwähnung eines Wortes kerpig (= ich salze, bestreue) bei den Albanern,¹⁰ das vielleicht, wenn es überhaupt alt ist, über Hallstatt und seine Salzarbeiter zu uns gekommen sein könnte.¹¹ (Anmerkung nächste Seite.)

¹⁰ Victor Sehn, „Das Salz, eine kulturhistorische Studie“. S. 26. Neuausgabe von R. Jagow, Inselbücherei Nr. 286, Leipzig.

c) **Salzgöhlen.** Es ist verständlich, daß bei dem mühsamen, mit Not und Sorge vielfach verbundenen Siedegeschäft, das zudem auch häufig durch Wetter- schäden beeinträchtigt war, auch **Uberglaube und Schicksalsfurcht** vielfach das Denken des Sieders beherrschte. Bühler erwähnt im IV. Bande seiner Chronik das Herstellen von „Göhlen“ aus reinem Salz von etwa 30 cm Größe, in Form eines abgestumpften Kegels. „Die Sieder stellten ein solches Göhlen vor das Fenster oder auf eine Konsole oder ein eisernes Gestell zum Zeichen, daß hier ein Sieder wohne, der Salz verkaufe. Solche Göhlen suchten sie während dem Gesiede in größerer Zahl heimlich zu fertigen und unter der Hand zu verkaufen, um damit die Entrichtung der Staatsabgaben zu umgehen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde dieser Brauch unerträglich, weshalb sich der Magistrat veranlaßt sah, ein strenges Dekret zu erlassen.“ Es läßt sich wohl schwer nachweisen, wie weit dieser Brauch zurückreicht, und ob die Deutung Bühlers die richtige ist. Die Verwendung des Salzes zu Tier- bildern und allerlei Geräten geheimnisvoller Art bei manchen Naturvölkern ist zu bekannt, als daß man nicht auch hier an Reste alten Abwehrraubers aus heidnischer Zeit denken könnte. (Vgl. auch den Namen „Geisterhalles“ am Bürdenmarkt und die bekannten Sagen über den „Haalgeist“!).

Aus der Auffindung urkundlicher Belege, die fast 200 Jahre weiter zurückreichen, als wir sie bisher für die älteste schriftliche Erwähnung des hällischen Siedewesens gekannt haben, und der neuen Kenntnis der Lage des ältesten Salzmarktes als der Urzelle der späteren Stadtsiedlung, unmittelbar über und neben dem vorgeschichtlichen Salzbetriebe, können wir wohl Zusammenhänge beider Zeitabschnitte vermuten, aber Gewißheit darüber ergeben sie nicht. Doch ist die umständliche, zeitraubende und weiten Raum beanspruchende mittelalterliche Salzgewinnung mit ihren Trögen, Kästen, Bütten, Rinnen, Brenn- und Dörröfen, Gewöhrtstätten, Siedeöfen und Geschirrplätzen vielleicht doch ein Hinweis darauf, daß auch nach der bis jetzt aufgedeckten keltischen Salzgewinnungsstätte, die ja nach Dr. Kofsts eingehender Beweisführung in diesem Jahrbuch ums Jahr 100 n. Ztr. ihr Ende gefunden hat, doch noch **Arbeitsstätten** bestanden haben, an denen unter Umständen noch lange Zeit keltische Facharbeiter als Fronknechte der Germanen nach ihren althergebrachten Gewohnheiten und Gebräuchen gesotten haben, während die germanische Herrschaft an anderer Siedlungsstelle in Hall selbst oder im Talraum Gelbingen—Steinbach geseßen sein könnte. Dann hätten vielleicht erst die Kämpfe zwischen Alamannen und Burgunden ums Jahr 360 dem Salzbetrieb im großen ein Ende bereitet, wenn nicht eine allmähliche rassistische Verschmelzung der keltischen und germanischen Volksteile durch den gewaltsamen Einbruch der Franken ums Jahr 500 erst jäh unterbrochen und aufgehoben wurde. Aber undenkbar ist, wo beide Zeiträume durch die Forschung von oben und unten her viel näher zusammengedrückt sind, ein beschränktes und nur örtlichen Bedürfnissen der näheren Umgebung dienendes Weiterbestehen der hällischen Salzgewinnung nicht.

¹¹ In einem Kaufbrief über eine Lehens-Mühle vom 19. März 1698 (Lehensherr ist Consulent Schragmüller in Schwäb. Hall) wird ausbedungen, daß „dem alten Verkäufer Burdhardt der Beyßig im Körble uff 2 Jahr vergebens und umbsonst gelassen werde“. (Hauskaufprotokoll Bd. 15, S. 22b bis 23, im Stadtarchiv Schwäb. Hall.)

Aus der germanisch-spätromischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend

Von P. Goessler

Das Altertum hat uns eine für die Geschichte der Alamannen des 4. Jahrhunderts wichtige Quelle hinterlassen. Es ist das Geschichtswerk des im griechischen Osten geborenen, aber frühe in das römische Heer eingetretenen und lateinisch schreibenden Ammianus Marcellinus, von dem zum Glück die die eigene Zeit, nämlich die Jahre 353 bis 378 schildernden Bücher erhalten sind.¹ Einen Teil der erzählten Ereignisse hatte er als Offizier (in der Stellung des Adjutanten eines hohen Reiteroffiziers) direkt miterlebt, insbesondere die ersten Taten des im Jahr 355 von seinem Vetter, dem Kaiser Constantius II., zum Caesar (d. h. designierter Nachfolger) ernannten Julianus, der als Statthalter von Gallien die Hauptaufgabe der Auseinandersetzung mit den gegen und über den Rhein drängenden Alamannen bekam, wovon nicht wenige römische Münzverstedfunde zeugen. Das gibt natürlich den Erzählungen Ammians einen besonderen Wert und läßt ohne weiteres annehmen, daß er auch da, wo er militärische Ereignisse schildert, die er nicht selbst miterlebt hat, gute Quellen, wie Generalstabsberichte, benützt hat. Diese Feststellung ist wichtig für die Zusammenhänge, in denen der Historiker zu dem von uns behandelten Thema steht. Ich meine die von ihm XVIII 2, 15, an einer in der deutschen Geschichtsforschung geradezu berühmt gewordenen Stelle seines Geschichtswerkes, mitgeteilten Namen der Gegend, bis zu der der Caesar Julianus im Jahre 359 bei seinem 3. Alamannen-Feldzug rechts vom Rhein vorgebrungen ist und die zugleich die Grenze der Römer und Burgunder gewesen ist. Gleich zwei Namen teilt er mit: Capellatii und Palas. Da für die Deutung dieses vielumstrittenen Satzes so gut wie sicher angenommen werden darf, daß es sich bei diesem äußersten Vordringen der Römer — nach dem Vorbild von Alexanders des Großen indischem Feldzug im Jahre 325 v. Chr. wurden auch in der römischen Kaiserzeit gerne Altäre an solchen Endpunkten errichtet, wozu jedoch unsere einheimischen Arae Flaviae in Rottweil vom Jahre 74 n. Chr. nicht gehören dürften — um die Gegend im Gebiet und Umkreis des römischen Grenzwalls bei Öhringen handelt, so ist eine Behandlung der von den Humanisten aufgegriffenen und dann immer wieder, später auch im Zusammenhang mit der Limes-Forschung viel behandelten Frage der sprachlichen Deutung und dann auch der Lokalisierung von Palas und Capellatii in diesem Jahrbuch angebracht. Zwei Gründe rechtfertigen diese, obwohl leider eine Lösung vorläufig nicht möglich scheint. Einmal liegt aus neuester Zeit dank der überaus eingehenden Darstellung Eduard Nordens in den ersten zwei Abschnitten seines 1934 erschienenen Buches „Alt-Germanien“ und den dazu zahlreich erfolgten kritischen Äußerungen eine jedenfalls nach der sprachlichen Seite geradezu erschöpfende Erörterung der

¹ Siehe neuestens Th. Steche, Ammianus Marcellinus, Germanenerbe 1939, 168 ff.

Frage vor. Sie hat jedoch die seitherigen Differenzen der Ansichten über die Etymologie und völkische Zuweisung der beiden Namen noch erweitert, indes in der Frage der örtlichen Ansetzung zwar nicht über die Einzelheiten, aber über die zu erschließende Gegend im allgemeinen Übereinstimmung herrscht. Sodann aber gibt eine ausführliche Behandlung der Frage mit allen heutigen Mitteln der dabei beteiligten Wissenschaften, der Archäologie, Geschichte und Philologie Gelegenheit, in ein besonders bewegtes Geschehnis unserer alamannischen Frühgeschichte, das sich auf dem Boden unserer süddeutschen Heimat in einigermaßen erkennbaren Einzelheiten abgepielt hat, hineinzuleuchten und so den Zielen unserer Geschichtswissenschaft im weitesten Sinn als einer wahrhaft nationalen und dem Volksganzen zugute kommenden Wissenschaft unmittelbar zu dienen.

Die Stelle bei Ammian ist die einzige Nennung dieser genauen Ortsbestimmung. Sie lautet: „cum ventum fuisset ad regionem, cui Capellatii vel Palas nomen est, ubi terminales lapides Romanorum — nicht „Alamannorum“ — et Burgundiorum confinia distinguebant, castra sunt posita“, zu deutsch: als man zu der Gegend gekommen war, die den Namen „Capellatii“ oder „Palas“ hat, da wo Grenzsteine der Römer und Burgunder die Grenze bezeichneten, wurde ein Lager geschlagen. Die Stelle findet sich nahe dem Schluß des Berichts über den 3. Feldzug des Julianus gegen die Alamannen, der in die 2. Hälfte des Jahres 359 fällt, was daraus hervorgeht, daß der Caesar von ihm aus in die Winterquartiere nach Paris gegangen ist. Aber Ammian redet hier nicht als Augenzeuge, wie Schumacher (Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III, 11) meint; denn er war damals, vermutlich schon seit längerer Zeit, im Auftrag des Kaisers Constantinus II. im Orient im Gefolge seines Herrn Ursicinus. Aber es wird mit Recht vermutet, so z. B. von Norden a. a. O. 187, daß er für diese Erzählung vom äußersten Punkt, den die Römer im Germanengebiet östlich vom Rhein damals erreicht haben und der wohl deshalb so genau geschildert wird, einen militärischen Urbericht eines Offiziers oder gar des Caesars selber benützt hat, der sich ja mit einigem Stolz Alamannicus nannte, wie eine Inschrift aus Sofia beweist. Gerade die Wahrscheinlichkeit dieser ausgezeichneten Quellenbenützung ist entscheidend für die Zuverlässigkeit der von ihm überlieferten singulären geographischen Namen. In der anderen antiken Quelle für den Feldzug, in der Leichenrede des syrischen Redners Libanios auf den Kaiser vom Jahre 365 (Ausgabe Förster II 273 f.), die kürzer über ihn berichtet, werden die Namen nicht genannt.

Julianus hat bei Beginn dieses 3. Feldzuges, der ihm den größten Erfolg gebracht hat (L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme II, 277 f.),² den Rhein auf einer Schiffbrücke oberhalb von Mainz überschritten, genauer südlich der Neckarmündung im Gebiet des im Klientelverhältnis stehenden „rex“ Hortarius (Ammianus XVIII 2, 13 f.), dessen Gau er im Jahr vorher tributpflichtig gemacht hatte. Das muß eher als in der Gegend von Speyer, wie Schmidt annehmen möchte, bei Altrip geschehen sein, wo ehemals die zwei Hochufer des Rheins — von ihnen, in römischer Zeit *alta ripa* genannt, hat der Ort bis heute den Namen — so enge zusammenstießen, daß hier die beste Übergangsmöglichkeit war. Der Neckar mündete damals wenig nördlich davon.

² Korrekturzusatz (Oktober 1940): Soeben erscheint — längst erwartet — die 2. Auflage von L. Schmidt, „Die Westgermanen“, II. Teil 1. Lieferung, 1940, die die Alamannen behandelt.

Daher hat im Jahre 368 Kaiser Valentinianus I. hier — unter dem heutigen Dorf Altrip — ein sehr starkes Kastell und gleichzeitig zur Deckung des Rheinhafens und als Brückenköpfe rechts des Stroms Festungswerke bauen lassen (Berju, Neue deutsche Ausgrabungen 1930, 170 ff.). Julianus hat die „regna“ des Hortarius geschont, dagegen ostwärts in den „terrae infestorum etiam tum regum“, d. h. in den Gebieten der immer noch feindlichen Gaufürsten, die sich vermutlich mit ehemaligen römischen Gaugemeinden einigermaßen deckten — so hier besonders mit der nach dem Elsenzflüßchen genannten civitas Alisinensis (Vorort Wimpfen) und weiter südlich mit der nach Sumelocenna (Rottenburg) genannten civitas Sumelocennensis —, wurde alles niederbrannt, insbesondere die „saepimenta fragilium penatium“, d. h. die leicht gebauten Flecht- und Fachwerkhütten, in denen die Alamannen wohnten (Ammianus XVIII 2, 15). So kam er schließlich in die regio, d. h. Gegend oder Distrikt, der „Capellatii“ oder „Palas“ heißt, da wo Grenzsteine das Gebiet der Römer und der Burgunder von einander schieden. Hier wurde ein Lager geschlagen als Zeichen, daß man dies als Endpunkt betrachtete, wo man mindestens länger zu verweilen gedachte, um mit den befreundeten Gauführern zusammenzukommen und die Unterwerfung der noch feindlichen entgegenzunehmen. Selbstverständlich müssen die Rücklinien und die Verpflegungsverhältnisse an diesem Punkte gut gesichert gewesen sein. Nun kann die Vormarschstraße der Römer dank den Ergebnissen unserer Römerstraßenforschung mit Sicherheit angegeben werden. Daher kann auch der Endpunkt im großen ganzen bestimmt werden. Jedenfalls handelt es sich um die westöstliche Querverbindung südlich des Odenwaldes bzw. des Neckars. Jedoch erscheint mir wahrscheinlicher als die mehr nördlich von Heidelberg über Neckargemünd und Mosbach an den Limes bei Osterburken führende, die südliche Straße zu sein (so auch Schumacher a. a. O. III, 11), die von Altrip, der Übergangsstelle über den Rhein, zwar auch nach Heidelberg, aber dann direkt südlich nach Wiesloch und dann vom Westrand der Rheinebene durch den Kraichgau zum mittleren Neckar über Sinsheim (römisch vicus Saliopensium; siehe Goeßler, Saalburg-Jahrbuch IX, 1939, 28) und Wimpfen, den civitas-Vorort, immer durch offenes fruchtbares Land läuft. Ihr Ziel ist das Limesgebiet zwischen den Kastellen Osterburken—Jagsthausen und vor allem Öhringen, wobei für die Verbindung Wimpfen—Öhringen die uralte Hochstraße zwischen Kocher und Brettach über Neuenstadt, die in unserem Werk „Römer in Württemberg“, II. Teil „Römerstraßen“, leider unberücksichtigt geblieben ist (vgl. jedoch a. a. O. I, 120), gewiß von den Römern benützt worden ist. (Siehe die Karte in „Römer in Württemberg“, Nordhälfte, als Beilage des Teils II.)

Hier also müssen Palas und Capellatii angesetzt werden und zugleich die damalige — oder aber ehemalige — Westgrenze der Burgunder gegen die Römer, aber in der Nähe auch gegen die Alamannen. An dieser allgemeinen Lokalisierung in der Gegend des mittleren Kochers zweifelt niemand, der die Möglichkeit der Ansetzung überhaupt bejaht, seit im 18. Jahrhundert der Öhringer Lokalforscher, zugleich der erste wirkliche Geländearchäologe, der Fürstlich Hohenlohesche Hof- und Regierungsrat Christian Ernst S a n h e l m a n n, zugleich mit dem Hinweis auf die Salinen am Kocher (Niedernhall oder Schwäbisch Hall) als das bei Ammianus XXVIII 5, 11 — „dein quod salinarum finiumque causa (Burgundii) Alamannis saepe iurgiabant“, d. h. sodann

weil um Salinen und Grenzen die Burgunder oft mit den Alamannen stritten — zum Jahre 369 genannte Streitobjekt, die von ihm erforschte Umgegend von Shringen für die regio Palas in Anspruch genommen hat. Hanzelmann hat sich dafür vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, auf die Namensähnlichkeit von Palas mit dem gerade in seiner Gegend „Pfahl“ genannten römischen Lime berufen. Die Möglichkeit, den Ortsnamen Cappel mit capellatii zu verbinden hat er kaum berührt; davon nachher. Er wies noch darauf hin, daß der Punkt in der Mitte liege zwischen der Heimat der zwei nordmainischen Gaufürsten der Brüder Macrianus und Hariobaudus, und des am Oberrhein im Rauracergebiet ansässigen Vadomarius,³ der mit einem Empfehlungsbrief des Kaisers gekommen war. Jenen wurde Friede bewilligt, dieser aber persönlich zwar freundlich empfangen, jedoch sein Bittgesuch für drei andere Fürsten, offenbar diejenigen, deren Gebiet man verwüstet hatte, abgelehnt unter Verweis auf eigens anzubringende Friedensbitten.

Shringen hat in der Tat eine ausgezeichnete Verkehrslage. Dies hat Keller auf Grund genauer Ortskenntnis längst für die vorgeschichtliche Zeit nachgewiesen in seinem Aufsatz „Vorrömische Straßen um Shringen“ (Fundberichte aus Schwaben XII, 1904, 15 ff., mit Karte S. 17) und zugleich die allerdings von Hertlein („Römer in Württemberg“ I, 109) und Paret („Germania“ 1933, 263 ff.) bestrittene Ansicht aufgestellt, daß die Römer bei der Verschiebung des obergermanischen Limes vom Neckar auf die bekannte schnurgerade Linie, in deren Mitte gerade Shringen mit zwei Kastellen liege, die Gegend von Shringen als bedeutendsten Knotenpunkt der von ihnen angelegten Straßen östlich vom Rhein ins Reich haben einbeziehen wollen. In der neuesten und endgültigen Veröffentlichung des Limes=Werks weist Ern Fabricius Shringen und der Höhe südlich davon eine besondere Rolle geradezu als dem Ausgangspunkt der ganzen Vermessung dieses Teiles des Limes zu (Obergermanischer Rät, Limes Abt. A, Strecke 7—9, S. 40 f.).

Für die Nach=Limeszeit Shringens ist wichtig, daß dort auffallend viel römische Münzen aus der Zeit nach dem Ende des Limes unter Gallienus (260 n. Chr.), darunter 13 aus der constantinischen Zeit und noch solche aus der Zeit des Julianus gefunden worden sind, wie schon Hanzelmann (Fortsetzung S. 211 ff.) festgestellt hat. Siehe Nestle, Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg, 78 ff.; Fabricius, Limes a. a. O., 146 f.; Norden, 59 ff. Bereits der ehemalige Lyzealrektor in Shringen und spätere Prager Universitätsprofessor D. Keller hat in seiner ausgezeichneten Schrift „Vicus Aurelius“ (1871), die auch das Vorgeschichtliche eingehend berührt (S. 5, Anmerkung 1) über die Shringer Rötermünzen gesprochen und daraus geschichtliche Schlüsse zu ziehen versucht. Man sollte allen Shringer Münzen der Römerzeit sorgfältig nachgehen, da über die Gründe des Vorkommens von Münzen des 4. Jahrhunderts immer noch keine Klarheit herrscht, wie weit daraus bloß auf zurückgebliebenen Reste von Römern bzw. Verluste von durchziehenden römischen Soldaten oder aber auf noch oder wieder bestehenden Einfluß der Römer in wirtschaftlicher oder gar politischer Hinsicht auf das ehemalige Defumatland, in dem jetzt Alamannen saßen, geschlossen werden darf. Hat doch sogar einer der erfahrensten und vor

³ Korrekturzusatz: Über Vadomarius und seine Bedeutung für die germanische Sache siehe jetzt meinen Aufsatz „Vadomarius, ein alamannischer Gaufürst des Breisgaus“ in Zeitschrift „Volk und Vorzeit“, 1940.

sichtigsten Forscher, E. Ritterling, den Schluß gezogen, daß es scheine, als ob dieses ganze Gebiet, das die Verbindung Galliens mit den Donauprovinzen darstellte, bis zur 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts nie ganz von den Römern aufgegeben worden sei (Germania 1921, 119); vgl. auch Hertlein a. a. D. I, 179, Anmerkung 1; Paret in den Beiträgen zur süddeutschen Münzgeschichte 1927, 45 ff.; dazu Hertlein, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1928, 320 f. Sehen wir doch auch in den Zügen des Julianus und Valentinianus im 4. Jahrhundert die Versuche, gelegentlich auch militärisch wieder Fuß zu fassen (siehe auch Nesselhauf, Die spätrömische Verwaltung der gallisch-germanischen Länder 1938, 49 f. mit Anmerkung 3). Gerade die von Ammian erzählten Ereignisse vom Jahre 359 zeigen deutlich allerlei Arten, in denen römisches Geld — auch ohne Vorhandensein einer dauernden Miliz — in das Gebiet hereinkam, aber auch, daß die Landnahme der Alamannen mit dem Ergebnis der völligen Ausschaltung der Römer nicht schon mit dem Fall des Limes erfolgt ist. Nur so erklären sich die nachher zu besprechenden Grenzen der Römer und Burgunder, wobei das römische Gebiet ein seit 260 zugleich von den Alamannen beanspruchtes und auch besetztes gewesen ist.

Am Platze von Söhringen sind bis jetzt keine alamannischen Funde gemacht; sie würden auch erst der Zeit nach 400 angehören. Der Ort muß aber schon als Sitz einer römischen civitas (Goeßler, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1932, 1 ff.) auch in nachrömischer Zeit politisch wichtig gewesen sein, wenn auch in römischer Zeit ein geschlossener nationaler Verband als Gewähr für das Gedeihen des Vororts des Selbstverwaltungskörpers gefehlt hat. Dazu kommt aber vor allem, daß nach Feststellungen Wellers (Württembergische Vergangenheit 1932, 89 ff.; vgl. Norden Abb. S. 53) in dem von uns für das Vorrücken Julians angenommenen Weg und seiner Fortsetzung nach Osten ins translimitane Land in zwei etwa 12 km östlich von Söhringen sich spaltenden Strängen, die sich nordöstlich Ingolstadt wieder vereinigen — genauer beim Kastell Kösching (= Germanicum) —, ein Teil eines Wegs von Nordfrankreich ins ungarische Tiefland erkannt werden darf, der, auf meist prähistorischen Spuren sich hinziehend, vor allem im älteren Mittelalter Hauptverkehrsstraße gewesen sein muß. Endlich aber erkennen wir immer deutlicher, daß die Gegend von Söhringen geradezu das Einfallstor der Alamannen, ja sogar vielleicht eine Art Aufmarschgebiet des für das Schicksal des Limes entscheidenden Alamannenvorstoßes um 260 gewesen ist (Goeßler, Germania 1931, 11 und a. a. D. 8).⁴ Bereits Hanzelmann hatte versucht, die Germanenkämpfe des Kaisers Maximinus vom Jahre 236 auf Grund einer mißverstandenen Inschrift dort anzusetzen (Beweis 1768, S. 3 ff., mit Tafel II). — Dies ist der Tatbestand über den Alamannenzug des Julianus im Jahre 359. Wir gehen nun zur Palas-Frage über. Ihre Lösung ist dadurch besonders erschwert, daß der nach Selbstschau aussehende Nebensatz „ubi . . . distinguebant“, der also in der regio Palas vel Capellatii die Grenzen zweier Völker ansetzt, doppelt umstritten ist: 1. Welche Völker sind gemeint, bzw. welche Lesart ist die richtige? 2. Was ist unter terminales lapides zu verstehen, bzw. wie verhält sich diese Angabe zur Limes-Grenze durch Wall und Graben oder die diesen vorausgehende Palisade? Dazu kommt eine dritte Frage: Hängt das Wort „Palas“

⁴ Korrekturzusatz: Mißverstanden in dem eben erschienenen wertvollen Buche von G. J. W a i s, Die A l a m a n n e n, 1940, Seite 30.

wirklich mit Pfa(h)l, wie der Limes seit dem 8./9. Jahrhundert hieß (Fabricius Der Name Pfahl, Römisch-Germanisches Korrespondenzblatt 1914, 1 ff.; dazu Henning, ebendasselbst 28), und hängt vielleicht sogar auch capellatii mit Grenzpfähle zusammen, wie verhalten sich dann Pfahl = Limes und Grenzsteine zu einander? Handelt es sich nicht um zwei ganz verschiedene Dinge und schließlich nicht vielmehr die Erwähnung der Grenzsteine, die doch nicht das gleiche bedeuten können wie der Limes,⁵ die Verbindung Palas—Pfahl geradezu aus-

Welche Lesart bei Ammian a. a. O. ist richtig? „Alamannorum et Burgundiorum“ oder „Romanorum et Burgundiorum“? „Romanorum“ ist bezeugt durch den Hauptkodex, der im 10. Jahrhundert in Fulda geschrieben ist (jetzt im Vatikan), und so schreiben alle Ausgaben der italienischen Humanisten von der Erstedition des Jahres 1474 an, bis alsdann 1533 in der Basler Ausgabe der lateinischen Historiker durch Gelenius dafür „Alamannorum“ erscheint. Wie zuerst Nissen 1887 (Westdeutsche Zeitschrift VI, 331 f.) gesehen und dann Zangemeister (Neue Heidelberger Jahrbücher V 1895, 91, und Corp. inscr. lat. XIII 2 S. 225, 4 und 269, 1) und neuerdings besonders ausführlich Norden S. 13 ff. (siehe auch derselbe in „Forschungen und Fortschritte“ 1929, 135) begründet haben, nahm Gelenius diese Änderung vor lediglich auf Grund einer Vermutung seines Freundes *Beatus Rhenuus* aus Schlettstadt (1485—1547), jenes Vaters der deutschen Geschichtsschreibung, der durch seine Ausgabe von Tacitus' Germania 1519 und sein Interesse an Caesar, Velleius, Plinius, Tacitus und besonders Ammianus sich das größte Verdienst um die Historie der deutschen Vorzeit erworben hat. Er hat diese Forschungen niedergelegt in seinem 1531 erschienenen berühmten Werke „Rerum Germanicarum libri tres“, heute leider wenig mehr gelesen und freilich auch gefüllt mit Phantasien. (Siehe Horawitz, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse 1872, 325 ff.; Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung. 30 f.; Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland 1938, 6.) In diesem Werke hatte er Seite 52 in Anlehnung an die oben erwähnte andere Ammianus-Stelle vom Grenzstreit der Alamannen und Burgunder um die Salzquellen die Änderung vorgeschlagen, weil doch Alamannien nie eine Provinz der Römer gewesen sei, außer kurze Zeit nach dem Siege des Probus, der die Alamannen über Nekar und Alb zurückwarf (um 276—278); es sei wahrscheinlich, daß die Alamannen, die die andrängenden Burgunder mit Gewalt nicht zurücktreiben konnten, sich mit ihnen, denen sie Sitze in ihrem Gebiet anweisen mußten, über eine Grenze verständigt hätten. Siehe auch Panegyrici lat. ed. Baehrens, Seite 288.

Diese willkürliche Änderung verwischt, wie schon Nissen sagt, den feinen Sinn der Quelle. Freilich macht die Lesung „Romanorum“ nicht geringe historische Schwierigkeiten, was Rhenuus eben zur Änderung veranlaßt hat. Trotzdem ist sie vorzuziehen, ohne daß aber damit die These „Palas—Pfahl“ erledigt wäre, wie gezeigt werden wird. Mit Recht haben denn auch die meisten seither die Lesart „Romanorum et Burgundiorum“ angenommen, so Weller (1898 in seinem grundlegenden Alamannen-Aufsatz in Württ. Vierteljahrshefte N. F. VII, 304, 4 und ebendasselbst 1934, 292), Schumacher (a. a. O. 11), Hertlein (a. a. O. I 173, 179) und L. Schmidt (Ostgermanen 2. Aufl., 132) und

⁵ Korrekturzusatz: L. Schmidt, a. a. O. 42, geht über die Schwierigkeit weg, indem er beide identifiziert.

sich zum Teil darauf berufen, daß die Römer eben das ehemalige Limesgebiet kraft alten Rechts für sich beansprucht hätten. Damit ist freilich das Auffallende der Grenzsteine nicht erklärt, das noch schwieriger wird, wenn der Limes diese Grenze gewesen ist. Andere haben diese Lesart nicht übernommen, so Riese (Das rheinische Germanien in der antiken Literatur 1892, 292) und die neueste Ammian-Ausgabe von C. U. Clark, Band I, 1910, 139, dann Miedel in einem Aufsatz, in dem er den Pfahl als ältesten deutschen Namen des Limes zu erweisen sucht (Bayerische Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 1922, 190, 1), und vor allem nicht der Germanist Rudolf Much, der sich zu Nordens Buch geäußert hat (Deutsche Literatur-Zeitung 1935, 896 ff.; siehe auch seinen Tacitus' Germania-Kommentar, S. 283). Much tritt, wie wir nachher genauer sehen werden, für die genannte These Palas-Pfahl gegen Norden ein, läßt aber Nordens Beobachtungen über germanische marka und römische termini, über solum Romanum und solum barbaricum und über die Auffassung der römisch-burgundischen Grenze als Territorial-, nicht als Reichsgrenze, so gut wie unberücksichtigt. Er bestreitet den Nachweis Nordens, daß Absteinung, wie überhaupt künstliche Grenzmarkierung, nicht germanisch gewesen ist. Norden hat jedoch recht; denn auch der immer wieder herangezogene Wall der Angrivarier gegen die Cherusker, den Schuchhardt bei Leese an der Weser wiedergefunden haben will (Prähistorische Zeitschrift 1926, 100 ff.), kann nicht als vollgültiger Beweis dafür gelten, da er eine Anlage zu bestimmten kriegerischen Zwecken gewesen ist. Vor allem aber sind die von Much genannten Landwehren etwas ganz anderes als terminales lapides. Daraus folgt, daß, wenn diese wörtlich zu nehmen sind und nicht allgemein im Sinn von Grenze, die Lesart „Alamannorum“ ausgeschlossen ist und es sich nur um eine territoriale Vereinbarung zwischen Römern und einem freien germanischen Volksstamm handeln kann. Das beweist zugleich mindestens das Ansehen und die hohe Wertung der Germanen durch die Römer, zugleich aber auch, daß die Erfolge des Julianus gegen die alamannischen Germanen keine dauernden Verhältnisse mehr für die Römer rechtsrheinisch zu schaffen vermocht haben. Von einer festen Grenze zwischen Alamannen und Burgundern kann außerdem schon wegen der fortwährenden Fehden zwischen den zwei vom Ende des 3. Jahrhunderts an bis 406 einander benachbarten germanischen Stämme keine Rede sein. Eine Grenze hat, wenn auch wechselnd, zwischen ihnen allerdings bestanden. Sie war aber natürlich, und zwar zunächst der dem Limes in der Römerzeit vorgelegte und damals noch nicht, sondern erst im Mittelalter endgültig beseitigte Ödgürtel, dann der Kocher mit seinen Salzschätzen.

Wenn nun die „regio Palas“ ihren Namen hat vom lateinischen „palus“ (d. h. Pfahl), das früh zum deutschen Lehnwort „pal“ (Pfahl) geworden ist, dann ist die Grenzscheide zwischen Römern und Burgundern nichts anderes als der Pfahl. So nehmen Forscher wie Weller, Schumacher, Fabricius und Hertlein an.⁶ Demgegenüber setzt nun Norden (S. 49) mit dem Satz ein, daß, wenn

⁶ *Stecher*, der neuerdings in einem Aufsatz „Die Alamannen und die Franken im deutschen Südwesten“ (Saarpfälzer Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung II 1938, 5 ff.) die heutige Stammesgrenze zwischen den beiden als im wesentlichen erst im 10. Jahrhundert entstanden, eben als die Grenze zwischen dem Herzogtum Schwaben gegen die Herzogtümer Franken und Lothringen zu erweisen sucht, nimmt ebenfalls diese Lesung an und schlägt eine einfache Lösung zur Erklärung der Grenzsteine vor: Julianus habe noch alte Grenzsteine aus der Zeit des Kaisers Probus — der ja um 280 die Alamannen ultra Nigrum fluvium et Albam zurückwarf — gesehen; sie hätten

regio palas nichts mit dem Pfahl zu tun habe, jeder Grund wegfallt, die *confinia* sich am Limes, der ja längst aufgehört hätte, zu denken; vielmehr sei ihr Verlauf jenseits, außerhalb des Limes, anzusetzen, wofür auch die umstrittenen Salzquellen eine Gewähr gäben. Norden will für die Vereinbarung zwischen Römern und Burgundern an einen in constantinischer Zeit erfolgten Grenzkontrakt, welcher die Burgunder als gleichwertige *conlimitanei* behandelte, denken; in der Tat ist ja das Verhältnis der Römer und Burgunder ein gutes gewesen. Im Jahre 369 haben sie den Römern gegen die Alamannen Waffenhilfe geleistet. Welchen Wert die Römer auf gute Beziehungen zu ihnen gelegt haben, beweist auch, daß die Fabel von der Verwandtschaft der Römer mit den Burgundern, denen man wegen der Namensähnlichkeit den Bau der *burgi* — d. h. spätrömische Kleinkastelle (Kretschmer, Glotta 1933, 105 ff.) — zuschrieb, wie die eigenartige Erzählung des Orosius (VII 32, 12) zum Jahre 369 zeigt, von den Römern zu politischen Zwecken ausgenützt worden ist. Aus Ammians Bericht über die 368 begonnenen alamannischen Züge des Valentinianus I. (XXVIII 5, 8 ff.) geht hervor, daß die Römer, um ihr brieflich vorgebrachtes Gesuch um Waffenhilfe zu verstärken, zwei Dinge unterstrichen, den Grenzstreit zwischen den Burgundern und den Alamannen, also gemeinsamen Feinden, und jene Fabel von der römischen Abstammung der Burgunder („*quod iam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt*“, zu deutsch: weil die Burgunder wissen, daß sie seit uralter Zeit von den Römern abstammen). Die Römer wußten, daß eine solche Anerkennung ihnen nur nützlich sein konnte, selbst wenn damit angedeutet war, daß die Burgunder nur als römische Miliz die *burgi* hätten gebaut haben können, was Orosius sogar unter Zurückgehen bis auf die Zeit des Drusus und Tiberius, also der ersten Germanenkämpfe, zu beweisen sucht (Norden 62 ff.).

Reichsgrenzen sind von den Römern nicht abgesteint worden, sondern nur Stadt- und Gaugrenzen. Daher sind *terminales lapides*, falls sie wörtlich zu verstehen sind, ein Widerspruch zum Limes als einer Reichsgrenze, wie Aubin in der Besprechung von Nordens Buch richtig sagt (Neue Jahrbücher für Wissenschaft 1934, 506 f.). Jedoch möchte ich, wie auch Aubin und besonders Kornemann in seiner Anzeige von Norden (Gnomon 1935, 293) sagen, keinen Unterschied zwischen Römern und Burgundern machen etwa im Sinn von Norden, daß zurückgebliebene „Romanen“ — d. h. wohl Römer und Gallorömer — von den Burgundern, wie auch von den Alamannen anerkannt worden wären, noch gar an ein halb souveränes Gebilde denken, das sich auf dem rechten Rheinufer gehalten hätte. Die germanische Landnahme in den *agri decumates* hat gründlicher zugegriffen. Gewiß sind gallorömische Reste nach dem Fall des Limes am Ort geblieben⁷ und, wie die genannten Münzen

das seit 278 von ihm zurückeroberte rechtsrheinische Römerland von dem Gebiet der kurz vorher in Süddeutschland eingewanderten Burgunder geschieden. Jedoch muß diese Annahme leider scheitern an der Unmöglichkeit, aus den dürftigen Quellen die Lokalisierung der Burgunder in jener Gegend nachzuweisen; sie scheinen vielmehr weiter östlich gesessen zu sein, im Gebiet des mittleren und oberen Main, von wo aus sie gegen Raetien vorstießen, falls die Lesart bei Zosimus 1, 68 „*Lignos*“-Lech — so Mommsen — richtig ist.

⁷ Zur Frage, wie weit das rechtsrheinische Germanien nach dem Jahr 260 von den Römern gehalten wurde, wobei hereingreifende Flußgebiete, wie Neckar und Main, eine Rolle gespielt haben, siehe neuerdings Nierhaus, Badische Fundberichte, 1939, 97 f.

zeigen, hat der Handel nicht abgerissen. Wenn das Öhringer Gebiet noch lange römisch beeinflusst war, so ergeben sich daraus weniger Rückschlüsse im Vorbringen der Alamannen, an denen es nicht gefehlt hat, als eine Bestätigung der von Kornemann (a. a. O. 293 und in „Staaten, Völker, Männer“ 1934) hervorgehobenen neuen Form der römischen Grenzpolitik, welche die Klientelstaaten enger an sich band und nicht mehr die Grenze in Form von *limites* oder Flüssen erstarren ließ, sondern durch vertragsmäßig gebundene Völker ersetzte. Es würde sich also nicht bloß um eigentliche Romanenreste handeln, sondern um eine, wenn auch nur vorübergehende, vom guten Willen der Fürsten — mit denen ja andauernd Verbindung bestand — abhängige Anerkennung des Römerreichs als solchen. Aber bei den Grenzsteinen möchte ich nicht mit Kornemann (S. 294) an Grenzsteinbauten denken. Denn wenn auch der Limes im 4. Jahrhundert noch bestanden hat, so waren doch die steingebauten Kastelle und Wachtürme sicher längst niedergelegt. Sie können auch nicht allgemein im Sinne von Grenze, wozu dann der Limes zu rechnen wäre, verstanden werden, wie z. B. Weller (Württ. Vierteljahrshefte 1934, 292) meint. Da nun kein Grund vorliegt, an der wörtlichen Erklärung des sehr gut überlieferten und auch durchaus bezeichnenden Ausdrucks zu zweifeln, so bleibt nichts anderes übrig, als die Grenzsteine als ganz verschieden vom Limes und außerhalb von ihm gesetzt anzunehmen. Damit ist auch die „*regio Palas*“, wo die Steine die Grenze markierten, außerhalb des Limes anzunehmen, ohne daß jedoch sie nicht auch das Limesgebiet einbegriffen hätte. Der Schluß Nordens und Lubins aus den tatsächlichen Verhältnissen — ganz abgesehen von den sprachlichen —, daß der Name nichts mit dem Pfahl zu tun habe, ist also nicht zwingend.

Leider enthalten gelegentlich außerhalb des Limes in der genannten Gegend, so bei Ingelfingen (gallorömisch, vielleicht mit germanischem Einschlag; Fundberichte aus Schwaben 1908, 25, und N. F. VII, 39 f.), ähnlich neuestens (1939) auch in Schwäb. Hall (Kreisparckassenneubau), dann im bayerischen Taubergebiet und Unterfranken, so bei Baldersheim (Hommel, Germania 1930, 40 f., und Hock, Germania 1931, 83 ff.; dazu neuestens v. Uslar, Westgermanische Bodenfunde des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Ztr., S. 177 und 186 f.) angetroffene germanisch-römische Funde aus Siedlungen nichts Späteres als 3. Jahrhundert, und auch eine Schanze, die außerhalb des Limes nahe Öhringen liegt, der Seite 160 besprochene Burgstall bei Hornberg, scheint, so wie er sich heute zeigt, ein mittelalterlicher Burstall zu sein. Immerhin aber führt zu ihm ein uralter Weg, der auch in der Zeit des absichtlichen Verödenlassens des Limes-Vorgürtels, dessen Spuren und Folgen bis ins 11. Jahrhundert in dem an sich siedlungsleeren Ohrwald zwischen Öhringen und Kocher (Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs 1939, 224 f.) zu erkennen waren, nebst einzelnen Siedlungsmöglichkeiten sichtbar und in Benützung gewesen sein muß. Im Mittelalter, auch schon im frühen, wie in vorgeschichtlicher Zeit ist hier immer Verkehr durchgegangen. Auch der Ödgürtel hat keine totale Absperrung geschaffen. Das erhellt schon aus der mutmaßlichen Rolle der Gegend für den Durchbruch der Alamannen. Auf der anderen Seite kann es sich nur um einzelne Siedlungen außerhalb des Limes handeln. Die Grenze der Römer und Burgunder im Jahre 359 war anders, als die ja stets wechselnde zwischen den Alamannen und Burgundern. Aber identisch mit dem Limes ist sie auch nicht gewesen, hat sich aber an ihm im Großen angeschlossen, da Julianus begreiflicherweise an ihm haltgemacht hat.

Unser Ergebnis ist also die Festlegung der vielleicht in constantinische Zeit — so Norden S. 47f. — zurückgehenden, im Bereich der „regio Palas“ befindlichen Grenze zwischen Römern und Burgundern in der Limesgegend bei Shringen, jedoch nicht identisch mit dem Limes. Es ist gewonnen im allgemeinen ohne Berücksichtigung der Etymologie der zwei rätselhaften geographischen Namen. Nun ist aber ihre Lokalisierung natürlich nicht ohne diese durchzuführen, ohne daß aber umgekehrt diese nur von der sprachlichen Ableitung und Deutung abhängig gemacht werden darf, wie dies immer wieder versucht worden ist, besonders in den Anfängen unserer deutschen Geschichtswissenschaft. Die sprachliche Deutung und damit verbunden, bzw. davon abhängig die geographische Ansetzung der zwei Namen ist denn auch ein interessantes Kapitel dieser Wissenschaft seit der Humanistenzeit des 16. Jahrhunderts, als man anfang, sich wenigstens philologisch-historisch, wenn auch noch nicht archäologisch mit der alten Geschichte des deutschen Bodens zu beschäftigen. (Siehe darüber außer den genannten Werken von Stemmermann und Gummel besonders Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 3 Teile, 1921—1925, und Parets Aufsatz über die Anfänge der Urgeschichtsforschung in Württemberg, Württ. Vierteljahrshefte 1929, 1 ff.) Die Behandlung unseres Themas bewegte sich freilich lange in phantastischen Bahnen, bis ihr im 18. Jahrhundert der Hohenlohesche Lokalforscher Hanßelmann durch archäologische Tatsachen, die dieser erste Bodenforscher erkundet hatte, und im 19. Jahrhundert (1837) Kaspar Zeuß als Sprachforscher eine wissenschaftliche Richtung gegeben haben. Mit dem Aufkommen der wissenschaftlichen Limes-Forschung von 1890 ab wurde sie auf den etwaigen Zusammenhang mit Pfahl-Limes neu untersucht. Und schließlich ist sie von Eduard Norden im Zusammenhang mit seinen zuerst in seinem Werk „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania“ (1920) niedergelegten Studien, in denen er, von Haus aus Philologe, zur Sprachkunde die Geschichte, aber auch die jungen Wissenschaften der Vorgeschichte und der Ethnologie heranholt, aufgegriffen und mit ihrer Hilfe zu einer umfassenden Behandlung gebracht worden. Die Wissenschaft der Völkergeschichte Alteuropas, insonderheit die deutsche Urgeschichte, muß ihm dafür danken, wenn auch dadurch, sowie durch die sich erhebenden Gegenstimmen eine volle Lösung nicht erzielt worden ist. Ja es scheint geradezu, als ob eine solche mit den bis jetzt bekannten Quellen und Mitteln der Erkenntnis gar nicht möglich wäre.

Nicht wenige Geschichtsschreiber und Kosmographen des 16. bis 18. Jahrhunderts haben sich bei der Erläuterung der Ammianus-Stelle über die Grenzen der Alamannen — so lasen sie ja alle — und Burgunder damit abgegeben. Die Reihe beginnt mit der durch den sprachlichen Gleichklang veranlaßten These „Palas = Pfalz“ durch den Vater der bayerischen Geschichtsschreibung Aventinus (1477—1534), der sie in seiner Bayerischen Chronik bereits angedeutet hat, und vor allem mit dem genannten Beatus Rhenanus, der in seinen Res Germanicae (1531), Seite 130 und sonst (S. 47, 7; 52; 60), die „Pfalzia regio“ von „Palas regio“ ableitet und bei Heidelberg ansetzt, ja sogar „Capellatio“, wie er den anderen Namen Capellatii umändert, als „Palatini comitis appellatio“ erklärt. (Siehe Diepenbach, Palatium in spätrömischer und fränkischer Zeit; Dissertation 1921, S. 11.) Ihnen folgten dann Leute, wie der besonders unkritische Herold (de Germaniae veteris locis antiquissimis 1555) und Ortelius (Theatrum orbis terrarum 1579). Zuerst

wurde diese These abgelehnt von Sebastian Münster in seiner berühmten Cosmographie 1558, S. 749, sowie von den pfälzischen Geschichtschreibern, wie M. Freher (*Origines Palatinae* I, 1613, S. 14f.), und vom Franzosen P. Pithou (*Pithoeus, Observatio de comitibus Palatinis* 1581, S. 13), von letzterem mit der Bemerkung, daß an sich auch ein Teil der Pfalz die Palas-Gegend sein könne. Münster wollte lieber an die Bergstraße denken, während andere wie Bucher und Balesius (Henry Balois), der Herausgeber des Ammianus (1636), Palas in der Gegend der fränkischen Saale oder Kinzig ansetzen wollten (vgl. darüber auch Mascov, *Geschichte der Deutschen* I 1726, S. 275, und Hanßelmann, *Beweis* usw. 1768, S. 124f.). Philipp Cluver (*Germania antiqua* 1663, S. 651f.), der auch die Ansetzung in der Pfalz ablehnte, rückte der Ableitungsfrage näher: palas, germanisch palanz — wobei man nicht wisse, ob es die Germanen von den Römern oder Kelten bekommen hätten —, bedeute an sich dasselbe, wie dicasterium und sei anzusetzen in der Gegend des Vogelsbergs oder der fränkischen Saale an der früheren Grenze der Chatten und Mattiaker. Hier setzte nun Hanßelmann ein. Über seine Bedeutung siehe meine Bemerkungen in „Römer in Württemberg“ II, S. XX, und Norden, S. 22. Es handelt sich um seine drei größeren Werke: 1. Diplomatischer Beweis, daß dem Hause Hohenlohe die Landeshoheit . . . schon lange — vor dem Interregnum — zugestanden war (1751), S. 187—190; dann, nachdem er zum Spaten gegriffen hatte, in seinen zwei archäologischen Werken, nämlich 2. Beweis, wie weit der Römer Macht in den mit verschiedenen teutschen Völkern geführten Kriegen auch in die nunmehrige Ost-Fränkische, sonderlich Hohenlohische, Lande eingedrungen usw. (1768), S. 122ff., mit Tafel XVI; 3. Fortsetzung des Beweises usw. (1773), S. 69—75, mit Tafel I. Er hat nun vor allem, zum Teil im Anschluß an Eckart (*Commentat. de rebus Franciae* 1729, S. 15), der Palas zum erstenmal von Psal („Psaltrayn“) ableitet und den Streit der Alamannen und Burgunder um die Salzquellen in der Gegend von Schwäbisch Hall ansetzt, die Shringer Gegend für Palas beansprucht als ein Gebiet im innersten Alamanniens und in der Mitte zwischen Wiesbaden bzw. Wetterau, dem Gebiet des Macrianus, und dem Oberrhein gegenüber Basel, dem Gebiet des Badoarius.¹ Es ist richtig, daß die chattisch-alamannischen Bucinobantes, deren Führer das genannte Brüderpaar, als Vorgänger des nach Ammianus XXIX 4, 7 um 371 ihnen vom Kaiser Valentinianus bestellten Traomarius, war, Mainz gegenüber im alten Gebiet der Mattiaker und Taunenser und daß Badoarius in Südwestbaden herrschte. Hanßelmann aber widerspricht Eckart, der Grenzsteine und Limes identifiziert und die regio Palas weithin am Limes ansetzt, und weist auf den Unterschied des Limes als römisch-germanische und der Grenzsteine als Scheide zwischen zwei germanischen Völkern, besser Stämmen, hin; letzteres, da er natürlich nichts anderes kannte als die später als falsch erkannte Lesart „Alamannorum“. „Ob die, vor noch nicht gar vielen Jahren“, schreibt er 1768, S. 128, „eine halbe Stunde von hier ostwärts auf der Seiten nach Hall . . . aus der Erden herausgegrabenen, lange behauene Sandsteine, welche an Größe die heutige größte Grenz- und Marksteine übertroffen haben“, Reste der lapides terminales seien, läßt er dahingestellt. Endlich lehnt er (1773, S. 69ff.) Gruppen ab, der (*Origines Germaniae* I 1760, S. 312) capellatii mit dem Namen des Dorfes Cappel in Verbindung zu bringen angeregt hat, da die Grenzen der Alamannen und Bur-

gunder weiter östlich gelegen gewesen seien. Wir kommen unten darauf zurück. Auf den Ortsnamen Cappel hatte bereits auch der württembergische Historiker Sattler (Geschichte des Herzogthums Württemberg bis 1260, 1757, 332) verwiesen, der sonst Hanzelmann beipflichtete.

Am nun das Problem vor allem an der sprachlichen Wurzel zu fassen und so über die allgemeine topographische Festlegung hinauszukommen, bedurfte es des Eingreifens von Kaspar Zeuß in seinem berühmten Werke „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme“ (1837, S. 311 f.). Es ist ein schönes Zeichen von Pietät, daß Norden seinem oben erwähnten ersten Werk über die germanische Urgeschichte das Bild dieses großen Mannes der Wissenschaft vor dem Titel eingefügt hat. Zeuß nimmt die enge sprachliche Beziehung zwischen palas und palus = Pfahl als gegeben an. Für ihn ist palas germanisch, und zwar die Bezeichnung für römische Befestigung, capellatii aber keltisch. Bald darauf hat dann unser ausgezeichnete Landeshistoriker Christoph Fr. Stälin (Württembergische Geschichte I, 128, mit Anmerkung 2) palas mit Pfahl und capellatii mit Gepsfähle zusammengestellt und beide als Germanisierung von lateinischen Namen bezeichnet, die im genauen Wortlaut unbekannt seien. Ausdrücklich stimmte ihm eine Autorität, wie Jacob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache I, 487 f.) zu, aber auch er besang in der Meinung, daß Ammian den Pfahl als Grenze der zwei germanischen Stämme bezeichne. Ich verzichte darauf, die lange Reihe der Forscher, die sich zur These palas = Pfahl zustimmend, und auch capellatium, das sprachlich damit aufs engste zusammenhänge, dazu rechnend geäußert haben, aufzuzählen. Nur genannt seien von den älteren Bacmeister, allerdings nicht ohne Zweifel (Mamannische Wanderungen, S. 58 f.), Scherer (Bonner Jahrbücher 80, 75 f.), Keller (a. a. O. 8), Nissen (a. a. O.), dann Weller (a. a. O.; zuletzt Württ. Vierteljahrshefte 1935, 351) und die Germanisten Müllenhoff, Weigand und Kluge in den bekannten Werken und vor allem R. Henning (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1892, 301, und Germania 1914, 28) und Miedel (a. a. O., 190 ff.), sowie die Archäologen Schumacher und Hertlein, indes Fabricius in seiner grundlegenden Erörterung des Wortes „Pfahl“ (Germania 1914, 1 ff.) und an den Stellen des Limes-Werkes, wo er die Ammianus-Stelle berührt, gar nicht darauf eingeht. Fast nur ein einziger, aber mit um so größerem Gewicht, Th. Mommsen, hatte an der Beziehung von palas zu Pfahl gezweifelt, wie auch — mit anderen — an der Ableitung des Pfahls von palus (Römische Geschichte V, 141, Anmerkung 1). Letzteres lehnt auch Norden (S. 89) mit vollem Recht ab, besonders nachdem Fabricius wohl endgültig die Ansichten von Ohlenschlager und Zangemeister (Neue Heidelberger Jahrbücher 1895, 61; 78 ff.) widerlegt hat, die eine Beziehung von palas zum Limes überhaupt in Konsequenz ihrer Ansicht verworfen hatten (a. a. O., 63; 91). Neuestens kam die Frage, wie erwähnt, wieder in den Vordergrund der Debatte durch Norden, der — übrigens, was einzelne seiner Gegner übersehen haben, behutsam vorgehend — zu beweisen sucht, daß die Annahme, Pal- als Ortsbezeichnung trage von lateinisch pal = Pfahl den Namen, nur den Wert einer aus dem Gleichklang abgeleiteten, also mit größter Vorsicht zu prüfenden Hypothese habe. Seine Aufstellungen haben aus den Reihen der Historiker zustimmende, aus dem Germanistenlager ablehnende Äußerungen hervorgerufen. Kornemann (Gnomon 1935, 289; 294) lehnt mit Norden die Beziehung von palas zu Pfahl

streng ab, ebenso *Ubin* (a. a. D. 507), der sogar meint, Nordens Untersuchungen hätten *palas* von seiner Lokalisierung am Pfahlgraben befreit, — eine Lösung, die zwar radikal wäre, aber mir ganz unmöglich erscheint. *Kornemann* und *Ubin* stimmen Nordens Versuch der Erklärung aus dem Vorkeltischen und Keltischen zu. Auf der anderen Seite lehnen Sprachforscher von Gewicht die Nordensche These ab, so *Much* (a. a. D.) und besonders leidenschaftlich *Schnež* in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für Ortsnamenforschung (1935, 50 ff.; 113 ff.). Das Wesentliche dieser zwar fördernden, aber das Problem nicht lösenden Kontroverse sei hier kurz mitgeteilt.

Norden glaubt, die zwei Namen der *ammianischen* Region am Ostrand des *Defumatgebietes* nicht aus dem Bestand der lateinischen *Etyma* deuten zu können, sondern hält sie für einheimische oder „barbarische“, d. h. nichtrömische Namen. Wichtig erscheint ihm besonders das Vorkommen der Doppelnamen, was ja in der Ortsnamenforschung gerne auf Wechsel der Bevölkerung hindeute. „*Palas* ist“, sagt er (S. 136), „wie es scheint, der sehr viel ältere Name und dürfte von einem vorkeltischen, ethnisch vorläufig nicht bestimmbareren Volke herrühren. *Capellatii* wird als lokalgentilicisches nomen einer gallorömischen gens (d. h. Familie), die sich dort ansiedelte, angesehen werden dürfen.“ Auf S. 137 ff. sucht er diese Vermutungen aus der Geschichte der latinisierten *agri decumates* zu bestätigen. Das Suffix *-as*, das *Henning* (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1892, 297 ff.) als das seit dem 7. Jahrhundert in latinisierten merowingischen und karolingischen Ortsnamen häufige feminine Kasusuffix des *Accus. Plural* ansieht — also *palas* für *palos* und dieses = *ad palos* —, hält *Norden* aus stilgeschichtlichen und grammatischen Gründen in dieser Deutung für hier abwegig; denn vor allem müßte *palas* als erstarrter *Accus.* zu *pala*, d. h. Schaufel, nicht zu *palus*, d. h. Pfahl, führen. Aber auch als Suffix *-as* (altlateinisch = *atis*) angesehen, führt *palas regio*, d. h. *palatische* Region, nicht zu *palus*, da nie solche *Adjective* auf *as* von *Appellativa* abgeleitet vorkommen, was *Norden* ja auch für *decumas* ansührt. So führt denn diese vermeintliche Versperrung des Weges zur Erklärung von *palas* über ein lateinisches *Etymon* *Norden* in seiner tiefgründigen Gelehrsamkeit in eine ganz andere, eine uralte alteuropäische *Pal-Reihe*, zu der vor allem nach seiner Meinung auch das *sabinische* und *römische palatium* gehören, ohne daß jedoch deren völkische Zugehörigkeit näher bestimmt werden könnte. Für unser *transrhenanisches* Gebiet aber möchte *Norden* aus ethnisch-linguistischen Gründen an die *vorkeltische* Periode denken, die in der Tat, wie die Andeutungen bei *Hertlein* (a. a. D. 83 ff.) und *Springer* (Die Flußnamen Württembergs und Badens 1939, da und dort) zeigen, starke sprachliche Spuren aufweist. Über diese Wurzel „*pal*“ siehe auch *Nehring* (Indogermanisches Jahrbuch XIII, 1929, 405 f.) und *Walde-Hofmann* (Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache I, 1938, 446, unter dem Wort „*fala*“).⁸

Ebenso wenig glaubt *Norden* ein aus einem etwaigen *Genitiv capellatii*

⁸ Wenigstens in einer Anmerkung sei der Vollständigkeit halber auf den weit hergeholtten Versuch *Eberhard Hommels* (Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1916 [Festschrift für Fritz Hommel], S. 233 ff.) hingewiesen, lateinisch *palatum* = Gaumen und = Himmel mit etruskisch *fala(n)dum* zu verbinden und darin den alten Namen eines Himmelsgottes zu finden und dann *palatium* als Wohnung des Himmelsgottes zu erklären.

des Ammianus zu erschließendes *capellatium* als lateinisches Appellativ, gebildet aus *capellare* oder *capulare*, d. h. abschneiden, *capellatium* also als Ortsbezeichnung im Sinne von Schneise auffassen zu dürfen. Bereits Zeuß dachte ja an keltischen Ursprung, ebenso wohl auch der Philologe Heräus, der — freilich ohne die Begründung zu geben — das Wort bei Ammianus in *capillacii* umänderte (siehe Ausgabe Clark, kritische Anmerkung zu I 139), was dann Schmidt (Geschichte der deutschen Stämme II, 278)⁹ und Weller (Besiedlungsgeschichte, 134) aufgenommen haben. Da *palas* Nominativ ist, liegt nahe, mit Norden auch *capellatii* als solchen zu nehmen; es bedeute dann den Namen eines Geschlechts, das bald nach der Eroberung Galliens durch Caesar in den *agri decumates* sich angesiedelt habe; es habe das ältere Suffix *-atius* bewahrt, während es im romanisierten Mutterland durch das häufigere *-anus* verdrängt worden sei. *Capellianus* aber lasse sich aus dem Bestand gallischer Beinamen nachweisen. So sei, schließt Norden, *capellatii* Name einer seit alters dort wohnhaften gallorömischen Familie, der dann auf die ganze *regio* übertragen worden sei.

Dagegen hat sich nun besonders Schnez gewandt. Für *palas* hat er auf die alte Verbindung mit *palus* und die Deutung aus dem Germanischen zurückgegriffen und hält den Namen für altalamannisch und für ein germanisches Lehnwort bereits aus der Zeit der Errichtung des Limes. Für *capellatii* bestreitet Schnez die „Möglichkeit des Vorkommens eines Elements *cap-* als Personenname im Gallischen überhaupt“ und trägt selber eine Deutung aus alamannischer Laut- und Formengebung vor, nämlich aus dem Stamm *kabal*, mnd. *cavele* (Femin.) = Stück Holz zum Loswerfen, Losanteil, und zwar erweitert durch das neutrale Suffix *-atja*, so daß die Grundbedeutung wäre = Pfahlwerk, wobei der Verschlusslaut *b* in *kabelatja* durch den romanischen *p*-Laut wiedergegeben wäre.

Wenn man schon mit der Gleichheit der Bedeutung von *palas* und *capellatii* rechnet, und auch mit *capellatii* im Germanischen bleibt, dann liegt an sich kein Grund vor, die auch von Weller (Württ. Vierteljahrshefte 1935, 351) abgelehnte, etwas weit hergeholte Deutung von Schnez der hergebrachten von *capellatium* = *galalithi* Gepsfähe vorzuziehen. Auch, der mit Recht jetzt den Wechsel von *a* und *u* (*palas*-*palus*) nicht mehr, wie einst, leicht nimmt und zu dem freilich wenig glaubhaften Mittel der Annahme einer Verschreibung greift, tritt dennoch für die alte These *palas* = Pfahl ein. Ohne Nordens tief-schürfendes Bemühen um die richtige sprachliche Deutung in Verbindung mit den geschichtlichen Tatsachen damit unterschätzen zu wollen, glaube ich nicht, daß es ihm gelungen ist, die These der Verbindung von *palas* mit Pfahl zu Fall zu bringen und durch eine sicherere zu ersetzen. Eine Anknüpfung an die indogermanische Wurzel *pal* = Erhöhung bleibt doch unwahrscheinlich gegenüber der Tatsache, daß die *regio* eben doch in der Gegend des Pfahls liegt; das muß immer wieder betont werden. Immerhin ist wertvoll noch der Hinweis Kornemanns (a. a. O. 294), daß der Name „Pal“ in seinem uralten Vorkommen an Gegenden gebunden ist, wo Salz vorkommt oder befördert wird.

Auch für *capellatii* hält Much, trotzdem er Nordens Gründe für erwägenswert ansieht, fest an der germanischen Deutung und übersetzt es mit

⁹ Korrekturzusatz: Jetzt L. Schmidt, „Die Westgermanen“, 2. Auflage (1940), II. Teil Seite 42.

Landhag. Es bleibt jedoch unerklärlich, daß ein und dieselbe Anlage Verpfählung und Verhau genannt wird. Von einem Hag in Form von angepflanztem Gebüsch kann aber beim Limes keine Rede sein, wie Fabricius (Obergermanischer Limes A, Strecke 7—9, S. 29 Anmerkung 1) mit Recht gegen Hertlein (a. a. O. I 133) endgültig feststellt. An eine Landwehr als Grenze zweier germanischer Stämme hier zu denken, verbietet ja die als richtig erkannte Lesart „Romanorum“ statt „Alamannorum“, die Much allerdings nicht annimmt. (Vgl. auch Much, Zeitschrift für deutsches Altertum 1891, 205 f.)

Wenn auch Nordens Nachweis einer keltischen Wurzel von capellatii bis jetzt noch nicht durch durchschlagende Beispiele gestützt werden kann, so hat er doch wohl mit seiner Deutung am ehesten den richtigen Weg gewiesen. Das scheint mir vor allem daraus hervorzugehen, daß die zwei nebeneinander gestellten Bezeichnungen kaum als stamm- und sprachverwandte Ausdrücke für ein und dasselbe angesehen werden dürfen.

Für die keltische Zugehörigkeit des neben den germanischen gestellten geographischen Namens wage ich als vielleicht möglichen Beweis auf den bereits genannten Namen des nahe dem Limes, jedenfalls in der Palas-regio gelegenen Dorfes Cappel hinzuweisen. Darauf war bereits im 18. Jahrhundert, so viel ich sehe, zum erstenmal von Sattler und Grupen (a. a. O. 312; unklar ist Hanßelmann, Fortsetzung S. 71) angespielt worden, in einer Zeit also, für die reine Namensähnlichkeit genügte, vor dem Aufkommen der germanischen Sprachwissenschaft. Von lateinisch capella abgeleitet, könnte der Name des erst um 1357 in einem Zinsbuch der Herrschaft Hohenlohe als Grenze eines Forsts „zu der Cappeln“ genannten Ortes Cappel (Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch III 160; dann „zu Kappeln“ 1366: Urkundenbuch 299 und 325) erst im 8. Jahrhundert entstanden sein. So wie der Name lautet, der viel verbreitet ist — siehe die Beispiele bei Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 1644, wo jedoch unser Cappel nicht genannt wird —, ist er natürlich abgeleitet von mittellateinisch capella, althochdeutsches Lehnwort chapella, mittelhochdeutsch kapelle und kappel mit Betonung im Oberdeutschen auf a. Im 7./8. Jahrhundert ist das Urwort, von Hause das Verkleinerungswort von cappa, d. h. (vermutlich von den Kelten übernommener) Kapuzenmantel, in ausschließlicher Anwendung auf die Hauptreliquie des Heiligen Martin, seinen Mantel, aufbewahrt in einer kleinen Palast-„Kapelle“, zur Bedeutung eines untergeordneteren Heiligtums — das ein „Kaplan“ bedient —, eben zur Bedeutung des deutschen Lehnworts „Kapelle“ geworden (Seiler, Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts II, 13 f.). Selbstverständlich wird in den meisten Fällen der Ortsname dieser Form nach einer vorhandenen Kapelle genannt sein. Würde nun aber der Name doch auf das ja noch im 4. Jahrhundert, also gewiß noch ins Mittelalter hinein am Platz nachlebende keltische capellatii bzw. auf die Wurzel capel zurückgehen, dann müßte er durch die Lautverschiebung zu caphel, cappel geworden sein. Es ist durchaus denkbar, daß die mittelalterliche Volksetymologie, die sich den Namen nur aus capella entstanden denken konnte, jene lautverschobene Form wieder zurückverwandelt bzw. dem mittelalterlichen capella angeglichen hätte. Nun berichtet Hanßelmann im „Diplomatischen Beweis“ (1751), S. 189, daß man vor einigen Jahren dort Fundamente gefunden hätte, legt aber selbst in seiner „Fortsetzung“ (S. 71) keinen Wert auf diesen Befund. Über eine abgegangene Kapelle, nach

der der Name geschöpft wäre, ist meines Wissens nichts bekannt, ebenso wenig über einen Patron einer solchen, trotz der Bemerkung in Oberamtsbeschreibung S. 198. Dagegen gehört der Ort — seit wann? — kirchlich, wie auch betreffs des Friedhofs zu Shringen. Sehr auffallend ist das Übergreifen der Markung Cappel über den Limes mit besonderer Absonderung eines kleinen Flurstücks, genannt Kappelrain, in Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie der Limes bildet, dessen Spitze aber innerhalb desselben liegt, wie die Zeichnung bei Keller (S. 9) zeigt. Ob aus diesem Herübergreifen der Markung ein Schluß auf sehr alte, auch durch den Limes nicht veränderte Verhältnisse vorliegt, kann zunächst nur als Frage aufgeworfen werden.

Nun kompliziert sich die Situation noch mehr durch den sogenannten *Burgstall*, der in der Schleife der Ohrn dem Dorf gegenüber und von ihm durch das Flützchen getrennt liegt. In dem Namen des Weilers *Hornberg*, über dem und in dessen Markung er sich befindet, möchte ich die aus Hornberg verballhornte ursprüngliche Bezeichnung der Höhe, auf die der Burgstall gesetzt ist, erkennen; ich halte diese Erklärung für wahrscheinlicher als die sonst freilich nicht seltene Bezeichnung nach der hornartigen Form des Buckels; der urkundlich um 1357 genannte Name des Werner von Hornberg (Urkundenbuch III, 165 f.) spricht nicht dagegen. Da nun die Flur „Kappelrain“ an ihn anschließt, während das Dorf Cappel davon durch die Ohrn getrennt ist, kann es sich sogar vielleicht um eine Verlegung dieses Namens von ihrer linken auf die rechte Seite handeln. Ist dem so, dann drängt sich die Frage, auf die unsere Untersuchung hinauskommt, von selbst auf, die Frage eines etwaigen Zusammenhangs des befestigten Punktes mit dem als keltisch erkannten oder wenigstens wahrscheinlich gemachten *capellatii*.

Aber die Schanze ist schon viel vermutet und geschrieben worden. Schon Hanzelmann erwähnt sie („Fortsetzung“, S. 137). Immer wieder hat man die Anlage, die etwa eine Grundfläche von 24 ar in Form eines nach Norden, gegen das etwa 10 m tiefer gelegene Ohrntal, offenen Hufeisens umschließt, und im Süden von Wall und Graben, im Osten und Westen nur von einem Graben umgeben ist, für ein dem Limes vorgelegtes Fort erklärt, so Bauer (Zeitschrift für württ. Franken 1861, 436), Boger (Oberamtsbeschreibung Shringen 1865, 198), Keller (S. 39), und noch, ehe die Ergebnisse der Limeskommission über die Technik der römischen Grenzanlagen vorlagen, auch Weller (Fundberichte aus Schwaben 1904, 28) unter Hinweis auf ihre mehrere alte Straßen beherrschende Lage; heute glaubt er nicht mehr daran. Die 1899 von der archäologischen Landesaufnahme vermessene Schanze (Fundberichte aus Schwaben 1900, 32) hielt man damals für die wohl älteste römische Befestigung der Gegend. (Siehe Limes-Werk, Abt. A, Strecke 7—9, S. 149.) Eine kurze Grabung der Limeskommission im Jahre 1903 ergab in der Grabensohle an der Südostecke nur grün glasierte Tonscherben, also mindestens Mittelalter, wahrscheinlich ganz spätes. (Limes-Werk 139 f.) Diese Datierung und demnach ihre Zuweisung zu den im Fränkischen besonders häufigen sogenannten *Bursteln* ergibt sich schon äußerlich aus der Form und Größe. Aber ob nicht Älteres unter der Anlage aus historischer Zeit steckt? Eine gründliche Untersuchung verdient der Punkt jedenfalls. Sie wird dann auch entscheiden, sei es positiv, sei es negativ — beides ist wertvoll —, ob der Hornberger Burgstall für die *capellatii*- und damit auch für die *palas*-Frage herangezogen werden kann.

Mergentheim — seine Entwicklung von 500—1340

Von Johannes Zeller

Vorgeschichtliches und Erdkundliches

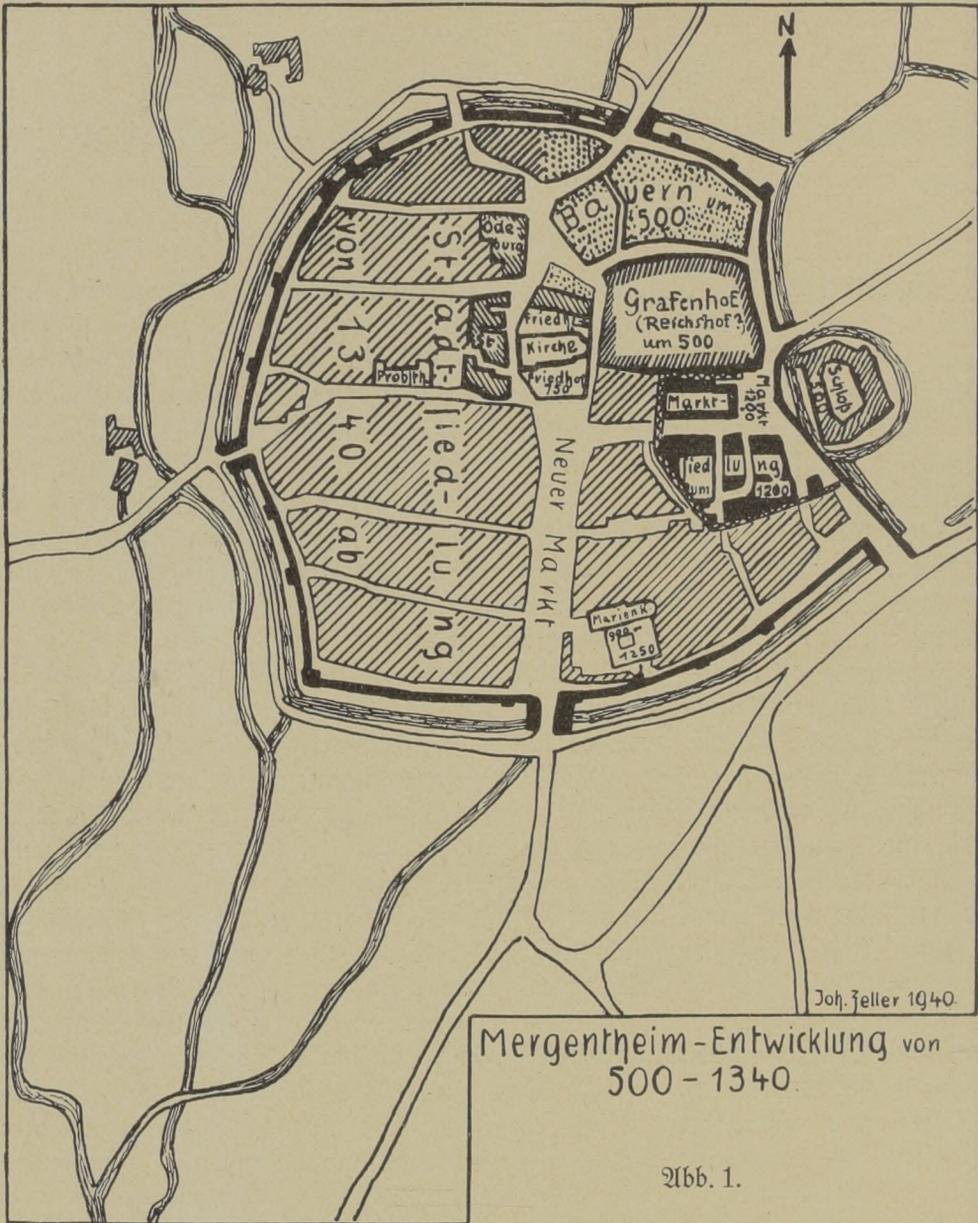
Auf Mergentheims Markung wohnten seit Jahrtausendalter Vorzeit im Umkreis der heutigen Stadt dauernd Menschen. Das Heimatmuseum weist zahlreiche Funde aus allen vorgeschichtlichen Zeiträumen von der Jungsteinzeit bis zum Einmarsch der Franken auf. Mergentheims offene Ackerfluren der oberen und unteren Au und die bis zum Ende der Bronzezeit fließende Salzquelle rechts der Tauber besaßen für siedelnde Völker Anziehungskraft. Außer den bronzezeitlichen Menschen, welche der Mineralquelle wegen sich in die Enge der Löffelstelzer Schlucht zwängten, wohnten die vorzeitlichen Siedler meist links der Tauber in der oberen Au im Anstieg zum Eisenberg und am Fuß des „Hangenden Lob“. Die Boden- und Wasserverhältnisse drängten die Menschen immer wieder die gleichen Plätze zu benutzen.

Die Tauber, in der Eiszeit 3 bis 4 m tiefer fließend, hat durch Geröllauffschüttung ihr Bett erhöht (Georg Wagner: Junge Krustenbewegungen im Landschaftsbild Süddeutschlands) und die Geschwindigkeit ihres Laufes verringert. Vom jetzigen Johannessteg bis zur Wolfgangbrücke war auch schon vor Einbau der beiden Wehre geringes Gefälle, so daß sich nasses Gelände und eine breite Überschwemmungszone bildete. Der rasche Abfluß wurde noch mehr behindert und die Tauber noch weiter gegen den jetzigen Schloßpark gedrängt, als, wohl am Ende der Bronzezeit, Wolkenbrüche die Löffelstelzer Schlucht tiefer ausschwemmten und dabei Geröll und Sand in 3 bis 4 m Mächtigkeit über die dort blühende Siedlung und die Salzquelle legten, wie vorgeschichtliche Ausgrabungen ergeben haben. Diese Katastrophen zerstörten auch den wenigen guten Ackerboden im Ausgang der Schlucht, so daß sich die späteren keltischen Siedler (wohl nicht dauernd) östlich davon am Fuß des Urkauberges niederließen, bis sie eingesehen haben mögen, daß der magere Boden sie nicht ernähren konnte. Sie wechselten an den Fuß des „Hangenden Lob“ (jetzige Kaserne), wo ihre Anwesenheit durch Funde bezeugt ist.

Eine ähnliche Stauung des Tauberwassers ergab sich aus den gleichen Ursachen an der jetzigen Markungsgrenze Mergentheim—Edelsingen. Dieser Zustand der nassen Wiesen erhielt sich bis in das Mittelalter, was der Flurname „Riet“ beweist. (Im „Rieth“, abgegangener Ort, genannt 1300—1400.)

Die Wachbach war in den letzten 2 km ihres Unterlaufes ebenfalls ein träg fließendes Wasser. Dazu traten beiderseits flache Ufer und verursachten wasser-gefüllten Untergrund in durchschnittlich 100 m Breite. Außerdem verlief ihr Bett mehr östlich als heute, nämlich im westlichen Stadtteil, etwa 50 m vom Marktplatz entfernt, und verlief das Altstadtgebiet am Schnittpunkt der Unteren Mauergasse mit der Bahnhofstraße.¹

¹ 1. Eine Grabung in der Oberen Mauergasse — erste Augustwoche 1939 — bei Maler Nied ergab in 1,50 m Tiefe Schlamm, das alte Wachbachbett. 2. Auf alten Karten und Plänen zeigt die Wachbach von der Probsteistraße bis zur Mündung deut-



Mergentheim-Entwicklung von 500 - 1340.

Abb. 1.

Die Höhenkurven der Stadt weisen aus, daß vom Eisenberg her im östlichen Stadtteil nach Norden zu, bis zum heutigen Bahngleise, am Bahnübergang Herterichstraße, eine merkliche Bodenerhebung verläuft, die nach Norden im jetzigen Stadtgebiet allmählich abflacht. Einen Höhepunkt, ganz nahe

liche Regulierungsmerkmale — plötzliches Abschwenken von der Stadtmauer, obwohl der Stadtgraben, Mittlere Mauergasse und Untere Mauergasse tiefer liegen —, un- natürlich gerades Bachbett: der abgeleitete Bach wurde in die Verteidigungsanlage der Stadt an ihrer Westseite (als Grabenfüllung und Verwendung des regulierten Baches vor dem Wall als neues Hindernis einbezogen. 3. Mündliche Überlieferung berichtet und um 1895 stattgefundene Grabungen ergaben, daß der Deutschmeister Wolfgang Schutzbar die westliche Hälfte der Mühlwehrstraße, der Holzapfelgasse, der Törkelgasse und Bahnhofstraße $1\frac{1}{2}$ m auffüllen ließ, um der Feuchtigkeit und der in ihrem Gefolge immer wieder auftretenden Pest zu steuern.

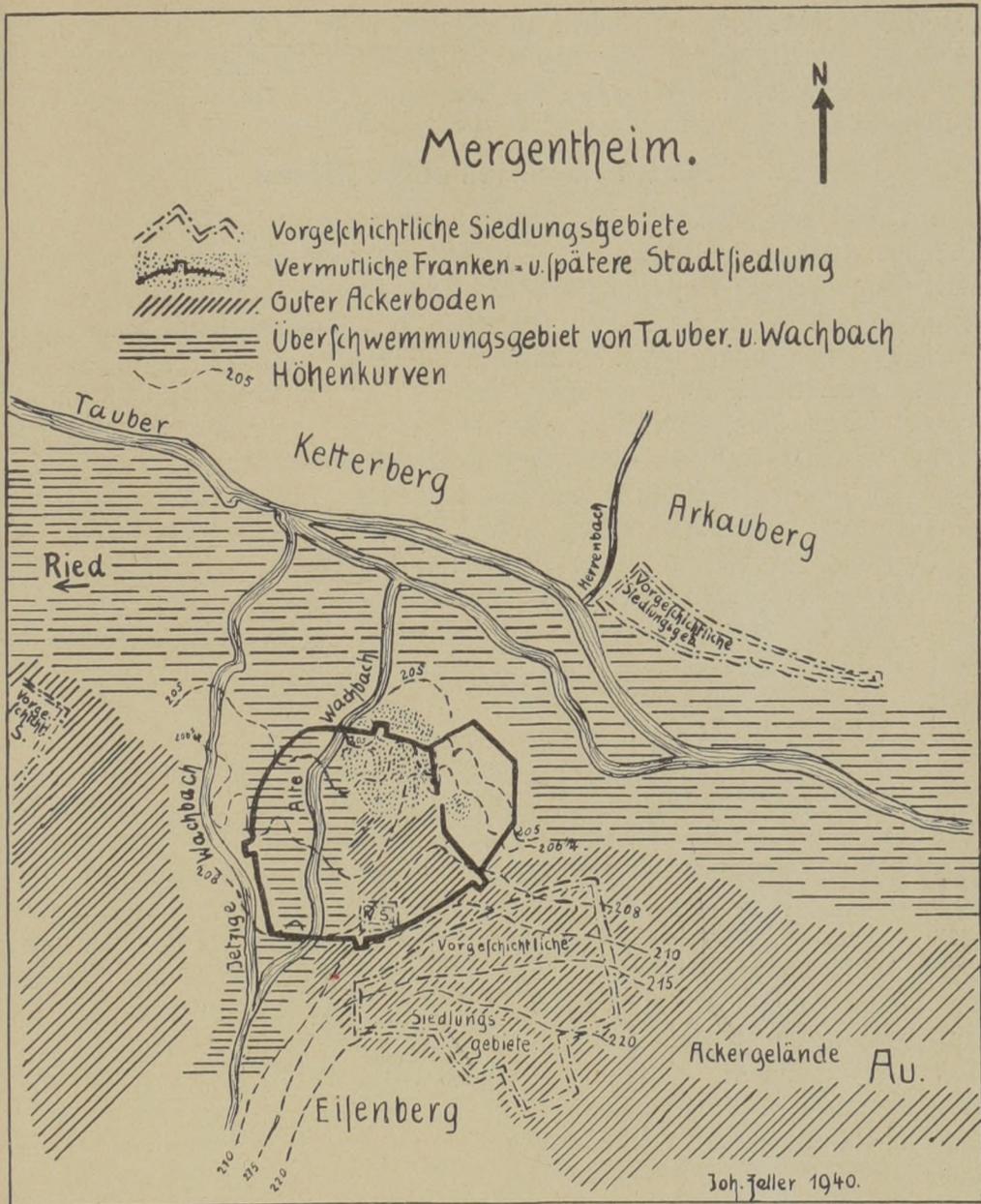


Abb. 2.

am Überschwemmungsgebiet der Tauber, bildet der jetzige innere Schloßhof. Die Burgstraße stieg einst, wie jetzt, gegen das Schloß an, nur 1,50 m tiefer (Grabungsergebnis bei Einmündung der Krumpfen Gasse, 1931). Hochgelegen, aber nicht aufgeschüttet, ist die Fläche des Johanniterhofes und der nördlich daranstoßende Stadtteil. Die Karte Abb. 2 ergänzt das eben Gesagte. Nasses Wiesengelände erlaubt keine Siedlung, günstig sind nur die trockenen Stellen des Ausläufers vom Eisenberg. Auf ihm bauten sich die Franken an. Diese Gegend kam der Gewohnheit der Bauernsiedler entgegen, sich an die Grenze zwischen Acker- und Wiesenland zu setzen. Wiesenland waren die noch heute bestehenden Herrenwiesen, Riedwiesen, der Teil der heutigen Stadt westlich

des Marktplazes bis zum jetzigen Bach (meist nasse Wiesen), Ackerboden dagegen der Marktplatz und alles Gebiet südlich der Burggasse.² Außerdem war die Talaue waldfrei. So ergibt sich das auf der Karte Abb. 2 gezeichnete Geländebild.

Von den Alamannen zu den Franken

Der südwärts drängende Wanderzug der Alamannen stand um 200 an der römischen Grenzwehr. Im jetzigen Württembergisch Franken wurden die Kelten vertrieben oder ihre Reste unterworfen. Noch trennte der rund 30 km breite römische, dicht bewaldete Sicherungstreifen das Alamannenvolk vom Limes. Es mußte also seine ältesten Siedlungen östlich der Linie Wölklingen, Altringen, Ingelfingen ansetzen. Für dichtere alamannische Besetzung unserer Gegend waren die kampfreichen ersten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts nicht günstig. Die Römer, bald vorstoßend, bald zurückgeschlagen, ließen den Gegnern kaum Zeit zum notwendigen Feldanbau. Die Wohnhäuser bestanden wohl nur aus leicht vergänglichem Werkstoff, daher sind keine Reste mehr zu finden.

Um 260 war die endgültige Wegnahme des Limes Tatsache geworden. Die außerordentliche Ausweitung des alamannischen Lebensraumes nach Süden und Südwesten war die Ursache einer nun eintretenden Siedlungsleere im mittleren Main- und Taubergebiet. Nachfolger in diesem Raum wurden für kurze Zeit die an den Rhein strebenden Burgunder (Badische Fundberichte 1927). Nach deren Abzug konnten die Alamannen ihr altes Gebiet zwischen Jagst und Mittelmain wiederbesetzen (um 450). Es war wohl eine dünne alamannische Bevölkerungsschicht. Reste davon will man in den wenigen „-ingen“-Orten des Taubergrundes erblicken. Edelfingen, Röttingen, Creglingen, Wölklingen, Simmringen, nicht aber Pfizingen, sind für diese Zeit anzusetzen. Nur etliche Jahrzehnte konnten sich die zurückgekehrten Alamannen in ihren Wohnsitzen im heutigen Württembergisch Franken halten. Durch die Franken unter Chlodwig um die Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert besiegt, erfolgte der Abzug oder die Landesverweisung dieser Alamannen oder ihre Aufsaugung in der neuen fränkischen Besiedlung. Möglich ist, daß noch weitere Alamannenorte als nur die heutigen „-ingen“-Orte bestanden haben (Dr. Kost und Professor Dr. Schumacher). Für Mergentheim ist der Nachweis, daß es eine (größere) Alamannensiedlung war, noch nicht gelungen, es sei denn, daß man die 2 Grabfunde von 1935, gemacht im fränkischen Reihengräberfeld der Oberen Au, als Beweis einer solchen ansehen will. Es sind dies eine einfache bronzene Fünfknopfsibel und der Teil eines alamannischen Rippentopfes, ferner ein weiterer Topf (siehe S. 191). Diese Funde weisen mindestens auf das Nachleben alamannischer Siedlerreste in der Frankensiedlung des 6. Jahrhunderts. Sonstige Spuren haben sich bis jetzt nicht gezeigt. Dagegen ist die Möglichkeit des Be-

² An der Einmündung der Krummen Gasse in die Burgstraße stieß man 1931 in 1,3 m Tiefe auf 20 cm dicken Ackerboden. In der Burgstraße, zwischen Sambeth und Hotel „Hirsch“, legte man in 1,5 m Tiefe ebenfalls Humusboden frei (1939). Vor dem Milchlingsbrunnen, gegen das Rathaus zu, ergab sich in 1,5 m Tiefe Ackerboden (1939). Vor der Brünnerschen Papierhandlung, neben dem Rathaus, fand man 1939 ebenfalls in 1,3 m Tiefe Ackerboden. An der nördlichen Seite des Neubaus der Oberschule ergab sich in 1,8 m Tiefe alter Ackerboden. Ebenso stieß man vor dem Carolinum, von der alten Wallkrone aus gemessen, in 3,5 m Tiefe auf eine schräg nach Norden abfallende Humusschicht.

stehens eines alamannischen Edelhofes sehr groß, dessen Fortsetzung der spätere Grafen- bzw. Reichshof sein dürfte.

Die Franken unter Führung Chlodewechs hatten in einer linksrheinischen Schlacht, wohl 496 oder 505, die Alamannen so entscheidend geschlagen, daß sie um Frieden bitten mußten. Der Ostgotenkönig Theodorich nahm sich eines Teils der Besiegten an und schützte sie vor dem weiteren Zugriff der vom Rhein her vordringenden Franken. Die Folge des Frankensieges war die Wegnahme des nördlichen Alamanniens bis etwa zu der noch jetzt bestehenden fränkisch-schwäbischen Sprachgrenze. Strittig ist, ob die Festlegung dieser Trennungslinie durch germanisches Gewohnheitsrecht — $\frac{1}{3}$ des Landes gehörte dem Sieger — erfolgte, oder ob die Franken Nordalamannien bei Friedensschluß schon so weit besetzt hatten.

Die fränkisch-merwingische Landnahme

machte ihren Weg wohl in der Hauptsache über das Neckartal längs der Elz, über Sedach, Adelsheim, Rosenberg, Berolsheim, Schillingsstadt, Wölklingen. Als nächste Zugstraße gilt das Jagsttal (Reihengräber von Untergriesheim, Möckmühl, Anhausen, Krautheim). Aber auch von Norden mögen sie über das Main- und Taubertal vorgeedrungen sein (Reihengräber von Urphar, Neubronn, Impfingen, Tauberbischofsheim, Edelsingen, Mergentheim (Professor Dr. Schumacher in den „Mergentheimer Heimatblättern“). In den Schnittpunkten der Tauberstraße mit den Zuzugsstraßen vom Neckar her wurden jeweils feste Plätze und Königshöfe (Reichshöfe) angelegt.

Die Landnahme des ganzen Taubergebietes durch die Franken erfolgte wohl in einem Zuge. Der Beweis hierfür liegt in der Gleichförmigkeit der Reihengräber und der Übereinstimmung in den Grabbeigaben. Besetzt wurden zuerst die Hauptpunkte Tauberbischofsheim, Königshofen, Mergentheim und Weikersheim (siehe Abb. 3). Mergentheim war ein besonders wichtiger Straßenknotenpunkt. Es treffen sich hier:

1. Der uralte Fernweg (jetzt Kaiserstraße genannt) von Herbsthausen her über den Burgplatz, die Tauber durch eine Furt kreuzend, der Löffelstelzer Steige nach sich gen Würzburg ziehend. Zwischen Löffelstelzen und Oberbalbach ist dieser Weg heute noch als Pflasterweg erhalten.
2. Der schon von den Römern als Handelsweg von Osterburken nach Balbersheim (altalamannisches Germanendorf!) benützte Abstieg vom Trillberg, durch die Mühlwehrstraße, die Burgstraße nach Igersheim usw. (Professor Dr. Schumacher in den „Mergentheimer Heimatblättern“).
3. Die Taubertalstraße von Königshofen nach Mergentheim (später als Reichsstraße ausgebaut).
4. Der Weg von Assamstadt—Althausen (auf der Höhe Kennweg genannt) nach Mergentheim (siehe Rärtchen Abb. 4).

Wo war für die Truppen in Feindesland ein geeigneter Stützpunkt? — Es galt besonders die Straßenkreuzungen zu besetzen und möglichst viele Wege im Bedarfsfall zu sperren oder zu sichern; also mußten die Lagerplätze der Truppen an Straßenkreuzungen sein. Solche lagen beinahe ohne Ausnahme im Tal und nicht auf der Höhe. Leichte Zufahrt, Trinkwasser (Brunnen) und rasche Herstellung einer wirksamen Verschanzung waren wichtig. Das Augenmerk hatte

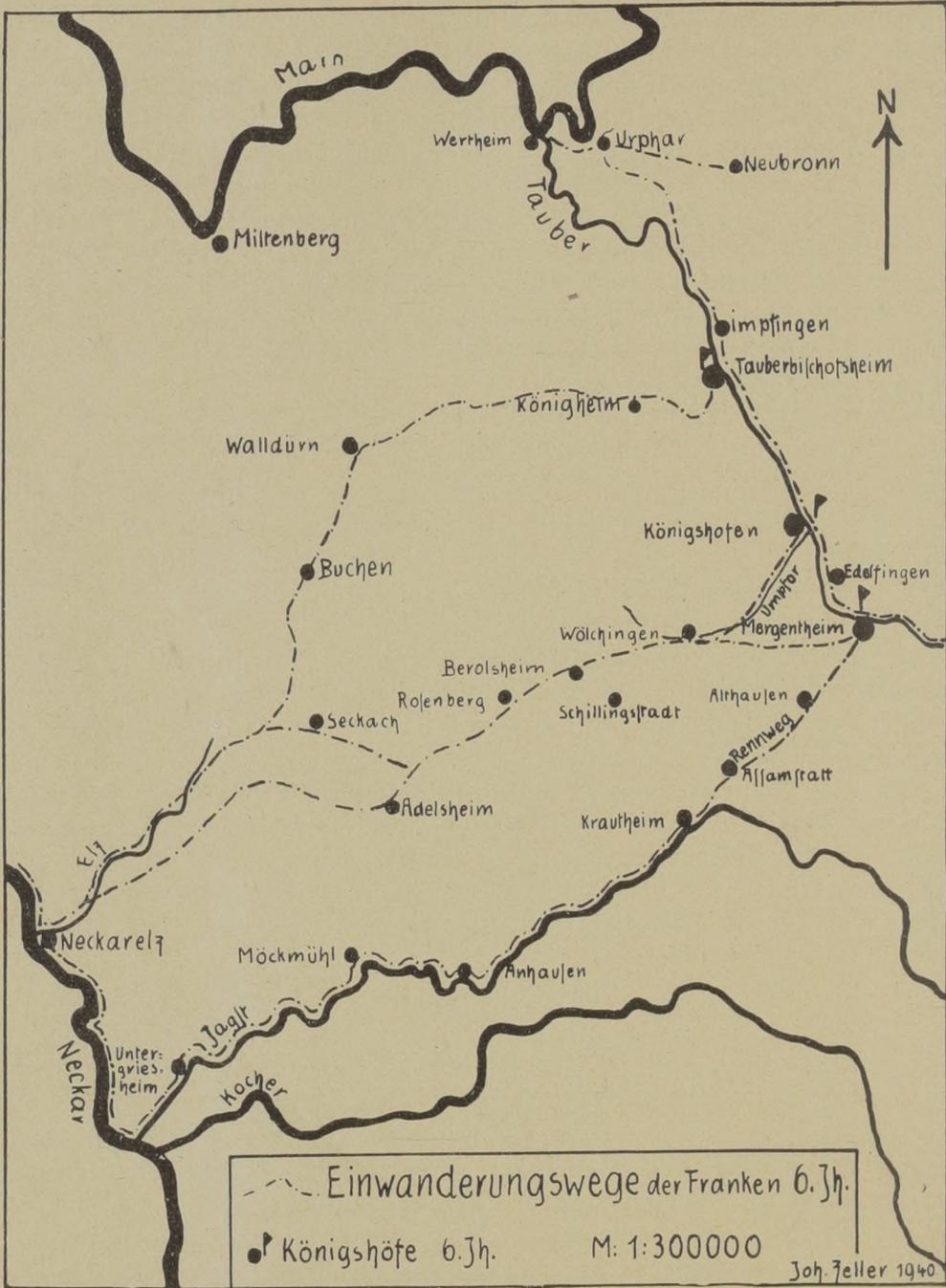
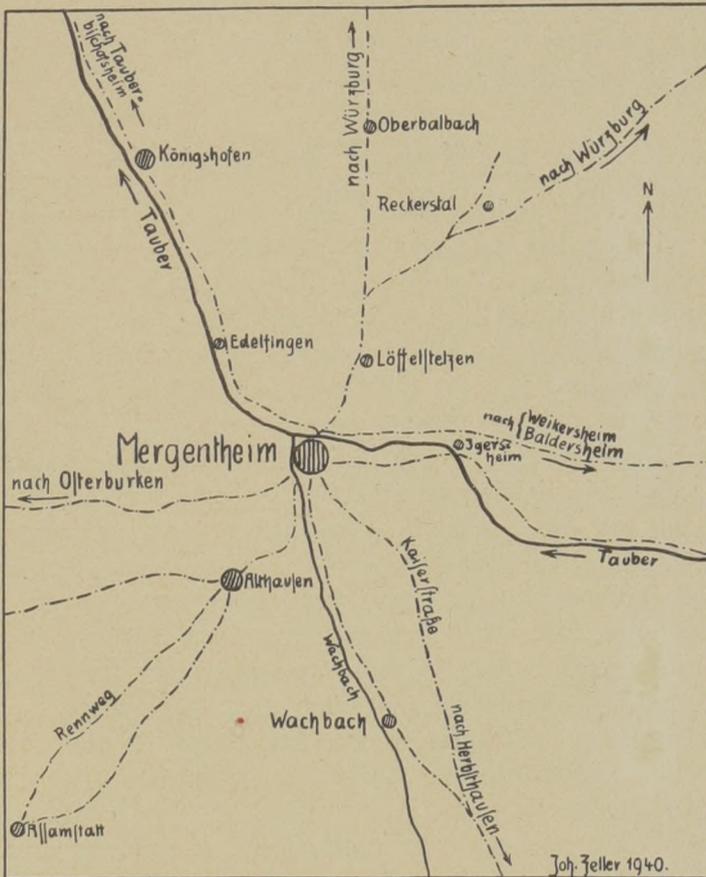


Abb. 3.

sich auf die Möglichkeit einer schnellen Verständigung mit Nachbarstützpunkten und rasche Heranziehung militärischer Hilfe auf guten Straßen zu richten. Auf Mergentheim angewendet kommt man bei Zuhilfenahme der Höhenkurvenkarte und unter Berücksichtigung der Wasserverhältnisse zu dem Schluß, daß rechts der Tauber die Fläche zu klein und ungeschützt und die Felder zu fern waren, daß dagegen der Ort des jetzigen inneren Schlosses hierfür in Betracht kommen dürfte, und zwar deswegen, weil

1. ein Straßenknoten nur etliche Meter vor der „Beste“ liegt, also jederzeit rasch und sicher gesperrt werden konnte;
2. die Straßenkreuzung Edelfingen—Igersheim und Kaiserstraße—Löffelstelzen—Würzburg nur rund 200 m entfernt und durch die Furt leicht erreichbar war;
3. bei Anlage der „Beste“ dort sich keine Bodenhindernisse entgegenstellten, im Gegenteil, leicht bearbeitbarer Grund und genügend Wasser sich bot.



Mergentheim als Straßenknotenpunkt etwa 500 n. Zt.w.

Abb. 4.

Erfolgte oder drohte ein Angriff des Feindes, so war durch das gute und zahlreiche Straßennetz rasche Hilfe innerhalb weniger Stunden möglich.

Der Mündungswinkel Wachbach—Tauber mit den beiderseits flachen und oft überschwemmten Ufern lud geradezu zur Anlage einer Wasserburg ein. Solche Punkte bevorzugten die Franken dieses Zeitabschnittes. Ein Abschluß des trockenen, um etwas höher als seine Umgebung gelegenen Lagerplatzes gegen Westen — jetzige Stadtseite — konnte verhältnismäßig rasch durch Zaun und Graben erfolgen.

Herkunft des Ortsnamens Mergentheim

Von den verschiedenartigsten Deutungen des Ortsnamens Mergentheim ist wohl die von Dr. A. Weller die richtige. Er führt die Benennung zurück auf den Frauennamen „Marigunt“. Marigunthaim (1058 Mergintaim) = der

Besitz (heim) einer fränkischen Grundherrin Marigunt. Allem Anschein nach ist um 900 der Wechsel von einem männlichen Bestimmungswort zu dem weiblichen eingetreten. Viel früher kann diese Änderung nicht stattgefunden haben, denn, wenn Mergentheim als Sitz eines Reichshofes und eines Centenars, vielleicht eines Gaugrafen gilt, so war nach dem Ableben eines solchen königlichen Beamten weder das Amt noch das Besoldungsgut erblich. Der Beamtengraf verwandelte sich frühestens im 10. Jahrhundert in den Erbgrafen. Es konnte also erst in diesem Zeitraum eine Frau die Erbin sein oder die Vormundschaft über einen Minderjährigen führen und damit einem Ort ihren Namen geben. (Siehe „Württembergisch Franken“, N. F. XIV, 1927, S. 35 und 36, und „Württembergisch Franken“, 1857, S. 274.)

Von der Armark Mergentheim

Professor Dr. Schumacher glaubt über den einstigen Verlauf der Mergentheimer Armarkgrenzen folgendes feststellen zu können: „Die Nord- und Westgrenze der Armark, stets den Bergrand einhaltend, entspricht der nördlichen und westlichen Markungsgrenze von Edelfingen und von Mergentheim und zugleich der Landesgrenze. Von der Tauber steigt sie nach Osten über den Geinhardtsberg bis zur Deubacher Höhe, gegen Westen über den Bläß- und Edelberg zwischen Theobaldswald und Gelicht auf den Exerzierplatz an einem alten Grabhügel vorbei. Im Osten senkt sie sich mit der Löffelstelzer Markungsgrenze die tiefeingeschnittene Erlenchlinge herab und mündet links der Tauber auf den geraden ursprünglichen Zug der jetzigen Mergentheimer Gemarkungsgrenze über den Ritz- und Galgenberg längs der Kaiserstraße bis zum südlichen Waldeck des oberen Bürgerwaldes ein. Die Südgrenze zog wohl von hier mit der Wachbacher Gemarkungsgrenze längs des Südrandes jenes Waldes, doch ist ihre Fortsetzung bis zum oben genannten Punkt an der Borbergerstraße (Exerzierplatz) noch zweifelhaft, da verschiedene Möglichkeiten vorliegen. Die alte Grenze verlief zweifelsohne, wo es irgend nach dem Gelände möglich war, in ungebrochenen geraden Zügen, während die jüngeren Gemarkungsgrenzen bereits auf privatrechtliche Verhältnisse Rücksicht nehmen mußten“ (Mergentheimer Heimatblätter). Dr. Schumacher hatte ebenfalls wie K. Weller erkannt, daß die Armark große Flächen umfaßte. Bei Aufteilung derselben behielt der Urort eine größere Fläche als die Tochteriedlung. (K. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, S. 48.)

Nach weiteren Forschungen umfaßte die Armark des einstigen vermutlichen Reichshofes Mergentheim folgende Gebiete: Mergentheim, Rieth (abgegangener Ort), Löffelstelzen, Laubertsbronn (abgegangener Ort), Neunkirchen, Althausen, Ödingen (Ättingshof), Stuppach, Wachbach, Dainbuch (abgegangener Ort), Lustbronn, Lillstadt, Hachtel, Igelstruth und Azendorf (beide abgegangen), und wahrscheinlich Rot. Nicht mit inbegriffen ist Edelfingen. Der Beweis für seinen Ausschluß aus der Armark Mergentheim liegt

1. in der Tatsache, daß auch in den ältesten Urkunden Edelfingen zu der Cent Königshofen und nicht zu Mergentheim zählt.

2. Die Edelfinger Markung hatte (sehr früh bezeugt) eigenes Fischwasser, das gegen die Markung Mergentheim genau abgegrenzt war. Es heißt in der Regest von 1406 (Staatsarchiv Ludwigsburg): Beringer Rych von Mergent-

heim, gefessen zu Wachbach, und Friedrich sein Sohn haben dem Haus Mergentheim verkauft ihr Fischnuß und Fischwasser auf und in der Tauber, da Mergentheimer Markung ein End hat obwendig des Hohberges hinab bis uff die Hohwiesen unter Birkhen (Birken) dem Berge. Item ein Fischwasser auf der Tauber bei der Hofwiesen anfangend bis auf den Zipfel auf Hartrach Truchsessen Wasser pro 34 fl. um Ambrosy anno 1406 (Staatsarchiv Ludwigsburg: Extrakt Raitenauischer Beschreibung des Hohen Meistertumbs Ambtern: sub Spital Mergentheim St. 57, 1604).

Ferner: Sttelsingen hat auch ein eigen Fischwasser in der Tauber ... (1604).

Dann: Wiprecht Mertin von Mergentheim, Edler, gefessen zu Balbach, und dessen Söhne Mertin und Hans mit Beatriz, dieses Hans Hausfrau, verkaufen dem Haus Mergentheim mit anderen ihren Gülten und Gerechtigkeiten zu Sttelsingen ... ihr Fischwasser zu Sttelsingen ... Freitags uff Urbani anno 1398. Item wie diese es von Gottfried von Hohenlohe vorher erkaufte haben anno 1379.

3. Edelfingen zählte ganz frühe zur Pfarrei Königshofen.

4. Der Wald Ketezeit (Kötterwald) ging immer nur bis an die Markungsgrenze Löffelstelzen—Edelfingen, nie darüber hinweg.

5. Die Edelfinger Markungsgrenze zeigt den typischen Verlauf der ältesten fränkischen Grenzziehungen — talaufwärts den Mergelter entlang bis zur Höhe. Der ost-westliche Verlauf zieht auf dem Höhenkamm des Geinhardtsberges (mit der jetzigen Landesgrenze) dem Tal zu, überschreitet in fast gerader Linie das Taubertal, benützt zum Aufstieg auf den Deubacher Höhenkamm die Talrinne vom Bahnhof Unterbalbach ab, steigt nach der südlichen Abbiegung am Berghals des Birken in geradlinigen Zacken zu Tal, um in östlicher Richtung in senkrechter Linie das Taubertal zu schneiden und in den Mergelter zu münden.

6. Edelfingen hat als altes Alamannendorf im später fränkischen Gebiet eine verhältnismäßig kleine Markung, die ganz dem Grundsatz: dem Besiegten, in diesem Fall den Alamannen, den Rest, oder dem Besiegten nur den notwendigen Lebensraum noch zu gönnen, entspricht.

7. Erwähnenswert ist zuletzt der Umstand, daß Edelfingen einst zum Bistum Mainz und Mergentheim zu Würzburg zählte.

Löffelstelzen ist auf der Urmark Mergentheim gelegen, da der einstige Reichshofswald, die Ketezeit (Kötterwald), auf seiner Markung liegt. Ein großer Teil seiner jetzigen Flur war bis ins 19. Jahrhundert herein Wald, auch war es bis 1660 bei der Pfarrei Mergentheim und gehörte seit ältesten bekannten Zeiten zur Cent Mergentheim. Schon die Lage von Löffelstelzen, der steile Anstieg vom Tal aus gibt Anlaß zur Annahme der Spätbesiedlung (Rodungssiedlung).

Eine Begründung für die oben genannte *A u s d e h n u n g d e r U r m a r k M e r g e n t h e i m* liegt in der Siedlungsfolge ihres Gebietes. Ihr Aufbau ist so klar und eindeutig, daß sie als Musterbeispiel aufgeführt werden darf. Mergentheim war der Ausgangspunkt einer fränkischen Siedlungsgruppe; denn es lag ja an der Kreuzungsstelle alter Verkehrs- und Heerstraßen und im Tal. Zu beiden Seiten der in die Tauber einmündenden Wachbach befand sich schon in den Frühzeiten waldfreier, fruchtbarer, tiefgründiger Lehmboden, der die fränkischen Bauern gleichsam zur Siedlung zwang. Mergentheim war vermutlich ein Reichshof (oder Grafen Hof) mit naheliegenden Äckern und Wiesen.

Bauern haben die übrigen freien Anbauflächen in Hufenbesitz, daran in Fortsetzung liegt die Almende der Bauernsiedlung. An diese „engere“ Gemeindefmarkung, zuerst in Benützung genommen, schließt sich die Einöde, teils natürlich, teils vielleicht durch Vertreibung der Alamannen künstlich geschaffen. Es sind meist große Waldgebiete, welche zu Königsgut erklärt wurden.

Die auf den angrenzenden Höhen und in den Seitentälern der Zuflüsse zur Tauber sich ausbreitenden Wälder verlangten harte, langwährende Rodungsarbeit, darum sind die daselbst liegenden Dörfer spätere Rodungs-siedlungen. Mehrere Vorstöße in diese Waldgebiete sind zu unterscheiden. Eine der Hauptaufgaben der Reichshöfe war die zweckmäßige Urbarmachung und Besiedlung des zu ihnen gehörigen Waldgebietes.

Nun gehörten zum vermutlichen Reichshof bzw. Grafen Hof Mergentheim neben Gütern in Mergentheim solche zu Althausen, Stuppach, Wachbach, Lustbronn, Lillstadt, Hachtel, Dörtel, Igelstruth und Azendorf. Andere Landstücke, königliches oder Reichseigentum, sind in Herbsthausen, Adolzhausen usw. nachweisbar. (Nähere Begründung siehe S. 178.)

Wie schon oben bemerkt, erfolgte die Pflugnahme des Gebietes südlich von Mergentheim nicht in einmaligem Vorstoß. Zur ersten Besiedlung sind Wachbach und Stuppach zu rechnen. Nicht viel später muß Althausen gefolgt sein. Auf Reichsgut errichtet, nahm es die Rechte eines freien Dorfes für sich in Anspruch (S. 180).

Als Folge zunehmender Bevölkerung und der damit verbundenen Landknappheit anbaufähiger Flächen sind die ersten Zwischensiedlungen Dainbuch auf Althausen, Lustbronn und Lillstadt auf Stuppacher, Hachtel und Dörtel auf (oder im Anschluß an die) Wachbacher Markung zu nennen. Die letzten Siedlungsanlagen sind Igelstruth und Azendorf (1054 Zacendorf), vielleicht auch Rot im südlichsten Markungswinkel, sowie Löffelstelzen auf waldiger Höhe samt Laubertsbronn und das Riet gegen Edelsingen.

Bei näherem Zusehen erkennt man, daß die Kulturnahme des Wald- und „Einöd“landes — einstiges Königsgut — planmäßig und wohl bedacht war. Zuerst wurde das Haupttal der Wachbach und Stuppach je etwa in ihrer Mitte besiedelt: 1095 Stutbach (Stuppach), vermutlich als Pferdehof angelegt, und Wachbach wohl in ähnlicher Eigenschaft, doch hat Wachbach die größere Bedeutung schon wegen des ausgedehnteren Hinterlandes. Hierauf folgte das Althausen Tal. Zuletzt rückten die Zwischensiedlungen bis in die obersten Tälchen und an die Quellpunkte vor, um auf der Höhe und an der Markungs- und Gaugrenze zu enden.

Damit haben wir die Urmarksgrenze Mergentheims nach Südwesten bis an die einstige Taubergaugrenze vorgeschoben (siehe Karte Abb. 5). An dieser Grenze finden alle alten Markungen ihr Ende. Begründet ist die Trennungslinie (zugleich auch Markungsgrenze für Mergentheim) zwischen Tauber- und Jagtgau durch die auf ihr verlaufenden alten Wege. Ein solcher beginnt im Rechen bei Dainbuch und Lustbronn, heißt auf Stuppacher Markung „Alte Straße“, wird im Gebiet von Hachtel „Steinerne Gasse“ genannt und geht über in die „Kaiserstraße“ jenseits der jetzigen Kreisgrenze. Anhaltspunkte sind die bis heute erhaltenen Flur-(Wald-)namen „Bild“: „Dick-Bild“ und „Stöcker-Bild“ auf Markung Hachtel und „Heiligkreuz“ auf Markung Stuppach—Lustbronn. Daß an solchen Stellen später auch Kreuze errichtet wurden — „Heilig-

kreuz“ —, ist nicht selten und beweist um so mehr die Wichtigkeit des Punktes. Beim Heiligkreuz stand übrigens (noch 1880 in der Oberamtsbeschreibung von Mergentheim) eine mächtige Königseiche. Südöstlich von Rot, auf dem Schnittpunkt der Gaugrenze mit der jetzigen Kreisgrenze, ist in alten Karten (1:50000) der Centbaum vermerkt (Centgrenze). Die Taubergaugrenze läuft, soweit sie zugleich die Urmarksgrenze Mergentheim bildet, auf der Wasserscheide zwischen Tauber und Jagst.



Abb. 5.

Urmark Mergentheim. -.-.- Wahrscheinliche Grenze der ältesten Markung. — Alte Gaugrenze. III-Reichsgut, dessen Platz nachweisbar. — Ortsmarkgrenzen innerhalb deren Reichsgut lag. — Alte Straßen zugleich Gau- und Markungsgrenzen.

Als weitere „alte“ Wege an den Grenzen der Urmark kommen in Betracht: die Straße (spätere Kaiserstraße) vom Speßartblick nach Süden bis über die Höhen von Wachbach—Apfelbach; sie bildet die Ostgrenze der Urmark. Dann kurze alte Wegstrecken südlich vom Uttingshof und von der Straße Mergentheim—Edelfingen ab den Mergelter aufwärts.

Die Franken pflegten bei Grenzziehungen talaufwärts zu wandern bis zu den Höhen am Quellpunkt, um dort von Quelle zu Quelle ihre Grenzen zu ziehen. Die Mergentheimer Urmark (und das Reichsgut) umfaßt das Wassereinzugsgebiet der Wachbach. Es ist eine auch anderwärts oft nachweisbare Tatsache, daß Markungen einst ganze Wassereinzugsgebiete umfaßten.

Eine weitere Unterbauung der angenommenen Armarkgröße von Mergentheim bildet die Ausdehnung des alten Centgebietes von Mergentheim (später Neuhaus). Es erstreckte sich in ihrem westlichen Teil in der Hauptsache auf das „Flußgebiet“ der Wachbach, nicht aber über die Gaugrenze nach Südwesten und Süden. Vor 1500 gehörte zur Cent Neuhaus (vorher Mergentheim) Wachbach, Neunkirchen, Althausen, Ättingshof, Stuppach, Sachtel, Dörtel, Lillstadt, Igelstruth, Azendorf, dann noch die Orte nördlich und südlich von Markelsheim und Igersheim innerhalb der Gaugrenzen.

Zur weiteren Begründung der Ausdehnung der Mergentheimer Armark sei noch der Umfang der Urfparrei Mergentheim herangezogen. Am 750 wurde auf dem angenommenen Reichshof Mergentheim vermutlich eine Pfarrkirche St. Martin errichtet (siehe S. 187). Zu ihr gehörte das ganze Gebiet des Reichshofes:

1. Löffelstelzen war bis 1660 Filiale von Mergentheim;
2. Althausen ist schon im 14. Jahrhundert Teilparrei von Neunkirchen;
3. daß Neunkirchen schon wegen der geringen Entfernung (1 km) zu Mergentheim pfarrte, ist wohl unbestritten;
4. Stuppach erhielt 1608 eine Kirche und 1618 einen Pfarrer und gehörte vorher zu Wachbach. Am so mehr war ganz früher die Stuppacher Pfarrkirche das Mergentheimer Gotteshaus, als noch bis 1614 Lillstadt eine Filiale von Mergentheim war.
5. Wachbach wurde schon frühe eine eigene Pfarrei, doch wird wohl die dortige Kirche nicht über das Jahr 1000 zurückgehen (1054 genannt); die erste Zugehörigkeit nach Mergentheim dürfte ohne Zweifel sein. Wohin hätte es sonst gehören können?
6. Sachtel, Dörtel, Igelstruth und Azendorf werden wohl auch nirgends anders ihren Seelsorger gehabt haben, als zu Mergentheim. Höchstens käme vielleicht bei Azendorf Altringen in Betracht, wie auch Rot als Spätsiedlung zu Hollenbach zählte.

Als eigene Urfparrei ist Igersheim mit seiner uralten Martinskirche anzusprechen.

Die Frage, ob Kengershausen zur Armark Mergentheim gezählt hat, muß verneint werden; denn es liegt außerhalb des einstigen Taubergaues, außerhalb des einstigen Centgebietes Mergentheim und außerhalb des Einzugsgebietes der Wachbach. Erst 1540 wurde es zum Halsgericht Mergentheim gezogen. Zwischen dem 8. und 9. Jahrhundert kommt in Urkunden der Ort Kengesheim als im Jagstgau gelegen vor (ob das Kengershausen ist?).

Herbsthausen, das 1591 behauptet, einst ein freies Dorf gewesen zu sein, war wohl Reichsgut, zählte aber nie zur Cent Mergentheim (Neuhaus), was aber nicht ausschließt, daß es zum Hauptverwaltungsgebiet des angenommenen Mergentheimer Reichshofs gehörte. Pfarrort war einst Hollenbach.

Igersheim und Markelsheim sind selbständige frühe Frankensiedlungen (siehe A. Weller, Besiedlungsgeschichte) und deswegen nie mit der Armark Mergentheim vereinigt, was auch seinen Ausdruck in der Cent Markelsheim und der Würzburg unterstehenden Vogtei (1300) findet.

Die geringe Ausdehnung der Armark Mergentheim nördlich der Tauber ist begründet in dem dort eingeteilten Gebiet der Armark Königshofen und in der

Krümmung der Tauber vom Westlauf in die Nordwestrichtung. Zu bedenken ist ferner, daß sich südlich der Tauber Einöde und Wald bis zur Gaugrenze hinzog, das rechtlich als Königsgut erklärt werden konnte, während nach Norden fruchtbarer Boden des Gaues schon Siedler aufnahm und dort der Besitz an Boden verteilt war. Das Hinübergreifen der Markungen Lustbronn, Stuppach und Igelstruth über die Grenzen ist eine Folge der Gebietschnüpfereien im 9., 10. und 11. Jahrhundert und noch später. Bekannt sind die ewigen Streitereien der Edlen, als sie ihre Territorien gegenseitig festlegten. Die Abweichung der Markung Dörtel nach Osten über die Kaiserstraße weg ist schon durch den Namen erklärt: „Anteres Neugereut“ steht auf diesem Streifen (Karte 1:50000 Nr. 2 Mergentheim). Also neugeredeter Wald, der infolge der Rodung in den Gemeindebesitz von Dörtel gezogen wurde. Vielleicht war dieser Wald einstiger Reichsforst. Die alte Markungsgrenze und damit die Armarksgrenze verlief ursprünglich auf der Kaiserstraße bis wenigstens kurz vor Herbsthausen.

Die angeführten Gründe und Beweise nötigen, die Armark Mergentheim in ihrem Verlauf bis an die Außengrenzen der Markungen von Löffelstelzen, Riet, Mergentheim, Sdingen (Ättingshof), Dainbuch, Althausen, die alte Gaugrenze (gegen den Jagstgau), die Außengrenze von Rot, Dörtel, Wachbach, Mergentheim und wieder Löffelstelzen auszudehnen (siehe Karte Abb. 5).

Der vermutliche Reichshof

In Mergentheim muß nach Lage der Verhältnisse Krongut nebst einem Reichshof³ mit nicht allzu großem Umfang angenommen werden, da sich sonst viele siedlungsgeschichtliche Tatsachen nicht erklären lassen. Der angenommene Mergentheimer Reichshof ist zu suchen auf dem Gelände des heutigen Johanniterhofes und dem sich südlich anschließenden Platz. Die Johanniter kamen erst 1207 in den Besitz dieses Hofes. Wohl finden sich für obige Annahme keine schriftlichen Belege (die wenigsten Reichshöfe sind urkundlich genannt), doch sind viele seiner Merkmale vorhanden:

1. Er steht im Knotenpunkt eines Reichsstraßennetzes, ist also militärisch wichtig. Die Straßenkarte für Mergentheim zeigt diese Verkehrslage (Abb. 4).

2. Die zugehörige Kirche in Mergentheim muß die spätere Spitalkapelle sein, an deren Stelle (die Grundmauern sind noch vorhanden) bis 1740 das sogenannte Quartalskirchlein stand. Dieses war sehr alt, hatte eine Krypta, weist im Keller ein Halbkugelgewölbe auf, und war wohl einst, wie heute, St. Martin geweiht. (Näheres siehe S. 187.)

3. Die Reichshöfe treten vielfach (die kleinen Domänen fast immer) in der Zeit um 1000 bis 1200 als Besitze von namhaften Adelligen auf. In Mergentheim ist der Johanniterhof mitsamt den dazu gehörigen Gütern um 1200 im Besitz der Herren von Hohenlohe (vorher wahrscheinlich in den Händen derer von Lauda und der Grafen von Mergentheim — etwa vor 1150 ausgestorben — und noch früher wohl im Erblehen der „Grafen von Mergentheim“, 1058, Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 387).

³ K ö n i g s h ö f e waren reine Wirtschaftshöfe und standen in königlichem Eigenbetrieb. R e i c h s h ö f e waren ebenfalls Wirtschaftshöfe des Königs, hatten dazu noch Reichsbelange zu erfüllen, z. B. Volksrechtspflege, die Ordnung des Kirchenwesens, die Besiedlung usw.

4. Der Grundriß einer Reichshofanlage zeigt, wie der Johanniterhof, die Form eines großen Wirtschaftshofes (siehe Plan Abb. 6). Gute bequeme Zufahrtsgelegenheit vom Ackerlande her ist daher, wie bei jedem Bauernhof, erste Bedingung. Für seine Anlage kommt also nur das Tal oder sanfter Anstieg in Betracht. In letzterem Fall schließen die Äcker ebenfalls in gleicher oder noch höherer Lage an. Die Wiesen konnten weiter entfernt liegen, doch befand sich das Ackerlande immer in nächster Nähe. Der Johanniterhof in Mergentheim entspricht in seiner Lage den genannten Anforderungen; denn die als Herrschaftshuben in den Mergentheimer „Nahrungsbüchern“ noch um 1750 genannten Grundstücke grenzen an das Schloß, ebenso die Wiesen (siehe Karte Abb. 6). Die Äcker liegen ganz in der Ebene (obere Au), die Wiesen am Tauber-

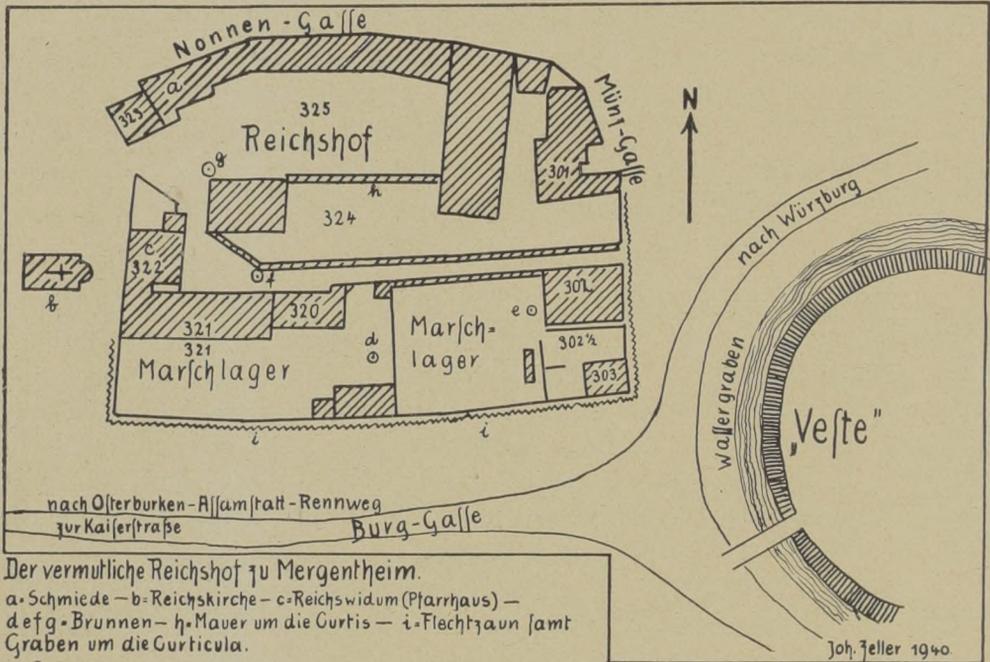


Abb. 6.

ufer bis weit in die untere Au, heute noch Herrenwiesen genannt. Solche gute Wiesen blieben durch alle Jahrhunderte im Besitz der „Herren“. Die Ackerfelder des einstigen Reichshofes zogen sich bis an denselben heran (siehe die Ergebnisse neuerer Grabungen Seite 164). Da der Deutschorden aber sämtliche Güter des Reichshofes, auch die des Johanniterhofes, teilweise auch die des Spitals, als Besitznachfolger innehatte, müssen die im Nahrungsbuch von 1750 aufgeführten Äcker und Wiesen auch die ersten Reichshofäcker enthalten, um so mehr als eine Veräußerung durch den Deutschorden nicht in Frage kam.

5. Der Garten eines Reichshofes, oder anstoßendes trockenes Gelände, diente jeweils zum Marschlager der rastenden Truppen, welche der Reichshof, samt seinen Außenhöfen, versorgen mußte. An den vermutlichen Reichshof zu Mergentheim schließt sich nach Süden heute noch ein geeignetes Gartengelände an.

Die Reichshöfe hatten verschiedene Aufgaben:

1. Sie mußten den Schutz der Heerstraßen und die vielleicht notwendige Sperrung derselben übernehmen (Lage an wichtigen Straßenkreuzungen).

2. Die Erträgnisse der Wirtschaft und die angesammelten Vorräte hatten der Ernährung der hier — im Marschlager — untergebrachten und der durchziehenden Truppen zu dienen; darum lagen die Reichshöfe nicht allzuweit auseinander, meist wohl einen halben bis einen ganzen Marschtag. Wir finden daher im Taubertal, durch das, dem Flußlauf entlang, eine wichtige Heerstraße zog, die zum Teil bezeugten, zum Teil vermutlichen Reichs- oder Königshöfe wie Perlen an einer Schnur aufgereiht: Tauberbischofsheim, Königshofen, Mergentheim, Weikersheim, Niederstetten.

3. Der bei jedem Reichshof gleich anschließend gelegene Marschlagerplatz war zur Unterkunft der Truppen bereitgestellt, darum auch mit Wasser (Brunnen) versehen. In Mergentheim lagen innerhalb des Lagerplatzes bis vor kurzer Zeit drei Brunnen, deren Plätze die beigegebene Planskizze zeigt. Wohl dürften diese Brunnen nicht alle auf die erste Anlage des Reichshofes zurückgehen, so doch gewiß einer. Wer weiß, wie hartnäckig sich durch Jahrhunderte Brunnenanlagen erhalten haben, wird obiger Annahme beipflichten. Außerdem stand innerhalb des angenommenen Reichshofes ein ausgemauerter Ziehbrunnen.

4. Neben rein militärischen Zwecken waren die Reichshöfe Stützpunkte der Forstwirtschaft. Wälder in ziemlich großem Ausmaße waren ihnen angegliedert. Dort wurden Neusiedler zu Rodungszwecken ange setzt. Die Rodungszinsen — Bodenzinsen — flossen teilweise in die Staatskasse. Zum vermutlichen Reichshof Mergentheim gehörten wahrscheinlich die Wälder um Lillstadt, Stuppach, Lustbronn, Hachtel, Dörtel, Rot, Herbsthausen, Azendorf und Tgellstruth, der Ketterwald, zuletzt das einstige Waldgebiet, auf dem jetzt Althausen steht (siehe Karte Abb. 4 und 7 und Ausführungen S. 178).

Der einstige vermutliche Reichshof in seinem Umfang

Nachdem gar vieles nach Plan, geschichtlicher Entwicklung, Vergleiche mit anderen Reichshöfen usw. annehmen läßt, daß der Johanniterhof (1485 Teutschhof oder Johanniterhof genannt) der einstige Reichshof bzw. Grafen-
hof gewesen ist, so erwächst die Aufgabe, den Umfang des Wirtschaftshofes und die etwaige Lage der zu ihm gehörigen Güter so gut wie möglich nachzuweisen.

Die Tatsache, daß die Herren von Hohenlohe als Rechts- bzw. Gebietsnachfolger der Reichshofgüter (Grafenhofgüter) zu gelten haben, ist unbestritten. Der einstige Gaugraf des Taubergaues hat, da sein Amt im Laufe des 9., 10. und 11. Jahrhunderts erblich geworden war, auch die königlichen Güter, besonders die kleineren Königs- oder Reichshöfe, die er als Graf zu verwalten hatte, sich als sein Erbe angeeignet. Wir finden 1058 einen Grafen von Mergentheim — nicht des Taubergaues (Württ. Urkundenbuch 1, 274). Ob nun die Herren von Hohenlohe durch Erbschaft, Verheiratung oder durch Schenkung des Kaisers Friedrich Barbarossa für treue Heeresfolge oder durch ihr Amt in den Besitz der einstigen Königsgüter in Mergentheim gekommen sind, läßt sich nicht nachweisen; Tatsache allein ist, daß sie Besitzer derselben waren.

Am 27. September 1207 (Württ. Urkundenbuch 2, 365) bestätigt Bischof Otto von Würzburg die Schenkung des Patronatrechts der Kirche in Mergent-

heim, samt den dazu gehörigen Gütern und Gefällen, durch den edlen Ritter Albert von Hohenlohe an den Johanniterorden.⁴

Vermutliche Reichshofgüter auf Mergentheimer Markung

Wenn der Beweis für das Vorhandensein des vermutlichen Reichshofes in Mergentheim vollständig sein soll, so müssen sich Reichsgüter in und um Mergentheim befunden haben, denn ein Hof ohne Güter, oder umgekehrt bewirtschaftete Güter ohne Hof, sind nicht denkbar.

Wie schon erwähnt, waren die Hohenlohe gegen Ende des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts die Hauptbesitzer an Grund und Boden, Schlössern und Häusern in Mergentheim und Umgebung. Daß unter den freigewordenen oder an den König zurückgefallenen Lehen und Gütern, die an neue Herren verausgabt wurden, sehr häufig alte Reichsgüter sich befanden, ist nicht anders denkbar. Auch die Hohenlohe kommen auf diesem Wege zu Reichsgut, um so mehr, als sie einerseits Erben der Lauda-Zimmern waren, andererseits mit Lehen und Rechten der auch im 11. Jahrhundert ausgestorbenen Grafen des Taubergaues ausgestattet und belehnt wurden (Gericht — Niedergericht — Patronatsrechte — Zehnten).

Als Freunde der deutschen Kaiser waren die Hohenlohe unzweifelhaft im Lebensbesitz von Reichsgut. Nun ist das Streben der damaligen Lehensinhaber dahin gegangen, diese persönlichen Lehen erblich an die Familie zu bringen, ja sie sogar in Allode zu verwandeln. Als letzte Rechte des königlichen Anspruches auf die einstigen Reichsgüter blieben dann noch der Rückfall an den Herrscher beim Aussterben der Reichsgutsträger und das Bestätigungs- oder Verweigerungsrecht bei Verkauf oder Verschenkung einstigen Reichsgutes.

Letztere Tatsache gibt den Schlüssel zum urkundlichen Nachweis des Reichsgutes in Mergentheim. Eine in Hagenau ausgestellte, auf den Monat Januar 1220 datierte Urkunde lautet in ihrer Einleitung: *Friedericus II confirmat Transactionem . . .*, d. h. Friedrich II. bestätigt die Übertragung der nachher aufgezählten Güter und Rechte. Der Ausdruck „confirmat“ sagt ganz deut-

⁴ Wir finden den Johanniterorden laut Nahrungsbuch Mergentheim von 1750 im Besitz folgender Parzell- und Hausnummern (der Stadtplan von 1748 stimmt mit den Nahrungsbuchnummern 1750 überein, auch sind alle Häuser und Hofräume samt den anderen Plätzen und Grundstücken immer als einst zum Johanniterhof gehörig bezeichnet): 323, 324, 325, 301, 302 (302^{1/2}?, 303?), 320, 321, 322. Bei den diesbezüglichen Einträgen (S. 295 bis 318) ist immer der Hinweis auf das Buch von 1650, auf Kaufverträge, ferner die Bemerkungen: „von alters her“, oder „war in alten Zeiten“ usw. eingeflochten. Diese „Bemerkungen“ sind schon im „Buch“ von 1650 enthalten (im Staatsarchiv Ludwigsburg), so daß ihnen ein „urkundlicher Wert“ zukommt. Da es sich bei den Lagerbüchern (Nahrungsbüchern) immer um die Höhe der Steuern und Abgaben handelte, so haben es die Herren und Beamten einerseits und die Besitzer andererseits sehr genau genommen, ihre Rechte bewiesen und festgehalten. Nun waren aber alle Güter und Häuser der Johanniter, auch nach dem Verkauf an den Deutschorden (1554) bis 1806 steuerfrei, was bei jeder Schätzung aufs neue bewiesen werden mußte. Es sind also die oben angeführten Haus- und Grundstücksnummern tatsächlich die des Johanniterhofes. Wohl wurden zwischen 1207 und 1554 manche Güter durch Schenkung erworben, doch konnte sich der Johanniterhof als solcher nicht erweitern, da nach Norden die Bauernhöfe standen, im Westen die Kirche nebst dem Friedhof sich befand, im Osten der Deutschorden sich festgesetzt hatte, und im Süden bald der Marktflecken gegründet wurde. Wenn die Größe des einstigen Reichshofes (nur der Wirtschaftshof samt Marschlager) auf die oben angeführten Nummern festgelegt wird, so dürfte das ungefähr stimmen.

lich, daß hier etwas übertragen wurde, bei dem der Kaiser mitzureden hat, und das kann nur einstiges Reichsgut gewesen sein, denn bei Verkauf oder Verschenkung von Privatgut kommt eine Bestätigung nie in Frage.

Da es sich vorerst darum handelt, die Reichsgüter auf jetziger Markung Mergentheim festzustellen, seien aus der angezogenen Urkunde nur diejenigen Grundstücke und Rechte benannt, die einschlägig sind. Das wären: die beiden Schlösser in Mergentheim, der Fischfang in der Tauber, die Viehweide an der Tauber, der Zoll, das Gericht und der Zehnte — frei eigen — und alles andere, wie es ihr Vater und Oheim selig frei besessen haben, ausgenommen . . . Reichsgut sind davon ohne Zweifel die Viehweide an der Tauber, der Zoll und das Gericht samt Zehnten und Fischwasser. Erstere (die Viehweiden) werden wohl die noch heute als Herrenwiesen benannten Grundstücke der unteren Au sein. Der Zoll als solcher ist in seinem Ursprung allüberall in deutschen Landen königliches Regal (Königsrecht), ebenso die Fischweid im Bereich des Königshofes (samt der Jagd). Beim Gericht handelt es sich hier entweder um das einstige Vogteigericht des Königshofes oder um die niedere Gerichtsbarkeit, die sich räumlich auf die Schlösser und Höfe, rechtlich ebenfalls nur auf die dort sesshaften Bewohner erstreckte. Das Centgericht erhielt der Deutschorden sehr spät; erst 1409.

Befassen wir uns noch mit der Urkunde vom Jahre 1207. Damals übergab Albert von Hohenlohe das Patronatsrecht der Kirche zu Mergentheim nebst den dazu gehörigen Gütern und Gefällen (cum fundo dotali) zum Heil seiner Seele dem Johanniterorden. Der Wirtschaftshof, der zu dem an den Johanniterorden (1207) geschenkten Pfarrwiddum gehörte, ist der heute noch Hänser-(Johanniter-)hof genannte Wirtschaftshof (in den alten Zinsbüchern, z. B. 1486, Teutschhof, in Klammer Johanniterhof, genannt).

Im Jahre 1554 verkauft der Johanniterorden alle seine Besitzungen in Mergentheim an den Deutschorden. Letzterer veräußerte sehr selten Teile von Gütern, so daß in den nach 1554 aufgestellten „Nahrungsbüchern“ von Mergentheim sämtliche Grundstücke der Herrschaft genannt sind. So auch noch im Jahre 1750. Zu diesem „Nahrungsbuch“ sind ausgezeichnete Pläne der gesamten Markung Mergentheim vorhanden. Die Parzellnummern beider stimmen überein, so daß jedes Fleckchen in und außer der Stadt feststellbar ist. Macht man sich die Mühe und bezeichnet im Markungsplan sämtliche der Herrschaft gehörigen Hufenäcker, so ist das Ergebnis, daß diese samt und sonders in der Au gegen Igersheim in zwei großen Blöcken liegen, getrennt durch einen schmalen Streifen anderer Äcker. Die Herrschaftshufen ziehen sich von der Au her bis zum jetzigen „Alamannenweg“. Von den einstigen Äckern des Johanniterhofes liegen 1485 rund 70 Morgen ebenfalls in der oberen Au, wie es im Zinsbuch des Teutsch-(Johanniter-)hofs 1485 heißt, in der „Herrenau“ gelegen. Ein Beweis, daß schon damals die Herrschaftsäcker in der oberen Au sich befanden, also wohl diejenigen Grundstücke darstellen, welche zum Reichshof gehörten. Die Lage der Wiesen ist tauberabwärts bis in die Nähe der Markungsgrenze gegen Edelfingen—Herrenwiesen genannt (siehe S. 185). Die Äcker des Reichshofes schlossen sich natürlich an diesen selbst an. (Grabungsergebnisse siehe S. 164.)

Anzunehmen ist, daß der heutige Marktplatz samt Stadtkirche einerseits und bis zum jetzigen Friedhof andererseits ebenfalls zum angenommenen Reichshof (bzw. Grafenhof) gehörte.

Auf weiteres altes Reichsgut kann geschlossen werden aus der Urkunde vom 29. Januar 1227 Regensburg (Württ. Urkundenbuch 3, 211): König Heinrich VII. bestätigt den von dem edlen Manne Heinrich von Egersberg vorgenommenen Verkauf aller seiner Güter in Mergentheim an den Deutschorden. Auch hier bestätigt der Kaiser den Verkauf, also muß er ein gewisses Recht darauf bejessen haben — Reichsgut.

1343. König Ludwig belehnt Erkinger von Seinsheim mit einigen Gütern zu Mergentheim, welche Rüdiger der Rich an seinen Tochtermann Gerung, den Trehsessen, abgetreten, dieser aber an Erkinger verkauft hatte. („Württembergisch Franken“, 1853, S. 84.)

Einwände könnten gemacht werden betreffs der in den Urkunden von 1342 und 1343 genannten Güter; denn diese könnten auch „neue“ Königsgüter sein, und zwar deswegen, weil Adelheid von Rieneck als einzige Erbin des Ludwig von Rieneck mit Zustimmung ihrer Verwandten Ulrich von Hanau, Vater und Sohn, ihre Erbensprüche an Kaiser Ludwig den Bayer veräußerte. Derselbe schloß im Jahre 1342 einen Vertrag mit Würzburg, wodurch er Rechte in Lauda, Rotensfels und Gemünden erhielt. 1344 ist König Ludwig im Besitz von Lauda. (Kunstdenkmäler Badens, Band IV, S. 101.) Nirgends ist jedoch (bis jetzt) auch nur eine Andeutung zu finden, daß die in den Urkunden von 1342 und 1343 genannten Güter zu Mergentheim einst rienedischer Besitz gewesen wären. Überhaupt scheinen die Rieneck in Mergentheim nie Güter ihr Eigen genannt zu haben, um so weniger, da die Hohenlohe die Erben der in nächster Nähe herrschenden Herren von Lauda-Zimmern waren; von 1219 ab hat der Deutschorden in Mergentheim jede neue Gebietserwerbung anderer Edlen möglichst verhindert. Es wird sich darum wohl aufrechterhalten lassen, wenn auch diese Güter des Rüdiger Reich zu Mergentheim als Reichsgut angesehen werden. (Siehe S. 180, Wachbach und Lillstadt.)

Berechtigte Zweifel bestehen über die Herkunft der von den Herzögen von Bayern in den Jahren 1343, 1353, 1358, 1405 zu Mergentheim ausgegebenen Lehen. Die Annahme, daß sie altes Reichsgut waren, wird von namhaften Forschern (z. B. Karl Weller) abgelehnt. Wohl nicht als Reichsgut sind anzusprechen die Wälder der Markung Mergentheim; denn schon 1259 am Palmsonntag vergleichen sich der Deutschorden, Johanniter und Richter und Gemeinde der Bürger zu Mergentheim wegen des Holzes im Raizenberg (Oberer Bürgerwald) und aller der gemeinen Hölzer zu Mergentheim. („Württembergisch Franken“, 1856—1858, Bd. 4, S. 277, und 1868—1870, Bd. 8, S. 269.) Möglich wäre immerhin, daß diese Wälder bei Aufhebung des vermutlichen Reichshofes an die Gemeinde der Bürger kamen.

Reichsgüter außerhalb der jetzigen Markung Mergentheim

Die Reichshöfe waren von sehr verschiedener Größe: 100 bis 1000 Hufen. Wenn auch der vermeintliche Mergentheimer Reichshof (bzw. Grafenhof) nicht zu den größten gezählt haben mag, so besaß er doch gewiß eine Ausdehnung, die weit über die jetzige Markung Mergentheim hinausgriff und wohl die Armark Mergentheim samt dem Verwaltungsgebiet der Urzent Mergentheim umfaßte. Das Bestehen von Außenhöfen unter Verwaltungshoheit des Haupthofes Mergentheim ist wahrscheinlich (was bei anderen Königshöfen Tatsache ist, das muß für Mergentheim als möglich angenommen werden). Wachbach

und Stuppach sind als Viehhöfe zu denken, Markelsheim vielleicht als kleinerer Verwaltungshof über Apfelbach, Markelsheim, Igersheim. Letztere Annahme wird gestützt durch die früh bestehende Cent Markelsheim und die spätere Vogteiherrschaft (als Lehen von Würzburg) in eben den Orten Apfelbach, Markelsheim, Igersheim, Neuses, Harthausen in den Händen der Hohenlohe Brauneck (für die Jahre um 1300 urkundlich belegt; Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 394 ff.). Wenn in den folgenden Abschnitten der Nachweis von ehemaligem Reichsgut in dem einst zur Mergentheimer Armark und der östlich davon liegenden, wahrscheinlich im 9. oder 10. Jahrhundert von der Arzent Mergentheim abgesprengten Cent Markelsheim geführt wird, so kann auf Vollständigkeit kein Anspruch erhoben werden, um so weniger, da die Quellen (Württ. Urkundenbuch, Oberamtsbeschreibungen von Mergentheim und Künzelsau, sowie Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg) sehr dürftig fließen. Unmöglich ist ferner, den Umfang und die nähere Lage der Güter festzulegen. Es folgen nun die einzelnen Markungen, wie sie jetzt bestehen, samt den abgegangenen Orten.

1. **L ö f f e l s t e l z e n.** Auf dieser Markung liegt Reichsgut. Das geht hervor aus der Urkunde vom 16. Dezember 1219 (Württ. Urkundenbuch 3, 92) und aus der vom Januar 1220 (Sagenau). Beide Belege zählen auf: „... und alles Eigentum zu Mergentheim, beide Schlösser, den Wald Keteite, den Fischfang in der Tauber“ usw. Auf den Einleitungssatz der Urkunde vom Januar 1220 wurde schon hingewiesen. Die vom Kaiser Friedrich II. gegebene Bestätigung weist auf Königsgut (siehe S. 176). Der Kötterwald (Keteite) ist also Königsgut im Besitz der Hohenlohe. Der Aufzählung nach wäre die Keteite auf Mergentheimer Markung. Diese Möglichkeit besteht; denn Löffelstelzen ist als sehr später Rodungsort anzusprechen. Die Rodungstätigkeit auf dortiger Markung fand erst im 19. Jahrhundert ihr Ende. (Zuletzt wurde das Wäldchen nördlich vom Dorf, im unmittelbaren Anschluß an dasselbe, ausgehauen.) Für die Spätanlage spricht noch die schwer zugängliche, wasserarme Hochfläche. Aus allem geht hervor, daß wenigstens der Kötterwald (Keteite), wenn nicht die ganze Markung, Königsgut war.⁵

2. **D e r Ä t t i n g s h o f.** Im Jahre 807 Odinga (im Jahre 1500 Ättingen, lateinisch: *Dominium Utile*, 1504 Ätthingheim) genannt, gehörte diese einst selbständige Markung zu den ältesten mit Namen aufgeführten Orten unserer

⁵ Zur Zeit, als die Römer noch den Limes gegen die Angriffe der Alamannen hielten, galt als vorbeugende Maßnahme vor unliebsamen feindlichen Überraschungen das Siedlungsverbot vor dem Grenzwall in einer Breite von rund 30 km. Zu diesem Sicherungstreifen, der sich in wenigen Jahrzehnten zu einem fast undurchdringlichen Waldgebiet mit wenigen Wegen verdichtete, gehörte auch das südliche und südwestliche Gebiet der Armark Mergentheim. Bis heute reiht sich hier, in einer Länge von etwa 25 km, Wald an Wald mit nur zweimaliger, ganz kurzer Unterbrechung. Vor der Erstürmung des römischen Kastells Osterburken durch die Alamannen (260) dürfte dieser Sömlandstreifen völlig unbesiedelt gewesen sein. Erst in der Zeit der Rückfiedlung der Alamannen (etwa im 5. Jahrhundert) wird ein versuchsweises Eindringen in diese Gebiete stattgefunden haben. Sicher ist, daß dieser Urwaldstreifen im allgemeinen herrenlos, öd war und damit bei der Landnahme durch die Franken, nach dem herrschenden Gesetz, Reichsgut wurde. Es ist deswegen die Annahme nicht zu verwerfen, daß die Gebiete der Markungen Ättingshof, Dainbuch (abgegangener Ort südwestlich Althausen), Althausen, Lustbronn, Stuppach, Wachbach, Hachtel, Igelstruth und Azen-dorf (beide abgegangene Orte westlich Rot), und Rot ganz oder teilweise als ältestes Reichsgut angesehen werden.

Gegend. 807 tritt Graf Audolf mit Einwilligung Kaiser Karls des Großen dem Bischof von Würzburg unter anderen Gütern auch solche in dem Weiler Odinga ab. Ausdrücklich ist hier Odinga Grafengut genannt, das mit Einwilligung des Kaisers abgetreten wird. Odinga war Besoldungsgut des Grafen vom Taubergau, als solches Reichsgut und nur mit Einwilligung des Kaisers veräußerbar.

Gleichfalls noch im 9. Jahrhundert schenkt Graf Wago sein Eigentum in dem Weiler Uotinga dem Kloster Fulda (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 451; Grafengut = Reichsgut).

3. **Althausen.** Es ist denkbar, daß die Markung Althausen einst fränkischer Herrnsitz war, dessen Besitzer früh ausstarben, oder dessen Inhaber durch irgendwelches Vorkommnis ihres Gutes verlustig gingen (Konfiskation); in solchem Fall wurde das freie Land zu Königsgut. Damit ständen die Funde von Reihengräbern der merowingischen oder frühen karlingischen Zeit auf dem Kirchberg zu Althausen in Einklang, vielleicht auch der hinter der Kirche angeschnittene Abschnittswall. Auf diesem Königsgut werden neue Siedler ange-
gesetzt worden sein, welche gewisse Rechte und Freiheiten als Lohn für die mühevollere Rodungsarbeit besaßen, die sie nach den Urkunden von 1377, 1411, 1429 und 1490 verteidigten. (Siehe auch die Anmerkung S. 179.)

4. **Lustbronn.** In der Oberamtsbeschreibung von Mergentheim (S. 476) ist unter dem Regest aus dem Jahre 1416 ersichtlich, daß bei Lustbronn (Luchs-
prun) Kammeräcker liegen. „Reichsgutverdächtig“ können Flur- und Forstnamen sein, die in früherer Zeit den Beinamen „Kammer“ führen. Aus diesem und dem Anmerkung⁵ angeführten Grunde kann auf Lustbronner Markung Reichsgut angenommen werden.

5. **Stuppach.** Nach vorhandener Urkunde (Württ. Urkundenbuch 1, 383) vom Jahre 1095 waren Teile von Stuppach vorher im Besitz des Klosters Romburg. Diese Güter mögen durch die Stifter des genannten Klosters, die Grafen von Romburg-Rothenburg, an dasselbe gekommen sein. Als Grafen (Beamte des Königs) waren sie im Laufe der Zeit (9. bis 11. Jahrhundert) in den erblichen Besitz des Amtes und der einstigen Besoldungsgüter gekommen. Angenommen kann werden, und diese Annahme besitzt große Wahrscheinlichkeit, daß Stuppach Königsgut war. Eine andere Stütze für die vorhergehende Behauptung bildet der Name des Dorfes selbst. 1095 wird der Ort Stutbach genannt; Stutbach, in dem das Gestüt getränkt wird. Es muß also eine bedeutende Pferdezucht daselbst gewesen sein. Nun wissen wir, daß schon Karl der Große auf den Pfalzen und Königshöfen Gestüte eingerichtet hat; so etwas war auch für den Reichshof Mergentheim in Stuppach möglich, um so mehr als es in einem abgeschlossenen Tale lag (siehe Stuttgart = Stutengarten in dem abgeschlossenen Nesenbachtale). Zudem legte jeder bedeutendere Reichshof mit der Zeit seine Außenhöfe zum Zwecke der Viehzucht an, z. B. Schweigern war ein Viehhof für Königshöfen. Außerdem sei noch auf den Markungsnamen „Edelberg“ und die Anmerkung⁵ hingewiesen.

6. **Wachbach** gehörte zu dem mit Creglingen usw. an die Bayernherzoge gekommenen Reichsgut, welches Herzog Heinrich VII. im Jahre 1045 der Kirche zu Bamberg überließ, wobei er ausdrücklich die Kirche in Wachbach mit allen Rechten für sich behielt. (Oberamtsbeschreibung von Mergentheim, S. 758.) Noch im Anfang des 15. Jahrhunderts (1405) erscheinen die Herzoge von Bayern als Lehensherren. (Burg- und Ortsherren waren indes frühe und bis

1327 die Hohenlohe.) Hier ist ganz ausdrücklich Reichsgut genannt, welches sich in den Händen der Bayernherzoge befand. Das ist auch sonstigen Orts, z. B. in Lillstadt, der Fall. Wachbach scheint sehr früh ein bedeutender Ort gewesen zu sein. Er besitzt 1045 eine eigene Kirche, wohl von Mergentheim aus auf Reichsgut gegründet und mit Reichsgütern und Rechten (Pfarr-Rechten?) ausgestattet. Wichtige Orte in der Nähe von Königshöfen und auf Reichsgut gelegen, haben immer wichtige Wirtschaftsaufgaben zu erfüllen. Diese bestanden fast nur in Viehzucht. Es wird wohl nicht verfehlt sein, in Wachbach einen Viehhof von Mergentheim zu sehen. Auf Reichsgut kann außerdem zurückgeschlossen werden aus dem Regest von 1405 (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 762), dort ist von einer Hofwiese die Rede. Ferner verkauft 1536 Brigitta, Heinz Kimmelmans Witwe, ihren freien Hof. (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 764.) Freie Höfe stehen vielfach auf Reichsgut — siehe Althausen, das Frei-(Reichs-)dorf. (Siehe auch Anmerkung ⁵.)

7. Lillstadt. „1343 Mai 22., Würzburg. König Ludwig eignet Wiesen zu Lillstadt, welche dem Herzogtum Bayern zu Lehen gegangen, und welche Rüdiger der Reiche von Mergentheim an die bescheidenen Mannen Berthold und Heinrich von Hobach verkauft hat.“ (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 400.) Auch hier finden sich Wiesen zu Lillstadt im Lehensbesitz der Herzoge von Bayern; daß sie Reichsgüter gewesen sein können, zeigt die Tatsache der Abereignung (Genehmigung des Verkaufs und der Übertragung) durch den König.⁶

8. Sachtel. Auf der Markung Sachtel läßt sich bis jetzt kein Reichsgut nachweisen, doch liegt es, wie

9. Dörtel, zwischen den Reichsgütern von Igelstruth, Herbsthausen und Wachbach, so daß es wahrscheinlich ist, daß auch hier sich Reichsgut befunden hat. (Siehe Anmerkung ⁵.)

10. Igelstruth und Azen Dorf. Beide sind abgegangene Orte südlich von Sachtel. 1054 Juli 10., Donaauörth. Kaiser Heinrich III. schenkt seinem getreuen Emhard den Besitz des Pfalzgrafen Hermann, der exlex geworden, . . . Zazendorf (Azendorf, Ozendorf) und Igilstruoth (Igelstruth). (Württ. Urkundenbuch I, 272.) Die Oberamtsbeschreibung von Künzelsau nennt (S. 324) diese Güter Reichsgut, ebenso (S. 578) Azendorf (Ozendorf), „ursprünglich Reichslehen“. Die Oberamtsbeschreibung Mergentheim sagt (S. 564): Igelstruth samt Azendorf sei „wohl Reichslehen“ gewesen. (Siehe auch Anmerkung ⁵.)

11. Rot ist eine neuere Rodungssiedlung, worauf der alte Name Ruit (1276), Rode (1337), das ist gereutetes, gerodetes Land, hinweist. Königs- oder Reichsgut ist dort nicht nachweisbar. (Siehe Anmerkung ⁵.)

12. Herbsthausen, alt Herewigeshusen, erscheint in urkundlicher Zeit im Besitz der Hohenlohe (1219). Reichsgut ist dort sicher gelegen, denn 1219 übergeben die Hohenlohe den Kammerforst dortselbst⁷ mit Genehmigung des Kaisers Friedrich II. an den Deutsch-Orden. Also ganz derselbe Fall wie

⁶ Nach Ansicht von R. Weller sind allerdings Güter, die von dem Herzog von Bayern zu Lehen gehen, keine Reichsgüter.

⁷ „Am ehesten scheint auf königlichen Besitz der Name ‚Kammerforst‘ zu deuten, doch kann solches Reichsgut auch erst in späterer Zeit durch Konfiskationen (S. 180) erworben worden oder auch in den Händen der Verwaltung der Staufer, der Herzoge von Rothenburg, gewesen sein.“ (R. Weller, Mitteilung an die Schriftleitung vom 10. April 1940.)

bei den Gütern zu Mergentheim (S. 178). Nicht zu übersehen ist, daß der Name Kammerforst auf altes Reichsgut hinweisen dürfte.

Merkwürdig erscheint, daß 1591 die Gemeinde Herbsthausen (samt Adolzhausen) behauptet, sie sei, ehe sie hohenlohisch geworden, freies Dorf gewesen und haben die Bürger auf ihrer Markung freie Birsch gehabt. („Württembergisch Franken“, 1862—1864, Bd. 6, S. 492.) — Freie Dörfer auf Reichsgut (siehe Althausen S. 180 und Anmerkung ⁵).

13. Adolzhausen, frühestens Otolveshusen (1182), Otelshusen (1313) genannt, hat seine Benennung von dem Personennamen Autolf, Otolf, Adolf und ist vielleicht nach dem Gollach- oder Taubergaugrafen Audolf, gestorben 819, benannt. Derselbe war Karls des Großen Seneschall und Küchenmeister, zuletzt Statthalter von Bayern. (Siehe Uttingshof, S. 179.) Stimmt die angenommene Namensklärung, dann wäre auf dieser Markung zweifellos Reichsgut, welches Graf Audolf zu Lehen besessen haben mag. (Betreffend der 1591 auftretenden Behauptung, Adolzhausen sei einst ein Freidorf gewesen siehe Seite 182 und Anmerkung ⁵).

14. Schönbühl. Reichsgüter sind dort nicht nachweisbar; es könnten nur die dort begüterten Hohenlohe solches besessen haben.

15. Apfelbach. Die Urkunden erzählen: „1096 Burkhard, Graf von Romburg, tritt seinem Bruder Einhard von Würzburg 1½ Hufen in Apfelbach ab.“ (Württ. Urkundenbuch 1, 398.) „1109 Goswin von Mergentheim schenkt viculum Alphelbach an Kloster Amorbach.“ („Württembergisch Franken“, 1868—1870, Bd. 8, S. 172.)

Apfelbach gehörte also im 11. Jahrhundert dem in Franken reich begüterten Geschlecht der Grafen von Romburg bei Hall oder von Rothenburg o. T., den Nachkommen der alten Gaugrafen von der Gollach, Tauber usw. Die Gaugrafen waren um 1050 schon im erblichen Besitz der einstigen Reichsgüter, die sie anfangs verwalteten (besonders die kleinen Reichshöfe) oder die sie als Besoldungsgüter zur Nutznießung innehatten. Auf diese Tatsache gründet sich die Annahme, daß die von den Grafen Burkhard und Goswin hingegebenen Ländereien Reichsgüter gewesen seien.

16. Markelsheim und das abgegangene Aspach. 1054. Unter den Kammergütern (Reichsgütern), welche der geächtete Pfalzgraf Hermann von Luxemburg zu Lehen gehabt und womit Kaiser Heinrich III. seinen Getreuen Emehard belehnt, sind solche in Marckollesheim und Asbach. (Württ. Urkundenbuch 1, 272; vgl. S. 181.) Hier sind unzweideutig „Kammergüter“, das sind „Reichsgüter“, aufgeführt. (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 625.)

17. Igersheim. Die Oberamtsbeschreibung Mergentheim führt (S. 584) an: Igersheim wird erstmals bei Stiftung des Klosters Romburg um das Jahr 1080 erwähnt, als dorthin der Bürger und Dienstmann Wignand von Mainz mit vielen anderen ursprünglichen Reichsgütern und nachmaligen Würzburgischen Lehen in diesen Gegenden (siehe Creglingen) auch Güter und Weinberge in Igersheim schenkte. In Igersheim betrug das Gesamtvermächtnis des Wignand an Romburg 20 Hufen und 20 Jauchert Weinberg. Es ist das ein ganz bedeutendes Landstück, das Reichsgut genannt wird.

18. Harthausen war altes würzburgisches Lehen, das die Herren von Brauneck trugen. Wir wissen, daß des Bistums Würzburg frühe Besitztümer meist Geschenke der Könige waren. Harthausen kann deshalb Reichsgut ge-

wesen sein, da es schon beim Eintritt in die urkundliche Geschichte zu Würzburg gehört. Außerdem wird 1185 von einem Neubruch in Harthausen berichtet. Zu damaliger Zeit waren Rodungen nur gestattet in großen Waldgebieten (worauf auch der Name Hart = Wald deutet); solche waren aber Wüstland — und damit Königsgut. Sollte es bei Harthausen nicht auch so gewesen sein?

19. Neuses. Für Neuses gilt dasselbe, was über Harthausen gesagt wurde. Es ist würzburgisches Lehen und Rodungsort, darum möglicherweise Königsgut.

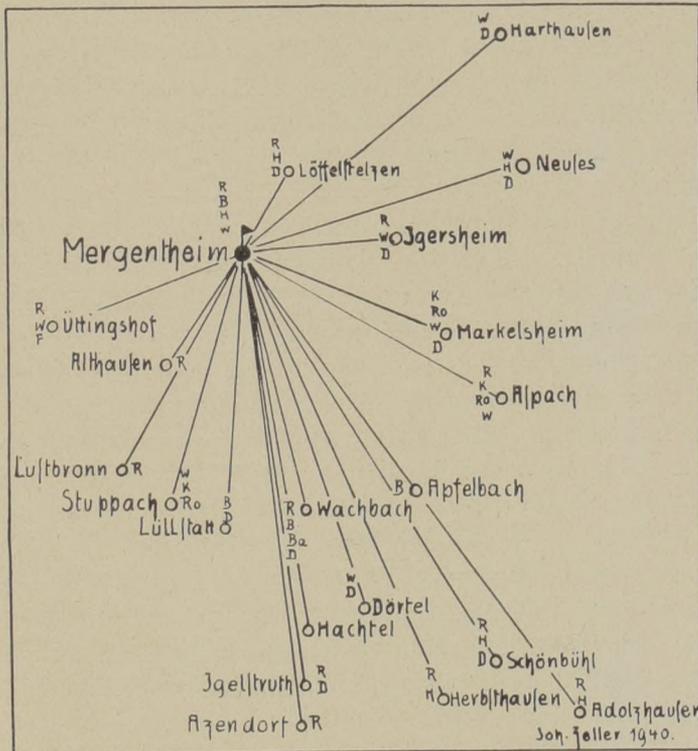


Abb. 7.

Reichsgüter u. ihre späteren Besitzer. R. Reichsgut. W. Würzburg. H. Hohenlohe. Ko. Korbürg. Ro. Rothenbürg. F. Fulda. D. Deutschorden. B. Bavern. Ba. Bamberg. Joh. Joller 1940.

Damit wären die kurzen Untersuchungen, betreffend das Vorhandensein ehemaligen Reichsgutes in den Dörfern auf Mergentheimer Arm und dem Gebiet östlich davon nachzuweisen, beendet. Es zeigte sich, daß vielfach urkundlich benanntes Reichsgut bewiesen werden kann. Bei manchen Orten und Fragen waren Schlussfolgerungen notwendig, die jedoch in den meisten Fällen nicht zu gewagt sein dürften. Die Rückschau läßt den Schluß zu, daß der Reichshaupthof zu Mergentheim lag, der zugleich auch den Sammelpunkt der landwirtschaftlichen Ertragnisse der Außenhöfe bildete.

Auf der Karte (Abb. 7) sollen die Orte mit Reichsgut gezeigt werden, die wahrscheinlich in der Verwaltung des Haupthofes Mergentheim standen. Die beigegefügt Buchstaben nennen nur die ältesten Besitzer.

Die Lage der ältesten Bauernsiedlungen in Mergentheim

Im Gebiet des mittelalterlichen Stadtringes erkennt man zweierlei Hofanlagen: die bandförmige und die mehr oder weniger sich dem Quadrat und Vieleck nähernde. Jüngerem Datums, also nach 1340, ist

die Bandform — sie ist städtebaulich notwendig. Sie findet sich nur in den „neueren“ Stadtteilen westlich des Marktplazes und südlich der Finkengasse, wogegen die ältere, unregelmäßig angeordnete Hofeinheit sich nördlich des Johanniterhofes zeigt (Stadtplan von 1748).

Vergleicht man die im nördlichen Anschluß an den einstigen vermuteten Reichshof bzw. Grafenhof (begrenzt durch die Nonnengasse, Münzgasse und Gänsmarkt — jetzt Platz der S.A.) wohnenden Berufe, so ergibt sich zu unserer Überraschung, daß um 1750 hier, im Gebiet der einstigen Hausnummern 250 bis 300, nur 9 Handwerker wohnten, dazu 11 Beamte der Stadt und des Herrschaftlichen Hofes, welche selbst teilweise Bauernanwesen ihr eigen nannten. Die übrigen 30 Häuser und Scheunen gehörten Bauern, also noch 60% aller Bauten. In anderen Vierteln, besonders südlich der östlichen Hälfte der Burgstraße, ist die Besiedlung in bezug auf die Berufe hierzu ein krasser Gegensatz (siehe S. 206).

Für die Richtigkeit der schon angedeuteten Lage der „Urhöfe“ sprechen noch folgende Tatsachen: Nach der Überlieferung und anderorts gesicherten Siedlungsvorgängen bauten die Franken als Ackerbauern möglichst nicht mitten auf guten Ackerboden, sondern an dessen Rand, also nicht an und südlich der Burgstraße. Auf Reichshofbesitz durften sie nicht bauen, und das vermutliche Ackerland des Reichshofes begann gleich südlich anschließend an den Reichshof. Außerdem bezeugt die Marktgründung beiderseits der Burgstraße, daß dort Reichsgut war. Südlich des Reichshofes wurde der Markt gegründet, also konnte dort kein Bauernhof stehen. Aus einem Bauerndorf wird nie ein Markt, sondern der Markt wurde stets neben dem Dorf angelegt. Südlich des Reichshofes lagen die großen Verkehrsstraßen. So absichtlich die „Beste“ an die Straßenkreuzung gebaut wurde, so ungerne wollten die Siedler der ersten Landnahme dieselbe in ihrer Mitte. Andere Stadtteile kommen nicht in Betracht, da sie erst nach 1340 angelegt wurden (mit einigen Ausnahmen: Probsthof, Steinhaus, Södeburg). Gegen die Möglichkeit, daß südlich der Stadt, jetzt Carolinum und Friedhof bis zum Reihengräberfeld, die erste Frankensiedlung gestanden sei, spricht die Form des alten Geländes, ein Höhenunterschied von 5 bis 7 Meter auf 20 Meter Entfernung. Dann sind am Eisenberg (Stadtgarten und Alamannenweg) wohl jungsteinzeitliche und bronzezeitliche Wohngruben gefunden worden, nie aber alamannische oder fränkische Wohnspuren. Auch der Platz des späteren Dominikanerklosters scheidet aus, da dieser sehr früh die Liebfrauenkapelle trug, und zwar auf dem dort etwas erhöhten Platz, der für ein Bauerndorf zu klein war.

Die Ein- und Aufteilung der Flur (500 n. Ztr.) und die Siedler

In den anfangs großen Gemeindemarkungen unterschied man zwischen Acker- und Wiesenland, Weide und Wald, sowie Einöde. Andererseits konnte man die Mark einteilen in Privatbesitz und Gemeindebesitz (Allmende). Das Ackerland lag immer etwas erhöht (trockener) und ganz im Anschluß an die Siedlung, wenn auch gelegentlich Teile weiter ab waren.

Die Franken werden im allgemeinen die Flureinteilung ihrer Vorgänger übernommen haben. Nur bei Errichtung eines Reichs- oder Königshofes war die Umgestaltung eine durchgreifendere. Mergentheims vermutlicher Reichshof belegte die beste Ackerflur samt den ertragreichsten Wiesen. Während die Acker

am Rande des Überschwemmungsgebietes zwischen Mergentheim und Igersheim bis zum Reichshof lagen, zogen die Wiesen der Tauber entlang vom jetzigen Wehr beim Schloß bis fast zur Markung Edelsingen, im Anschluß an die Wiesen des abgegangenen Ortes „Rieth“; heute noch werden sie „Herrenwiesen“ genannt. Das noch übrige Ackerfeld zwischen den Herrenwiesen und dem Trillberg, sowie zwischen den Herrschaftshuben und dem Ritzberg oberhalb Mergentheim wurde unter die freien Bauern verteilt in sogenannten Gewannblöcken, also großen Stücken.

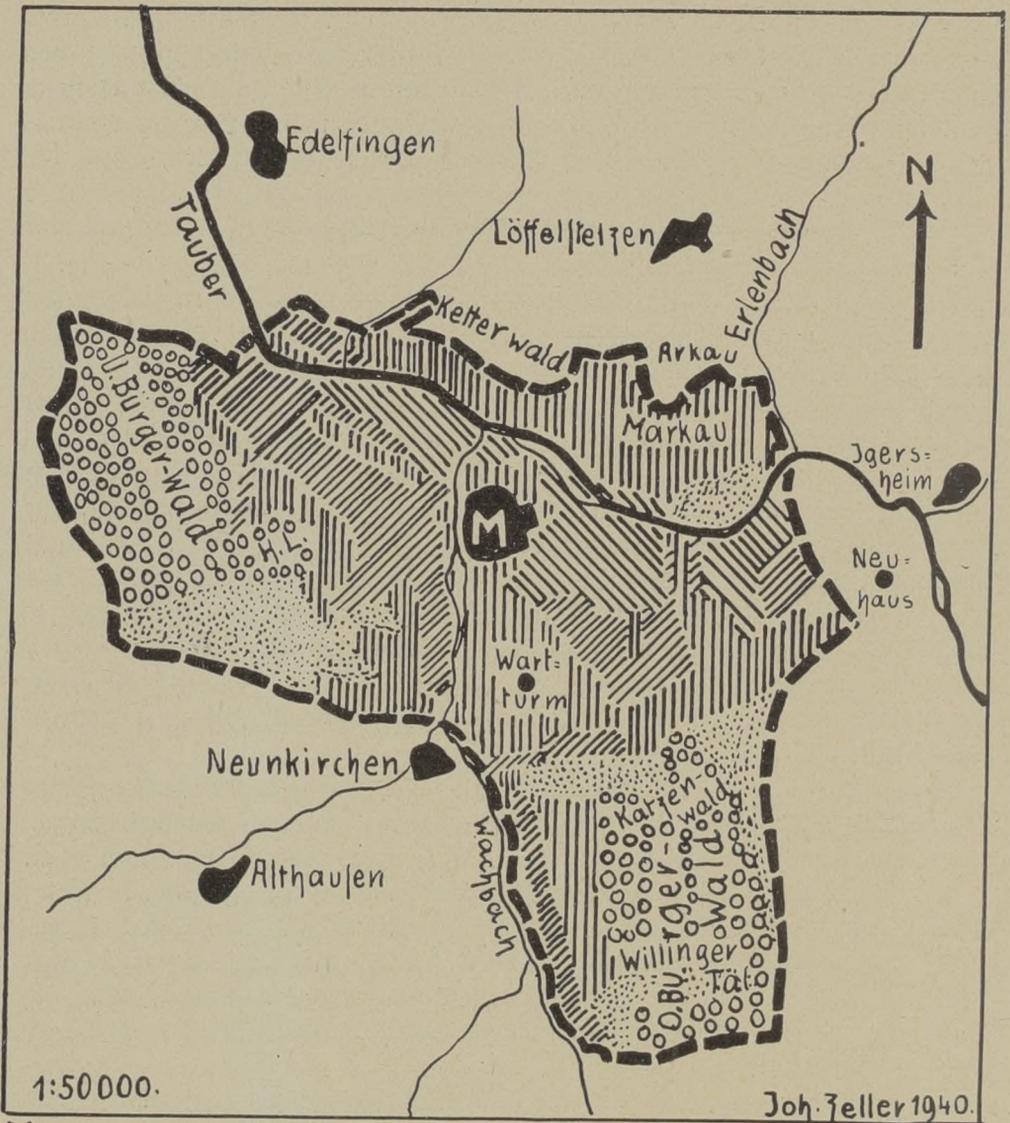
Bei Zunahme der Dorfbewohner wurden die einzelnen Hufenblöcke wieder geteilt (Erbchaft unter mehreren Söhnen), und zwar so lange, bis das so charakteristische Flurartenbild der „Bandäcker“ entstand. Letztere hatten vielfach nur mehr die Breite einer Pflugwende, das ist so weit als das Pfluggespann zum ordentlichen Umwenden beim Ackern brauchte; diese Form zeigen z. B. die Äcker im „Langen Gewand“ am Trillberg. War die Teilung bis zur äußersten Möglichkeit vorgeschritten, so wurde bei Bedarf nach neuem Ackerboden gesucht; dies konnte geschehen durch Rodung angrenzender Waldstücke. Wir finden deshalb auf Mergentheimer Flur die Hufenäcker an Berghalden und auf der Höhe des Trillberges, an der Trillbergsteige, im Ottengrund, im Häslein und in einzelnen Stücken auf der „Warth“.

In Mergentheim zählte man 1660, den 27. März, 31 Halbhufen. Im Lagerbuch 1750 sind 16 Ganzhufen aufgeführt, wobei die 16. sehr klein ist; vielleicht ist es die 31. Halbhufe.

Biel geschrieben und geraten wurde über die Größe der einzelnen Hufen. Der Name Hube (Hufe = huoba) kommt wahrscheinlich von „haben“ und tritt urkundlich erstmals im Jahre 680 auf (4 Hufen zu Otterswang), doch ist nie ein genaues Flächenmaß angegeben. Später kommen Hufenmaße von 20 bis 120 Morgen vor. Selbst das Morgenmaß ist verschieden. Der „Taubermorgen“ hatte 24 Ar, während in nördlichen Ländern 54 Ar vorkommen. Wieviel Fläche eine Hufe in Mergentheim maß, ist noch nicht errechnet worden. Aus dem Lagerbuch von 1750 ergibt sich bei Abdierung der einzelnen Hufenteile ein bedeutender Unterschied.

Die Wiesen lagen gewöhnlich und so auch in Mergentheim im feuchten Talgrund (Tauber- und Wachbachtal). Hubenwiesen sind auf der Flurkarte genannt gegen Edelsingen im Anschluß an die Herrenwiesen.

Die Flureinteilung Alt-Mergentheims zeigt noch im 18. Jahrhundert das folgende Bild (siehe Abb. 8): In der Mitte liegt das Dorf. Rings darum Äcker und Wiesen möglichst nahe der Siedlung. Die Herrschaftsgüter in nächster Nähe, bis zum Reichshof heranreichend; dann folgen die Hufengüter der Bauern bis zum ansteigenden Talgrund. Die steileren Talwände selbst wohl als „Öde“ einst Weide wurden um 900 bis 1000 Weinberge (alle Bergabhänge um Mergentheim waren noch im 18. und 19. Jahrhundert Weinberge) und zahlten ihren Zins direkt an die Deutschordens-Trapponei, standen deshalb im gleichen Verhältnis zur Herrschaft wie das Stadtgelände. Ob die Weinberge einst zum vermutlichen Reichshof gehörten, da sie nicht zu den Hufen, auch nicht zum Almand zählten, ob sie Rodungsland waren, ist nicht feststellbar. Im weitesten Umkreis befinden sich die Gemeinwerksgüter. Die entfernter der Stadt liegenden Hufenäcker sind Rodungshufen und später verteilt worden, jedenfalls um das Jahr 1000, als die bäuerliche Bevölkerung wuchs und neues Ackerland er-



Mergentheim - Aufteilung der Markung 1750.

- ▬▬▬▬ Hufengüter der Herrschaft. ▬▬▬▬ -Hufengüter der Bayern.
- ▬▬▬▬ Der Trapponei zinspflichtig. ○○○ Gemeindegüter u. Weide.
- ⊗⊗⊗ Gemeindegewald. ▬▬▬▬ Markungsgrenze.

Abb. 8.

schlossen werden mußte. Zum ausreichenden Nahrungserwerb trug auch die Anlage der Weinberge bei.

Für Mergentheim wäre die Frage zu lösen, ob neben dem Reichshof freie Bauern oder königliche Zinsleute angesetzt wurden. Nach den ältesten Urkunden waren es Freie; denn nach altem Recht konnten nur Freie Güter kaufen und verkaufen und auch Schöffen sein. Nun treten im 12., 13. und 14. Jahrhundert in Mergentheim Käufer und Verkäufer und Schöffen auf. Wenn auch die in Urkunden genannten Personen zum Teil dem niederen Adel angehören, so ist das ganz in der Ordnung, denn aus den Freien wuchs der niedere Adel hervor. Anzunehmen ist, daß die aufgeführten Namen dieser Jahrhunderte nicht

immer die von Adelligen, sondern auch von Freien, z. B. Kaufleuten, waren. Zum Beispiel 1272 Konrad Jüngling, 1280 Hartwig Sibner, 1285 die sieben Unterhändler, 1291 Berthold Phosch, 1293 sieben Zeugen zu Mergentheim (Hermann Lesche, Zeugen: Otto, Martin von Mergentheim, Heinrich Rinderfeld, Sifridus Forster, C. Stein, C. Widedhistad, Schöffen zu Mergentheim) usw.

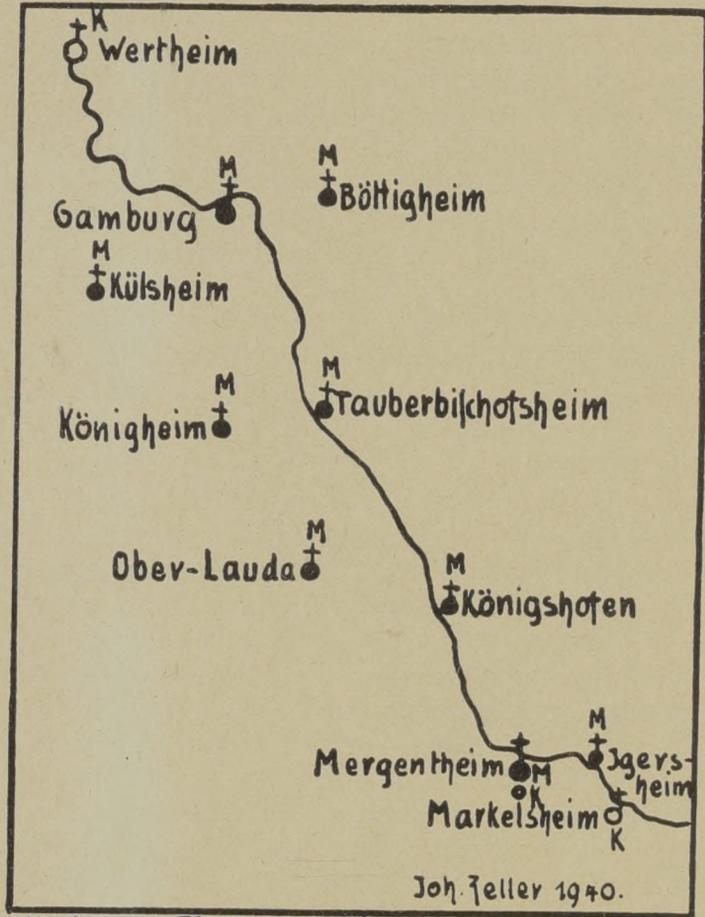
Die vermutliche Reichskirche zu Mergentheim

Mergentheim war durch seinen Reichshof bzw. Grafen Hof der Mittelpunkt der in vorhergehenden Abschnitten nachgewiesenen Reichsgüter der Umgebung. Die Wahrscheinlichkeit liegt teilweise schon darin, daß nur Mergentheim einen entsprechend großen Wirtschaftshof besaß, um die Abgaben aufzunehmen. Dazu war die Zufahrt von allen Außenorten bequem, da von und nach Mergentheim eine Anzahl Reichsstraßen führten. Der Reichshof Mergentheim erhielt ohne Zweifel eine Reichskirche.⁸ Als Bauzeit kommen nur die Jahre zwischen 720 und 750 in Betracht, da um diese Zeit die Belegung des heidnisch-fränkischen Reihengräberfriedhofes aufhört und die Bestattung um die christliche Kirche beginnt. In diese Zeit fällt die Gründung des Bistums Würzburg (743) und die herzogliche und missionierende Tätigkeit des heiligen Bonifatius. Wir wissen ferner, daß Bonifatius im Taubertal eine ganze Reihe von Martinskirchen erbaute (siehe Plan Abb. 9). Die einstigen Königs-(Reichs-)höfe Tauberbischofsheim und Königshofen besaßen Martinskirchen, warum sollte es dann in Mergentheim anders sein?

Für Mergentheim kommen wohl drei Heilige in Betracht: St. Martin, St. Kilian und St. Johannes der Täufer. Letzterer scheidet aus, da er Schutzheiliger des Johanniterordens ist und erst mit dem Bau der jetzigen Stadtkirche — 1270 geweiht — auftritt. Es handelt sich also nur mehr um St. Kilian und St. Martin. Im Jahre 1169 vermacht Heinrich von Lauda den dritten Teil der Kapelle in Mergentheim über den Reliquien des Heiligen Kilian dem Hochstift Würzburg. Ist diese Eigenkirche St. Kilian die erste Reichskirche, die um 750 erstellt wurde? Die Frage muß entschieden verneint werden. Wohl tritt „seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts in Würzburg St. Kilian als Stadt- und Bistumspatron auf, und seine Verehrung weit über Würzburgs Bannmeile hinaus ist nachweisbar. Grundsätzlich besteht keine Schwierigkeit, die Entstehung der ersten Kilianskirchen um 760 anzusetzen nach Erhebung der Reliquien durch den Heiligen Burkhardt; im einzelnen wäre es verfehlt, Kirchen wegen des bloßen Kilianspatrozinismus in karolingische Zeit zu datieren. Die Verehrung St. Kilians hat, wahrscheinlich mit der Verbreitung seiner jüngeren Passio (vom 10. Jahrhundert), im 11. und 12. Jahrhundert eine namentlich literarisch feststellbare Steigerung erfahren, außerdem mahnt die Beobachtung, daß das Kilianspatrozinium mehrmals ältere Weibennamen ablöste und sich gerade im Kern des Bistums in spät entstandenen Kirchen findet, zur Zurückhaltung in der Beurteilung des Alters der einzelnen Kilianskirchen“ (Deinhardt, Kirchenpatrozinien in Franken). Eigentümlich ist, daß selbst das Neumünster in Würzburg, als Grab des Heiligen Kilian, dem Heiligen Erlöser und erst später St. Kilian geweiht war. Patrozinienwechsel zeigt auch der Dom zu Würzburg von St. Kilian zu Johann dem Evangelist.

⁸ Siehe R. Schumacher in „Württemberg“ 1930, Oktober/November, Seite 503.

Was in Würzburg der Fall war, geschah in denselben Jahrhunderten auch in den Landkirchen. Zu Osterburken, Windsheim und Mellrichstadt wechselt St. Martin zu St. Kilian, zu Heilbronn St. Michael zu St. Kilian. So hat auch Mergentheim in seiner Hauptkirche den Wechsel von St. Martin zu St. Kilian (Igersheim von St. Martin zu St. Michael). Die Umwandlung des Patrozinismus bei diesen ehemaligen Königskirchen ist durch ihre Vergabung an den bischöflichen Stuhl zu Würzburg begründet. Der Besitzübergang war



Kirchen im Taubertal. ☒ = Martinskirchen. ☓ = Kilianskirchen.

Abb. 9.

die Voraussetzung des Patroziniumswechsels. Jedoch läßt sich das nur bei einem ganz kleinen Teil der Würzburger Eigenkirchen nachweisen. Wie ist's in Mergentheim? Hier ist zweierlei möglich: Entweder ist die 1169 genannte Kirche früher die Reichskirche St. Martin gewesen, oder aber St. Kilian und St. Martin sind zwei verschiedene Gotteshäuser. (Wie in Igersheim St. Martin und St. Michael.) Das letztere wird der Fall sein, denn in Mergentheim gab es wohl immer eine Martinskirche. Sie läuft unter dem Namen Quartalskirchlein.

1701 steht in der Güter- und Hausbeschreibung des Spitals zu Mergentheim: „Das Haus und Hospitalgebäu an sich selbst fanget mit dem Steinen stock bey der Lateinischen Schuel an, und ziehet der strazen vorbei bis an den

Pronnen, so auf dem sog. Gänsmarktth stehet, von da mit etwas gebogen Linie, bis an die Deutsche Schuel, von diesem Eck bis an die quartals Capelle, von hier bis wiedrumb zu vorgemelter Lateinischen Schuel in welchem Bezirk auch die Capelle vornen an den steinen Bau begriffen.“ (Ein Bild davon ist vorhanden; die Quartalskirche ist auf der Skizze [Abb. 10] mit Nr. I und III bezeichnet.)

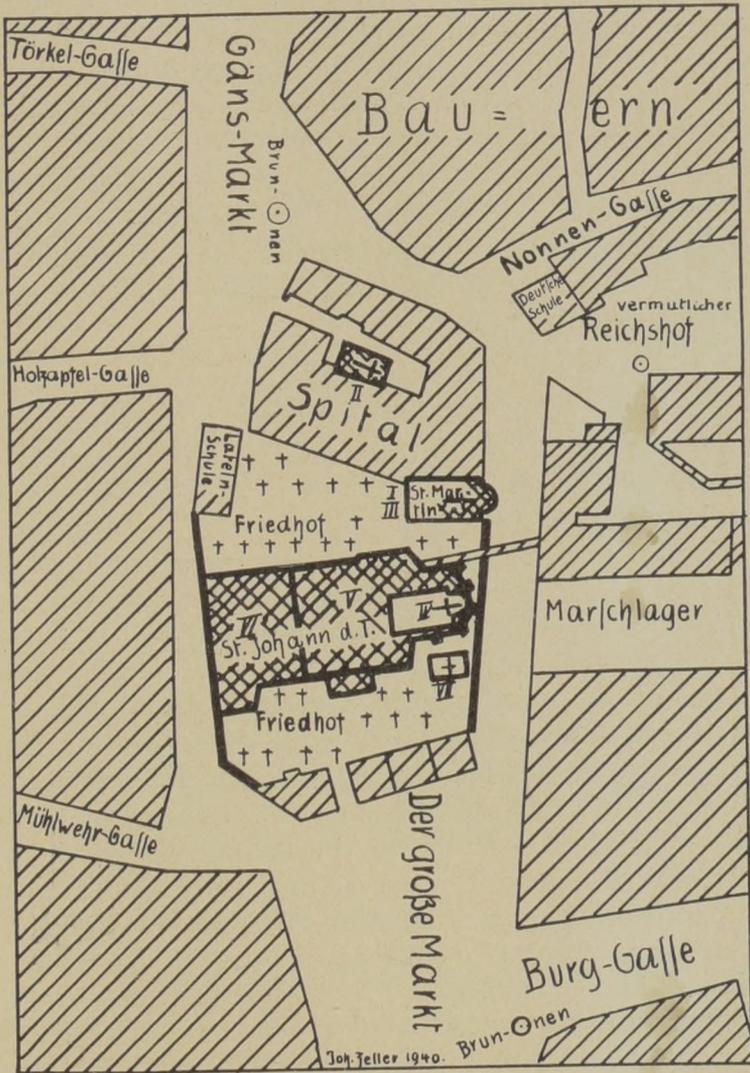


Abb. 10.

Kirchen in Mergentheim. I+III = Reichskirche dann Quartalskirche, dann Spitalcapelle St. Martin. II = Spitalcapelle 14 - 1740. IV = St. Kilian. V+VI = St. Johannes d.T. VII = Grabcapelle der Höttingen.

In einem Bericht der Spitalverwaltung von 1783 steht: „Sonach aber in ad 1740 ist die ebenfalls von Agnes Schreiberin erbaute Spitalcapelle abgebrochen und jener Flügel an der Spitalporten bis gegen die Stadtpfarrei zu ganz neu hergestellt, zugleich aber auch das sog. quartals-Kirchlein, weil es ganz ohne Stiftung war, zu einer Spitalcapellen umgeändert und hergerichtet worden.“

Die Oberamtsbeschreibung von Mergentheim (S. 336) bemerkt: „Die in der Südostecke des Spitals gelegene, zu ihm gehörige Spitalkirche zum Heiligen Martinus (Skizze Abb. 10, Nr. III) wurde 1740/41, nach welchen Jahren man

das alte, im Spitalhof stehende Kirchlein abbrach, mit Benützung des sog. Quartalskirchleins, unter dem ein Ossarium, aufgebaut . . .“ In „Königreich Württemberg“ (3, 378) steht: „. . . mit der kleinen katholischen Spitalkirche zum Heiligen Martin, die 1740 erbaut ist auf den Grundmauern einer romanischen Friedhofskapelle mit Gruft.“ Diese alte Quartalskirche war wohl St. Martin geweiht. Dies wird um so mehr stimmen, weil die hierher „verlegte“ Spitalkirche doch ganz andere Patrone aufweist (Heilige Dreifaltigkeit, St. Jodok, Margareta, Barbara, Elisabeth), jetzt aber St. Martin an ihre Stelle tritt. Woher käme denn 1740 ganz unvermittelt der alte Frankenheilige, wenn er nicht vorher Schutzherr des Quartalskirchleins gewesen wäre?

Für das Dasein und die angenommene Lage der einstigen Reichskirche — das Quartalskirchlein jetzt Spitalkapelle — spricht folgendes:

1. Die Grundmauern der jetzigen Spitalkapelle stammen vom Quartalskirchlein, sind sehr alt, außerordentlich dick und bilden bis auf 1½ m Höhe einen runden Chorabschluß ältester Form.

2. Unter dem Kirchlein war ein Ossarium (Beinhaus) — ein begehbarer Raum (Krypta?) mit kugeligem Abschluß unter dem Chor, welcher letzterer auf eine Bauzeit vor 1000 hinweist.

3. Der Kirchenpatron ist St. Martin, der besonders verehrte Patron der Merwinger- und Karlingerzeit.

4. Der Name Quartalskirchlein sagt, daß in dem heiligen Raum nur ab und zu Gottesdienst gehalten wurde. Warum? Dieses Gotteshaus war vor der St. Kilianskirche die eigentliche Pfarrkirche und hatte das Tauf- und erste Gottesdienstrecht. Als aber die neue, größere Kirche St. Kilian etwa 1000 bis 1100 gebaut und das Pfarrecht auf den Neubau — mit bischöflicher Genehmigung — übertragen wurde, mußte in der ersten (alten) Pfarrkirche mehrmals des Jahres Pfarrgottesdienst gehalten werden. Die Bedeutung der einstigen Reichshofkirche sank so herab, daß sie nur mehr als Friedhofskapelle und die Krypta als Beinhaus diente. Es ist dies eine öfters vorkommende Erscheinung in der Geschichte der Kirchen.

5. Das Quartalskirchlein war nach den Angaben des Berichts von 1783 ganz ohne Stiftung. Dies ist damit begründet, daß die „Blütezeit“ des Martinuskults mit der aufkommenden Kiliansverehrung um 1000 so weit sank, daß keine Stiftungen dafür gemacht wurden, andererseits waren ihre früheren Stiftungen wohl mit an die neue Kilians- und später St. Johanneskirche gegeben, besonders an letztere, da ihr Bau große finanzielle Schwierigkeiten mit sich brachte. (Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 392.)

6. Das Quartalskirchlein stand außerhalb des angenommenen Reichshofes, doch wohl auf „Reichsgrund und -boden“, wie alle Reichskirchen.

7. Der Vollständigkeit halber sei nochmals angeführt, daß der fränkische Reihengräberfriedhof in der Au nur bis höchstens in die Mitte des 8. Jahrhunderts reicht und dann die dortigen Bestattungen aufhören. Es erfolgt um 750 die Verlegung des christlichen Begräbnisplatzes zur Reichskirche beim Reichshof. Nur eine Pfarrkirche hatte das Begräbnisrecht und das Taufrecht. Der Friedhof lag um das alte Martinskirchlein, also war es auch Pfarrkirche von Anfang an — Reichskirche.

Die ältesten Kirchen (Pfarrkirchen) hatten das Zehntrecht. Mergentheims zweite Kirche, St. Kilian, war wahrscheinlich eine Eigenkirche, da die Herren von Lauda 1169 und die Hohenlohe 1170 ihren Anteil an dieser Kapelle (den Zehnten?) an den Bischof von Würzburg gaben. Die neue Kapelle war größer und schöner. Von den Herren erbaut und bevorzugt, ist es von ihnen mit Grund und Boden ausgestattet worden, wofür sie den Zehnten an demselben und auch an den Stolzgebühren erhielten bzw. beanspruchten.

Der Reihengräberfriedhof in Mergentheim

Die sicher festgelegte Reihenfolge der Gräberanlagen in Mergentheim seit 500 n. Ztr. ist folgende:

1. Das merwingerzeitliche Reihengräberfeld am Krappenrain zwischen der Kaiser- und der Marienstraße, etwa im südlichen und südöstlichen Anschluß an den jetzigen Friedhof. Die Zeit der Belegung ist das 6. und 7. Jahrhundert.
2. Der erste christliche Friedhof um die jetzige St. Johanneskirche, vom 8. Jahrhundert ab benützt.
3. Der jetzige Friedhof wird seit 1541 belegt. Die St. Michaelskapelle wurde im folgenden Jahrhundert erbaut.
4. Auch im Hof des einstigen Dominikanerklosters war ein Friedhof — meist nur für Mönche —, der um 1300 angelegt und 1806 aufgehoben und eingeebnet wurde.

Die frühgeschichtliche Forschung über Alamannen- und Frankensiedlungen nahm an, daß auch in Mergentheim vor den Franken Alamannen gesessen seien. Tatsächlich weist auch der Grabfund einer Fünfknopfsibel und eines alamannischen Rippentopfes (gefunden 1935), spätestens aus dem Beginn des 6. Jahrhunderts, und ein weiterer altertümlich anmutender Topf auf das e h e m a l i g e D a s e i n v o n A l a m a n n e n, zum mindesten auf ihre Nachwirkungen in der nachfolgenden fränkischen Besetzungszeit (siehe E. Kost, „Württembergisch Franken“, N. F. 17/18, 1935/36, S. 80; ferner vorliegendes Jahrbuch, N. F. 20/21, S. 36). Alle übrigen Funde aus dem Mergentheimer Reihengräberfeld gehören der Zeit der fränkischen Herrschaft an.

Die Grabfunde in Mergentheim

Auf dem fränkischen Reihengräberfeld am Krappenrain wurden in einer Ausdehnung Nord—Süd von etwa 200 Meter und West—Ost von rund 60 Meter mehrere Grabanlagen gefunden. 1920 stieß man zuerst beim Bau des Hauses Hettenbach an der Kaiserstraße auf wohlgeordnete Gräber. Von dieser Zeit ab schnitt man bis herab zur Marienstraße fast bei jedem Neubau und bei jeder größeren Erdbewegung neue Frankengräber an. 1935 deckte man ein fränkisches Frauengrab auf, in dem sich folgende Gegenstände befanden:

1. Ein zirkelschlagverzierter Beinkamm;
2. ein Spinnwirtel; 3. eine hervorragend schöne, in weiß und grauem Glasfluß hergestellte große flachkegelförmige Perle mit Rundkreuz und Drehkreuz (vielleicht auch Spinnwirtel).

Aus anderen Gräbern stammen: ein halbmondförmig gekrümmtes Feuer-
schlageisen und schöne, stempelverzierte Scherben fränkischer doppeltonischer

Töpfe. Beachtenswert ist ein kleiner doppeltegelförmiger Topf; er zeigt leicht ausgebogenen Rand und Stempelmuster, die im Kreis das altgermanische Radkreuz tragen. Alle Gegenstände befinden sich im Heimatmuseum Mergentheim.

1937 wurden auf Parzelle 3567 (Haus Nr. 19a, Neubau des Bauern Müller am Alamannenweg) weitere fränkische Reihengräber, vielleicht zusammengehörig als Sippengrab, freigelegt. Gefunden wurde eine Halskette aus Ton- und Glasperlen und ein fränkischer Topf. (Funde im Heimatmuseum Mergentheim.) Im August 1937 wurde ferner gefunden ein angebranntes Skelett — wenige Reste einer jungen Person. Beigaben: Riemenzunge mit Silberstreifeneinlage (Tauschierung), Kammreste stark verkohlt —, eine schwärzliche, blasige Masse (verbrannt), nicht näher bezeichnbar. Fundort: 6 bis 8 m vor der Einmündung der Maurus-Weber-Straße in den Alamannenweg, Tiefe: 1,5 m. (Durch den Heimatpfleger Justizsekretär Müller geborgen; Funde im Heimatmuseum Mergentheim.)

Über die Anlage der fränkischen Reihengräber in Tauberbischofsheim und deren Beigaben schreibt Berberich in seinem Heimatbuch Tauberbischofsheim:

„Die Gräber sind gewöhnlich so geordnet, daß die Füße der Toten nach Osten und die Köpfe nach Westen liegen, und der Verstorbene der aufgehenden Sonne entgegenschaute. In einzelnen Fällen fand man eine Kohlschichte über den Gebeinen, so daß es den Anschein hat, als wäre über der Leiche ein Opfer dargebracht worden. Da die Männer Krieger waren, so gab man den Toten im Glauben an ein Leben nach dem Tode Waffen mit. Sie sind aus Eisen: 1. Speerspitzen von verschiedenster Form und Größe bis zu 1 m Länge, mit und ohne Widerhaken; 2. das Wurfbeil (Franziska genannt) mit schmaler, zierlich geschweifeter Klinge; 3. die eigentliche Streitart, ähnlich der Zimmerart; 4. die Spatha, das zweischneidige, zum Hieb und Stoß geeignete Langschwert, 80 bis 100 cm lang; 5. die Hauptwaffe im Nahkampf war der Sax oder Skramasax, 40 bis 50 cm lang, einschneidig wie ein Messer. Skramasax heißt Wundmesser, ein schweres Hiebmesser, bisweilen findet sich eine kleine Art 20 bis 30 cm lang; 6. Pfeilspitzen; 7. Schilde rund und länglich aus Holz — Schildbuckel.

Schmud: Fibeln (Schnallen zum Zusammenhalten der Gewänder, Mäntel), Hals- und Armringe, Zierscheiben zum Anhängen, Ohr- und Fingerringe, beinerne Kämme, Münzen.

Geräte: Messer, Tongefäße aus schwarzgrauem Ton, auf der Töpferscheibe gefertigt, gut gebrannt mit eingedrückten oder eingeschnittenen, oft hübschen Ornamenten.“

Daraus ergibt sich ein vollständiges Bild über die Bewaffnung und ein teilweiser Blick in die Kulturstufe dieser Zeit vor 700.

Vom Herzogtum Thüringen (Franken), von dem Taubergau und den Centenen — Zeit 500—800

Im Gebiet des einst thüringischen und alamannischen Landes vom Thüringerwald bis zu Jagst und Kocher wurde von den Merwingern ein Herzog eingesetzt. Es sind bekannt: Radulf, Hetan I, Hetan II. Sie residierten in Würzburg. Nach Hetans Tod in der mörderischen Schlacht bei Bincy (717) wurde in Thüringen (Würzburg) kein Herzog mehr eingesetzt, sondern das Land von Grafen verwaltet.

Die Herzoge hatten nach dem fränkischen Könige die oberste Gewalt im Lande. Seine Wirksamkeit umfaßte die Vermittlung zwischen König und Volk, die Anordnung des Heeres nach den Absichten des Königs, die Aufstellung der Richter in den Gaudingen, die Vollstreckung mehrerer gerichtlicher Handlungen, welche über die Macht des Grafen oder Centvorstehers gingen. Der Herzog überwachte und vollzog in seinem Gebiet die Besiedlung und hatte verschiedene Anrechte, z. B. an Strafgeldern, auf das Azungsrecht usw.

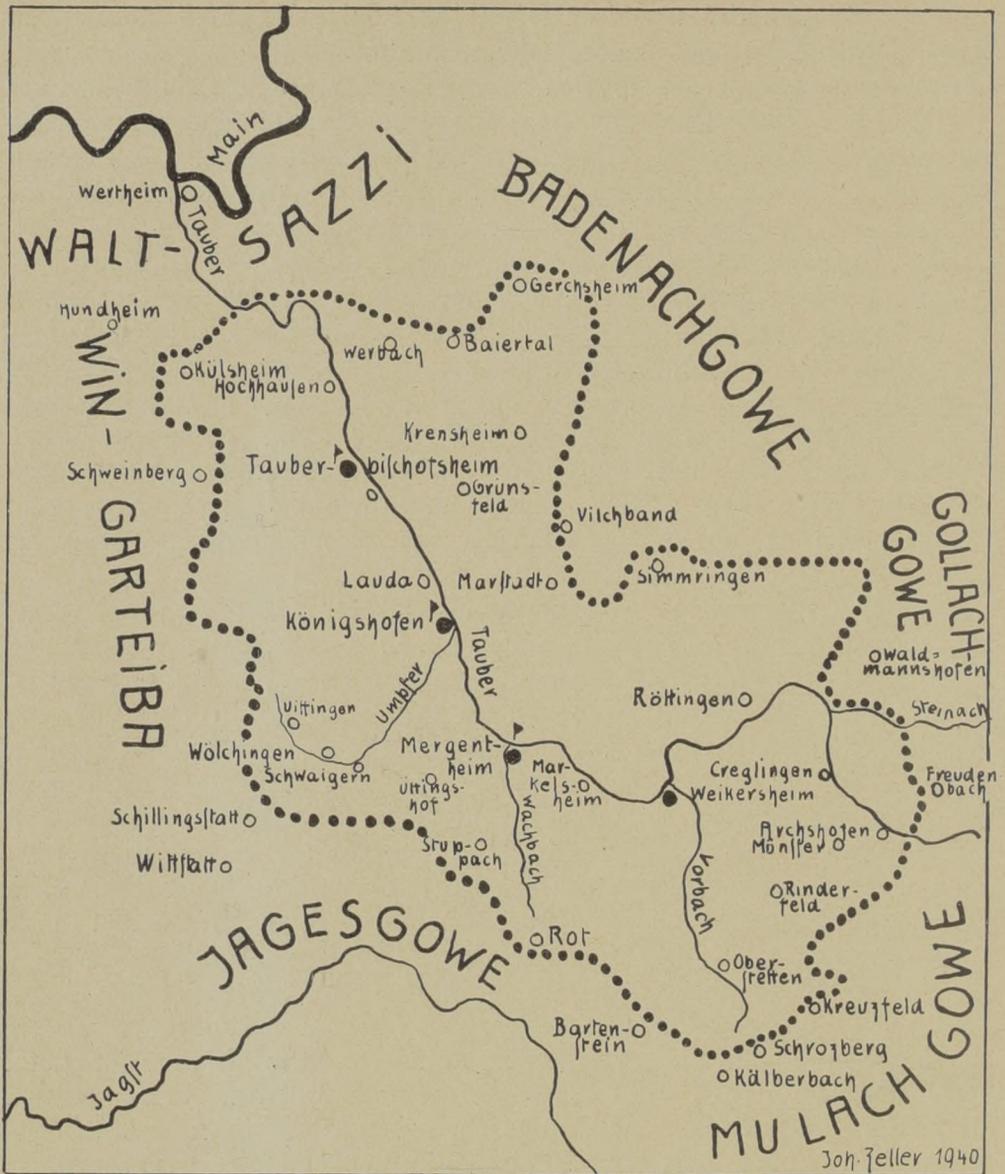
Dem Herzog in Würzburg unterstanden im 8. Jahrhundert 16 Gaue, darunter der Taubergau. Er breitete sich an und zu beiden Seiten der Tauber aus. Sein Name ist erstmals in der Zeit von 769 bis 779 im Cod. Fuld. als Tubrigowe angeführt. Doch hat er schon lange vorher bestanden. Es ist echt frühfränkische Art, die Verwaltungsbezirke nach Fluß- und Bachnamen zu benennen, z. B. Taubergau, Mulachgau, Gollachgau, Jagstgau, Kochergau. Er muß (nach K. Weller und K. Schumacher) gleichzeitig mit den frühfränkischen Gemarkungen der „heim“-Orte abgesetzt und vermarktet worden sein, da das eine das andere bedingt, indem die äußeren Gemarkungsgrenzen der Randorte des Gaues die Gaugrenze bilden. (Zur Gaugrenze siehe Karte Abb. 11.)

Die Südwestgrenze des Taubergaues läßt sich (nach K. Schumacher) ziemlich genau bestimmen, weil manche Hilfsmittel zu Gebote stehen. Die Grenzen der Armark Mergentheim bildeten im Westen Stuppacher Wald und „Rechen“, die Armarken Schweigern und Wölbhingen im Südwesten die Gaugrenze, und zwar immer entlang dem auf der Wasserscheide der Jagst und Tauber ziehenden uralten Kammwege, der „alten Straße“, „steinerne Gasse“, „Kaiserstraße“. Dies bestätigen die Urkunden, indem der Uttingshof (807 Odinga in ipso pago Dubragowe) im Taubergau, Schillingstadt und Wittstadt in der Wingarteiba genannt werden. Auch vom „Heiligen Kreuz“ ab im Stuppacher Wald blieb Straße und Gaugrenze immer auf dem Kamm, bis sie südlich von Rot in die Landstraße nach Bartenstein einmündete und diese bis nahe an Kälberbach begleitete. Oberstetten gehörte nach den Schenkungen des Taubergaugrafen Marcward (de Tuberecge) an das Kloster Fulda noch zum Taubergau. Ebenso war die Bonifatiuskirche in Oberstetten die Mutterkirche für das Vorbachtal von Laudenbach bis Schrozberg. Die Grenze überschritt den Rücken zwischen Vorbach und Blauquelle. Die Gegenprobe bildete die Nordgrenze des Jagstgaues (zum Teil von Oberlehrer Wallrauch in Dörzbach wieder festgelegt).

Die Nordwestgrenze ist weniger sicher. Vom Tunnel bei Obereubigheim, der Wasserscheide zwischen Tauber und Neckar, zog sie wahrscheinlich durch den Ahornwald um die Quelle der Erf herum und auf dem Kamm zwischen Tauber und Erf nach Norden an Schweinberg vorbei gegen Hundheim.

Die Südostgrenze südlich Schrozberg-Kreuzfeld folgte auch hier zunächst der Wasserscheide zwischen Vorbach-Tauber und Jagst, um dann zum Teil mit der Rothenburger Landwehr oberhalb Archshofen die Tauber zu überschreiten. Freudenbach lag nach einer Urkunde von 807 schon im Gollachgau (villa Fridunbach in pago Collogewe). Einige Anhaltspunkte geben die Südostgrenzen der Armarken von Rinderfeld und Münster.

Die Ostgrenze ist im großen und ganzen durch urkundliche Nachrichten gegeben, da Freudenbach und Waldmannshofen im Gollachgau (807), Creglingen, Röttingen, Marstatt und Grünsfeld im Taubergau, Bilsband im Badenachgau lagen. Eine genauere Grenzziehung ermöglichen wieder die Armarken dieser



Taubergau um 500 - nach Prof. Dr. Schuhmacher. ... Gaugrenze.

Abb. 11.

Orte. Die Steinach bildete von der Klinge westlich von Freudenbach bis zur Mündung in die Tauber die Gaugrenze. Ferner zeigen die Centordnungen von Weikersheim (1412 seit 1360), Markelsheim (1409), Königshofen (1418), Tauberbischofsheim in ihren Ostgrenzen ziemlich genau die Gaugrenze. Der Uhlberg, südlich von Krensheim, ist wieder ein Grenzpunkt, wie die nordöstliche Gemarkungsgrenze von Gerchsheim, zum Teil längs der alten Weinstraße, und mit der Landesgrenze die Nordostecke des Taubergaues darstellt. Öfters ver-raten die Grenzen zwischen Mainz, Würzburg und Deutschorden die alten Gau-grenzen. So sehen wir auch auf dieser Strecke das Bemühen, möglichst Wasser-scheiden und tiefe Taleinschnitte zur Grenze zu wählen, weswegen z. B. bei

Gerchsheim die Grenze in großem Bogen um die Quellen mehrerer Bäche, bei Simmringen mit großem Vorsprung um den Nassauer Bach herumgeht. Im übrigen wird eine möglichst gerade Linienführung vorgezogen (allerdings nur auf kurze Strecken).

Die Nordgrenze wird gebildet von dem im ganzen ostwestlich gerichteten, jähem Taubereinschnitt nördlich von Werbach wohl bis zur Einmündung der zwischen Hundheim und Kilsheim zur Tauber herabziehenden Schlucht und durch den sich östlich fortsetzenden querriegelartigen Höhenzug über Baiertal nach dem Gerchsheimer Bogen. Hochhausen wird etwa 1150 noch als Taubergau bezeichnet, ebenso Tauberbischofsheim. Eine Ergänzung geben wieder die Centen Tauberbischofsheim und Kilsheim.

So war der fränkische Taubergau nach denselben Gesichtspunkten wie die Armarken in natürlicher Weise durch Wasserscheiden, Kammwege und tiefeingeschnittene Wasserläufe umgrenzt und stimmt darin genau mit den in ihren Grenzen näher bekannten ostfränkischen Gauen überein.

Mergentheim um 1000—1200

Mergentheim tritt in die urkundliche Geschichte ein

Im Jahre 1058 kommt der Name Mergentheim (Mergintaim) zum ersten Male in einer Urkunde vor. Es ist zwar nicht der Ort selbst so genannt, sondern es ist von einem Comitatus Mergintaim in pago Tubergewe die Rede. (Württ. Urkundenbuch 1, 274.) Wir würden übersetzen: Grafschaft Mergentheim im Gebiet des Taubergaues. Dieser Taubergau und damit die „Grafschaft“ Mergentheim lag im Gebiet des Herzogtums Franken. Es erscheint um das Jahr 1000 das Frank enland im Gegensatz zu den lothringischen Landen mit dem Namen Franca teutonica, Austrifranca, Osterfranken oder, und zwar am häufigsten, Francia orientalis, unter welcher letzterer Bezeichnung auch Deutschland überhaupt verstanden wurde. Den östlichen Teil dieses Frankenlandes, ungefähr den Landstrich, welcher zum Bistum Würzburg gehörte, machte man durch den Namen Franconia, d. h. Kleinfanken, besonders kenntlich, welche Benennung in der Zeit von 900 an, später als Bezeichnung des ostfränkischen Herzogtums der Hohenstaufen, geläufig wurde. Dadurch wird verständlich, wenn es 1103 heißt: Röttingen in provincia Osterfranken in comitate Mergentheim.

Als Herzog von Franken waren dem Bischof von Würzburg die Rechte eingeräumt, die den Herzogen, Grafen und königlichen Missen zukamen.

Die Sonderstellung des Würzburger Bischofs war das Hindernis, daß sich nicht ein hohenstaufisches Herzogtum von der Macht und Ausdehnung wie in Schwaben am Main errichten ließ. Er war tatsächlich Besitzer der meisten Grafschaften seines Sprengels. Dies zeigt sich darin, daß nicht mehr der König in diesem Gebiet den Blutbann verlieh, sondern der Bischof, als beständiger Vertreter des Königs. 1300 November 9. Würzburg (Bischof von Würzburg als Herzog) erneuert die Belehnung mit dem Gericht in Mergentheim für Hohenlohe Brauneck (Mon. bo. 38, 244). Als dauernder Stellvertreter des Kaisers verlieh er auch 1156 der Stadt Hall das Marktrecht (Württ. Urkundenbuch; Mergentheimer Johannesmarkt?).

Um das Jahr 1000 hatte sich die alte Gauverfassung weithin aufgelöst und einstiges Kron-(Reichs-)gut wurde und war Erbgut. Die Grafen, einst Beamte des Königs, mit Lehen und Königsgütern besoldet, hatten es verstanden, erst die Würde und bald auch die Lehen erblich zu machen und danach noch den Titel samt den Lehengütern als Eigentum an sich zu ziehen. Aus den Grafschaften waren selbständige Herrschaften geworden, die nur mehr durch das Treugelöbniß mit dem Königtum zusammenhingen. Wenn also 1058 von einem Comitatus Mergentheim in pago Tubergewe die Rede ist, so ist darunter kein Gaugraf zu verstehen — der Bischof von Würzburg hatte die Rechte des Gaugrafen —, sondern ein Graf, der eine Grafschaft (seinen Amtsbezirk und in ihm seine Eigengüter) Taubergau besaß und das den Namen Mergentheim hatte. (Wie Rieneck, Wiltburg, Wertheim, Heneberg usw.) Über die Größe dieses Mergentheimer Grafengebietes sind nur Vermutungen möglich. Nachfolger in Land und Gewalt waren (neben dem Bischof von Würzburg) wohl die Herren von Lauda und dann die Edlen von Hohenlohe, die sich jedoch nicht Grafen nannten. Sicher ist, daß sich die 1058 genannte Grafschaft Mergentheim nicht mit dem Taubergau deckte. Vielmehr war sie bedeutend kleiner und hatte vielleicht nur die Größe des späteren Wildbanns (Wildfang) der Deutschherren. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die Wildbanngebiete sich Jahrhunderte fast unverändert erhielten und des öfteren auf irgendeine frühere Herrschaft zurückführen. Wenn dieser Zusammenhang zwischen Comitatus Mergentheim und dem späteren Wildbanngebiet der Fall wäre, dann hätte die einstige Grafschaft folgenden Umfang gehabt (Angaben nach dem Stadtrechtbuch Mergentheim 1513, dessen Inhalt sich vielfach mit dem Stadtrechtbuch von 1425 deckt):

„Vom Melberg an aus und aus bis an Schlupf am Ättinger Ort am Trulberg. Item vom Schlupf an aus und aus bis an die Eisenbach und von der Eisenbach an bis ans Stodich und vom Stodich an bis an Zuckmantell und vom Zuckmantel an bis an Rechen und vom Rechen an bis in Stuppacher Wald und in die Wannen. Und von der Wannen an bis gehen Steinbühel. Von Steinbühel bis gehen Steinbach und von Steinbach bis in Ochsenstale und von Ochsenstale bis ins Pfaffenloch und vom Pfaffenloch an bis in Emesberg und vom Emesberg bis an Rößberg. Mehr im Kammerforst und Rößbach. . . . Aber vom Mönchswald kann er nichts wissen. Anno 1528. Dabei sagt Friedrich Rodner, daß er so schon vor 30 Jahren gejagt, also 1498. Ferner 1528 sagt Herr Werner Forstmeister Deutschordens, daß das Haus Mergentheim Macht und Gerechtigkeit habe auch im Krauth (Krauch?) und uben (oben) gehabt habe und Weidwerk trieben. Nämlich auf der breiten Wiesen hat man etlich Hirsch gefangen vom Kolbenholz. Item im Ziegelholz hat man Säu gefangen. So sagt gemelter Überreiter, daß er je und allewegen darzu geholfen hat und alles Kammerforst und Rößbach gejagt.

Ist ein Vertrag aufgericht also daß der Orden soll jagen am Kammerforst und Espach (Asbach) und Graf Wolf von Hohenlohe am Mönchswalde, doch nicht hegen.

1529 jagt der Deutschorden im Holz Rößbach.

1543 jagt der Deutschorden Schwein im Holz bei Bernsfelden das Buchig genannt.“

Beigefügte Karte (Abb. 12) zeigt den ungefähren Umfang des Wildbanns, der allem Anschein nach durch die Deutschherren von den Hohenlohe übernommen war.

Wenn je der eben beschriebene Wildbann sich mit der „Grafschaft“ Mergentheim im großen und ganzen decken sollte, so zeigt das, daß Gaugrenze und Grafschaftsgrenzen etwas ganz verschiedenes sind, was übrigens in ähnlichen Fällen auch so ist.

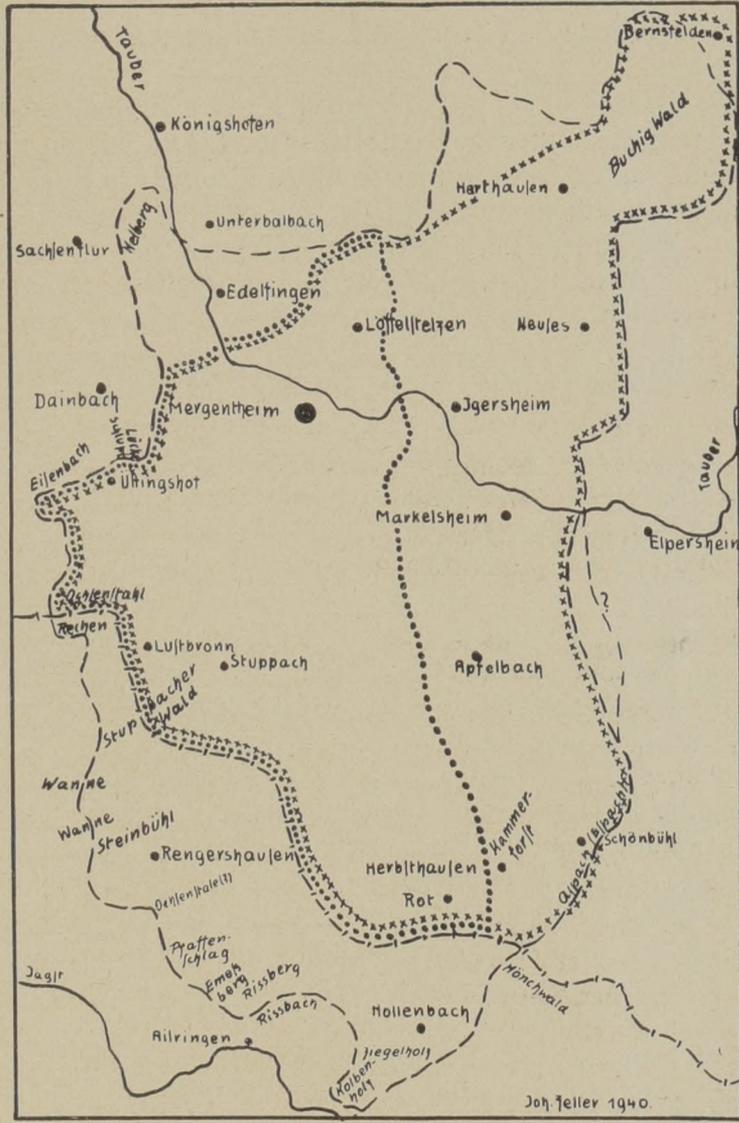


Abb. 12.

Wildbanngebiet Mergentheim 1448, 1528, 1543. — = Wildbann.
- - - = Gaugrenze. ····· = Markung Mergentheim 6. Jh. * * * = Centgrenze

Was uns hier als zusammenhängendes Nutzungsrecht (und das nur waren die Wildbannrechte) erscheint, ist noch lange kein zusammenhängender Besitz. Eine ununterbrochene Grenzlinie zu ziehen, wäre im 10., 11. und 12. Jahrhundert nicht möglich gewesen, denn die Besitzungen der Grafen lagen zerstreut — sie hatten sich ja das vielfach weit auseinander liegende Königsgut, ihr einstiges Lehen, zu eigen gemacht; z. B. die Reichsgüter in Mergentheim

(Markelsheim), Apfelbach usw. finden sich in Händen der Hohenlohe als Erbnachfolger (?) der Grafen von Mergentheim (oder der Gaugrafen). Ihre Gerechtfame: Gerichtslehen, Vogteien, Schlösser, nebst Zubehör, Haupthöfe, kleine Höfe, Gefälle, Lehen- und Dienstleute liegen zerstreut in Dörfern und Markungen weiter Gebiete. (Röttingen ist rund 20 km von Mergentheim entfernt.) Kauf, Tausch, Erbschaft usw. hatten die Lage nur noch mehr verwickelt. Mergentheim bietet hierin ein glänzendes Beispiel, indem es mühelos gelingt, aus den Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts mehrere adelige Besitzer von Häusern und Gütern zu ermitteln (siehe Oberamtsbeschreibung Mergentheim, S. 387—389).

In den Zeiten von 1000 bis 1200 hatten die Grafen und auch die anderen Abeligen erreicht, das dem König allein zustehende Befestigungsrecht — die Errichtung von Burgen — zu erringen. Als Mittelpunkt und besondere Stütze ihres Eigengebietes erbauten die Abeligen auf Höhen und zwischen Gewässern ihre „Besten“. Sie machten den Versuch, so viel von Gütern, Lehen-, Dienst- und Zinsmannen zu einer Burg zu schlagen, daß daraus Herrschaften wurden. Das gelang eigentlich erst nach 1200 in größerem Maßstab. Mit der Anlage einer Burg (festes Haus) war der Wille kund getan, sich ein Territorium zu schaffen. In Mergentheim finden wir im 13. Jahrhundert (1219) zwei Schlösser, 1269 März 6. ist die Rede von einem Schloß des Gebhard von Hohenlohe in Mergentheim, das der Hohenlohesehe Dienstmann an den Deutschorden verkauft hat. 1312 verkauften Gottfried, Gebhard und Andreas von Brauneck ihren Turm zu Mergentheim an den Deutschorden. 1322 August 26. Konrad, Kraft und Gottfried von Hohenlohe mit ihren Gemahlinnen verkaufen dem Deutschorden in Mergentheim ihre Kemnathen, das Steinhaus zu Mergentheim. 1343 Kraft von Hohenlohe, Vater und Sohn und des letzteren Ehefrau verkaufen dem Deutschorden in Mergentheim ihre Burg daselbst. Später ist dann noch die Södeburg genannt. Ob bei diesen 7 urkundlich belegten „Burgen“ in Mergentheim eine oder die andere doppelt erscheint, ist nicht feststellbar. Doch sieht man, daß der Deutschorden durch Auskauf der Hohenlohe, ihrer einstigen Wohltäter, die Oberhand gewinnt, seinen Besitz abrundet und von dazwischen liegenden fremden Gütern reinigt. Doch ist das erst im 13. und 14. Jahrhundert gelungen, während, wie schon bemerkt, im vorhergehenden Jahrhundert von einem zusammenhängenden Landgebiet nicht die Rede sein kann.

Die Grafschaften, wofern sie nicht durch hinzugefügte Namen des besitzenden Grafen bezeichnet werden (Gozwinus de Mergentheim), haben noch die alten Benennungen — Comitatus Mergentheim 1103 (Cod. Hising. 44f.). Diese Bezeichnungen kommen oft von den alten Gerichtsstätten her. Ihre Namen haben mit den Namen der gräflichen Burgen nichts zu tun. Es heißt darum 1219: die beiden Schlösser zu Mergentheim, 1269: Schloß in Mergentheim, 1312: Turm in Mergentheim, usw.

Die Lage um 1100 war so, daß die Macht des Königs, was Land, Leute und Gericht anbelangt, in Mergentheim ganz dahin war. Alles Königsgut (im engeren Markungsgebiet) war in den Besitz der „Edlen“ übergegangen (mit Ausnahme kleiner Reste, siehe S. 176), ebenso das niedere Gericht, während das hohe Gericht dem Bischof von Würzburg als Herzog von Franken zustand. Die Hohenlohe sind vermutlich in dem Hauptbesitz einstiger Reichsgüter im Gebiet von Mergentheim.

In den Jahren 1207 bis 1219 treten verschiedene verwandte Hohenlohe in Mergentheim als größere Besitzer auf; es hatte wahrscheinlich schon eine Erbteilung im hohenlohesischen Familienbesitz Mergentheim stattgefunden. In ihrer Hand befand sich ein großer Teil von Grund und Boden, Burgen und Bauerngut, Fischfang, Jagd, das herrenlose Land und Wald (1219 Dezember 16.; Württ. Urkundenbuch 3, 92). Sie besaßen das Niedergericht und hatten als Lehen das Centgericht (1300 Mon. bo. 38, 244) vom Herzog von Franken.

Anderere wichtige Vorkommnisse — außer dem Abgang der Gaugrafen und dem Aussterben der Rothenburger Herzoge (1167), dem Verringern der Königsmacht durch Verlust von Regalien und Reichsgut — brachten für das Dorf Mergentheim Leben und gaben den Anstoß zu einer raschen Entwicklung, welche es aus der Ebene der es umgebenden Städtchen heraushob. Es sind dies das Eindringen des Johanniterordens 1207, des Deutschordens 1219, dann die allmähliche Verlegung der Handelswege in neue Bahnen, welche auch Mergentheim näher an weitere Hauptstraßen des Verkehrs brachten, und zuletzt die Niederlassung der Dominikaner im 13. Jahrhundert.

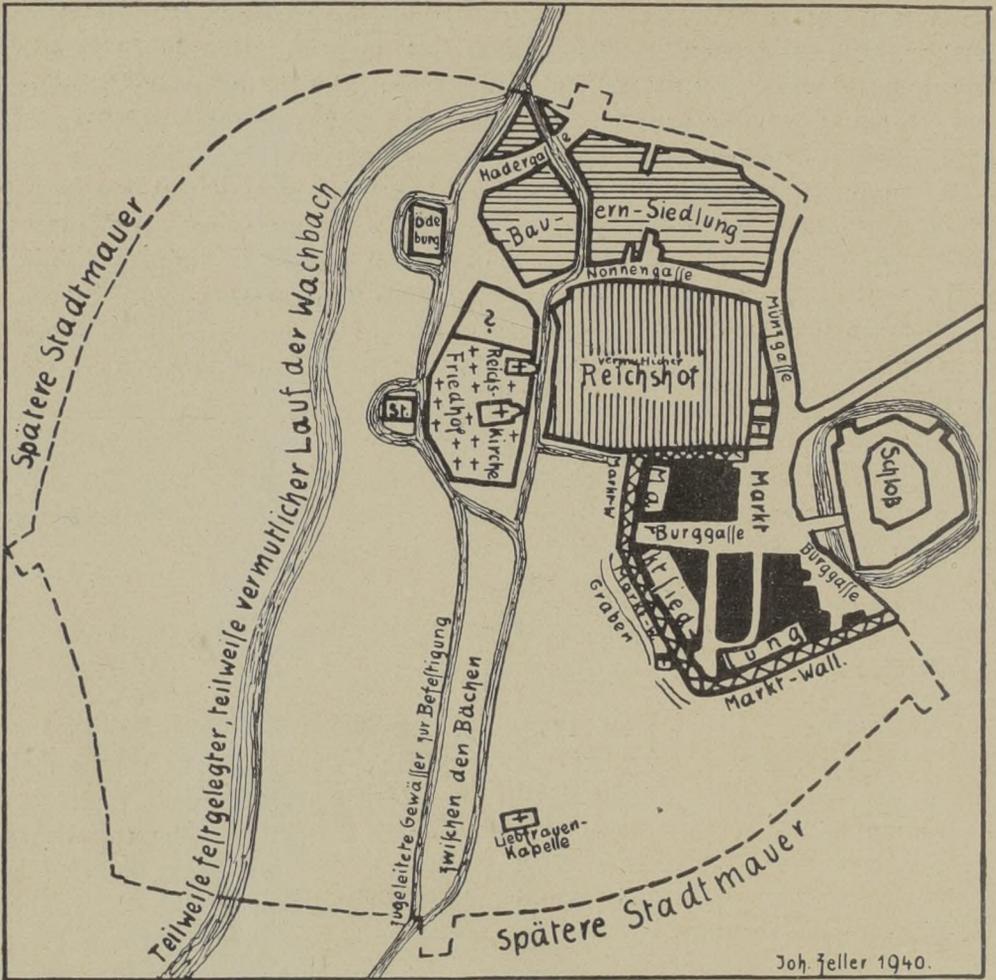
Das Ortsbild von Mergentheim um 1200—1250

(Siehe Plan Abb. 13)

Im nördlichen Teil liegen die ersten fränkischen Bauernsiedlungen des 6. Jahrhunderts, von ihnen südlich steht der vermutliche Reichshof bzw. Grafen Hof, dessen Ausdehnung nach Osten, Süden und Norden wohl feststeht, nicht aber genau nach Westen. An den „Reichshof“ nach Westen anschließend liegen Kirchhof und Kirche. Wie weit diese erste Anlage mit einer dorfmäßigen Befestigung umgeben war, läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich war dabei Wasser verwendet; denn im ältesten Stadtrechtbuch von Mergentheim aus der Zeit kurz nach 1425 ist die Rede von zwei Bächen, zwischen denen der Markt liegt — der neue Markt. Das Gefälle dieser Gewässer zeigt den Weg am Kirchhof und an der Bauernsiedlung vorbei. Verwendet wurde das Wasser dieser „beche“ sicherlich zur Abschließung der „Söburg“ (am östlichen Ende der Törkelgasse) gegen die Bauernsiedlung und ebenso des Steinhauses an der Westseite der späteren Stadtkirche. Ein weiterer Beweis, daß die Söburg eine Wasserburg gewesen, liegt in dem Grabungsergebnis bei der Bäckerei Bauer in der Holzapfelgasse (siehe S. 162) und in der mündlichen Überlieferung, daß zwischen der Törkel- und Holzapfelgasse ein Weiher gewesen sei.

Der Friedhof mit der Kirche war wahrscheinlich in die Dorfbefestigung einbezogen, wie allerorten.

Südlich von diesen Siedlungen stand auf dem jetzigen Platz zwischen dem alten Progymnasium und der neuen Oberschule die Kapelle zu „Unserer lieben Frau“, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Ich vermute, daß dieses Heiligtum die jetzige Sakristei der Marienkirche ist. Begründung: 1. die tiefe Lage gegenüber dem Außengelände, 2. die Spuren von gotischen Fenstern, welche bis zu drei Metern zu tief liegen. Es ist deshalb fast sicher, daß der Fußboden der ersten Wallfahrtskapelle noch tiefer lag als der jetzige Sakristeiboden. (Die Kapelle soll an einer Quelle gelegen sein. Diese Quelle wird später in den Brunnen des Dominikanerklosters geleitet worden sein, der 1939 bei den Aus-



Mergentheim um 1200. St = Steinhaus oder Burg. T = vermutlicher Turm, bezw. Torhaus. Abb. 13.

grabungen zum Neubau der Oberschule zum Vorschein kam.) Die Entstehungszeit dieser Wallfahrt ist sehr früh anzusehen. Möglich ist, daß noch zerstreut einige Bauernhäuser sich außerhalb des Dorfes befunden haben.

Das Schloß (Burg — Beste) am Ostrand stand schon; in welcher Ausdehnung, ist nicht möglich anzugeben.

Mergentheim als Markt

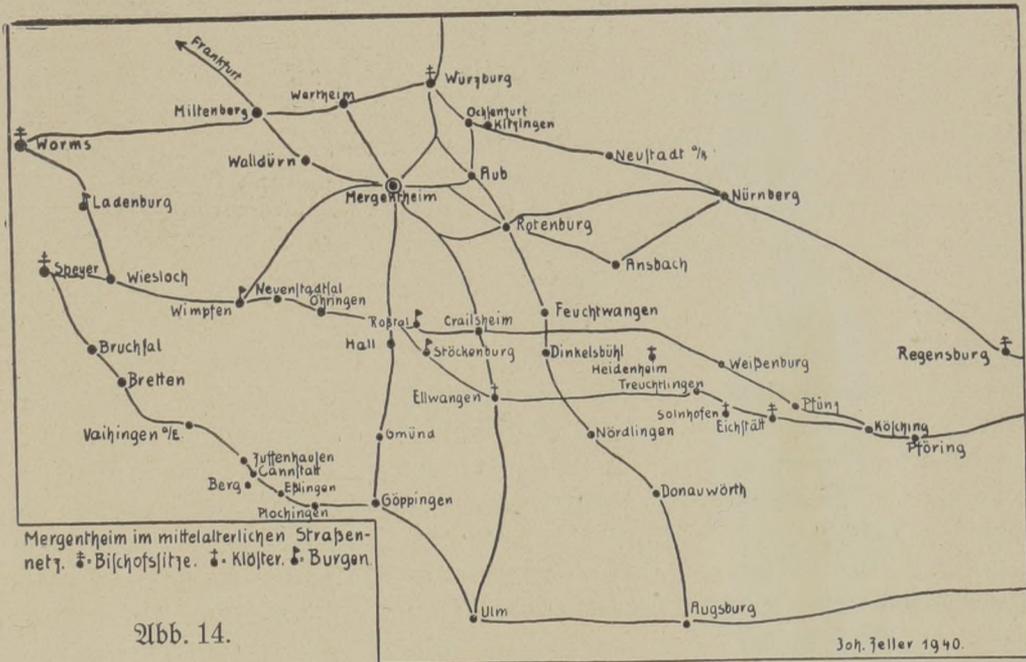
Als Hauptfordernis für die Entwicklung und das Fortbestehen eines Marktes ist neben einem günstigen Fernstraßennetz das bäuerliche Hinterland zu nennen. Mergentheim liegt an einem Schnittpunkt von Fernstraßen, deren Bestand zum Teil sehr alt ist, doch kommen hier die mittelalterlichen in Frage und von diesen nur wieder die Mergentheim am nächsten gelegenen. Von Bedeutung sind hier (siehe Skizze Abb. 14):

1. Die Straße Frankfurt—Miltenberg—Wallbüren—Mergentheim—Aub (oder Frankfurt—Miltenberg—Wertheim—Aub). In diese Straße mündet von Norden von Würzburg kommend und nach Aub führend eine Nordstraße,

um dann mit der anderen Frankfurt—Aub nach Rothenburg ob der Tauber—Feuchtwangen—Dinkelsbühl—Nördlingen—Donauwörth nach Augsburg in die Alpenpässe zu führen. Beide Straßenzüge sind seit Urzeiten viel benützt, kamen aber seit Ende des Mittelalters mehr und mehr außer Gebrauch, daher das Absinken der an ihr liegenden Reichsstädte.

2. Um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert verlegte sich der bis dahin bedeutende Verkehr der uralten Rhein-Donauverbindung Worms—Shringen—Pforzing meist auf die nördlicher gelegene Straße Worms—Milttenberg—Wertheim—Würzburg—Kitzingen—Neustadt a. d. Aisch—Nürnberg—Regensburg.⁹

Durch diese Verschiebung des Hauptverkehrs büßten die an der Hauptstraße gelegenen Orte und Städte an Bedeutung ein; z. B. Ladenburg, Wiesloch,



Wimpfen, Shringen usw. blieben kleine Städte. Dagegen hob sich das Ansehen der an der emporkommenden Straße gelegenen Siedlungen Milttenberg, Wertheim, Würzburg, Nürnberg, Regensburg. Für Mergentheim wurde die veränderte Straßensführung deshalb von Wichtigkeit, da von Milttenberg ab ein Nebenstrang über Wallbüdn—Mergentheim nach Rothenburg—Nürnberg führte.

3. Die Taubertalstraße von Wertheim über Mergentheim nach Rothenburg erhielt jetzt erhöhte Bedeutung. Sie wurde zur Reichsstraße.¹⁰ Der Beweis liegt in den Geleitsrechten und der Zollstätte in Mergentheim. Dazu kam die stärkere Inanspruchnahme der Straße Hall—Mergentheim—Würzburg (oder Mergentheim—Wertheim) als sogenannte Salzstraße, ferner der Weg von

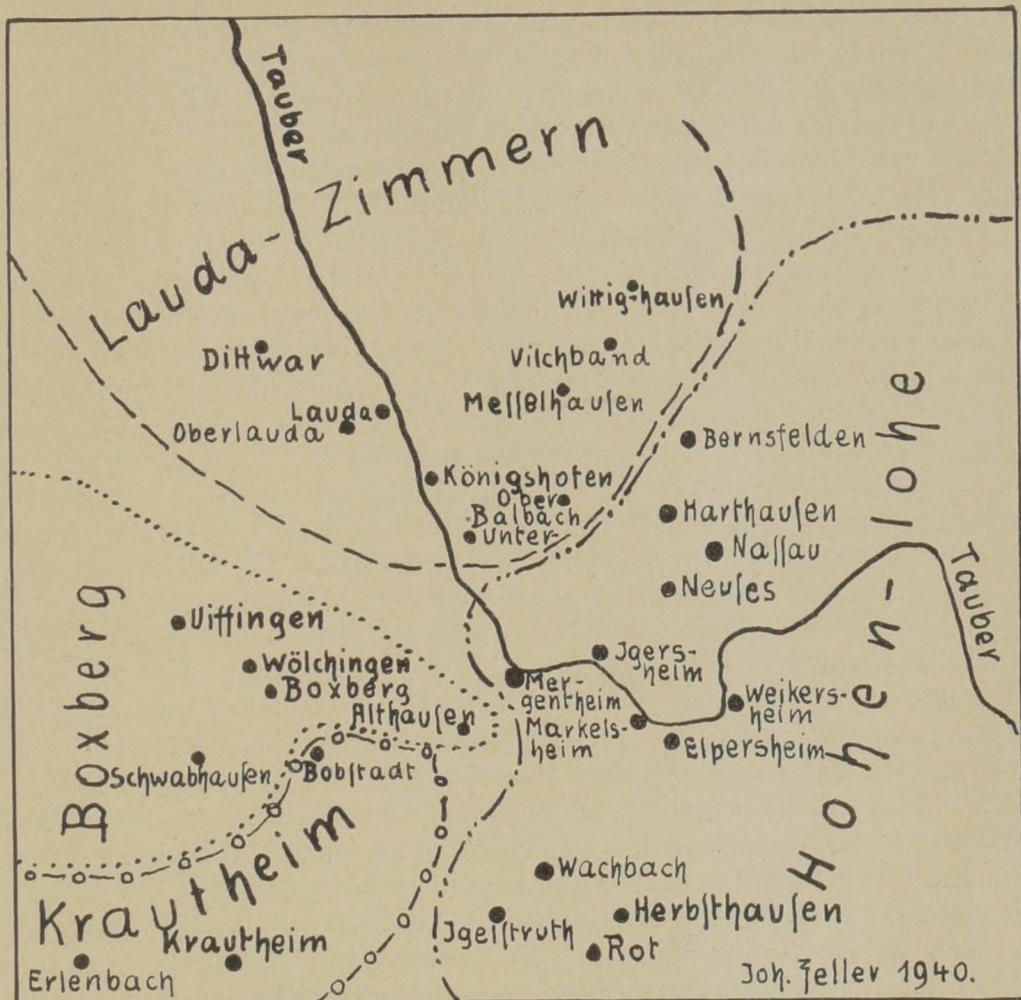
⁹ Siehe R. Weller, Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa. Württembergs Vergangenheit, 1927.

¹⁰ Die Reichsstraßen wurden, wie R. Weller in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1927 nachgewiesen hat, in der Stauferzeit neu bestimmt.

Mergentheim nach Crailsheim—Ellwangen—Ulm. Mergentheim wurde also vom Beginn des 13. Jahrhunderts ab in ein Netz von Handels- und Verkehrsstraßen eingesponnen. Doch waren es keine so bedeutenden Wege, daß die an denselben gelegenen Plätze eine überragende Stellung erreicht hätten. Mergentheim samt Weikersheim, Königshofen und Tauberbischofsheim blieben, entsprechend ihrer zweitrangigen Straßen, auch Märkte zweiter Ordnung. Was einen Markt groß macht, ist in erster Linie das warenbedürftige austauschfähige Hinterland, das Bauernland. Ein solches war bei Mergentheim nur in beschränktem Umfang vorhanden. Liegt doch Königshofen nur $7\frac{1}{2}$ km und Weikersheim etwa 12 km von Mergentheim entfernt. Nicht zuletzt waren die Mergentheimer Bürger (Kaufleute und Handwerker) durch ihre restlose Abhängigkeit vom Deutschorden in ihren Entschlüssen und deren Ausführung gehemmt. Dieses traf besonders für die Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts zu.

Der Schnittpunkt der Fernstraßen war in Mergentheim vor dem Schloß. Hier erreichte der Verkehr eine gewisse Höhe. Die Folge davon war, daß sich im Laufe der Zeit an diesem Schnittpunkt Gewerbe und Handel niederließen. Zuerst wohl Bäcker, Wirte und Metzger, dann Schmiede und Herbergen. (Anfangs hatte das Herbergsrecht der Vogt, Urhofbauer, Maier.) Sailer und Sattler finden lohnende Arbeit.

Außerdem bot der Platz vor dem Schloß Schutz für Durchreisende und für Rastende. Sicherheit war immer ausschlaggebend bei der Auswahl der Ruheplätze. Was liegt darum näher, als daß hierzu der Platz im Schatten der Burg gewählt wurde. Grund und Boden dazu hat sicher der Schloßherr (die Hohenlohe oder der Deutschorden) gestellt. Ansammlungen von Menschen und Fuhrwerken erfordern immer eine Regelung und so wurde einst der Ort und die Ausdehnung des Rastplatzes vom Grundbesitzer bestimmt und gegen Entgelt die Wache gestellt (vgl. die heutigen Parkplätze für Autos mit ihren Wachen und Ordnern). Die Größe, entsprechend dem Bedürfnis, wurde abgesteckt. So wie heute, war es auch einst nicht möglich, regellos und willkürlich um solche Plätze zu bauen. Alles geschah nach einem festen Plan des Grundbesitzers. Von ihm konnte der jeweils Baulustige einen Platz erwerben. Aus diesen Erwägungen heraus versteht man die Anlage des alten Marktes (jetzt Burgplatz) in Mergentheim: der abgesteckte Marktplatz wurde nach bestimmtem Plan umbaut. Bauern konnten sich hier nicht niederlassen — außer es wäre schon vorher einer dort gewesen —, da die Bauplätze immer lang und schmal, meist im Verhältnis 1 : 3 oder gar 1 : 4 (Breite zur Tiefe) vergeben wurden. Nach ganz vernünftigen und praktischen Grundsätzen handelte man auch schon zu diesen Zeiten, wenn alle Straßen der neuen Marktsiedlung auf den Marktplatz selbst einmündeten. Hierin zeigt Mergentheim ein wunderschönes Miniaturbild: Burggasse, Krümmengasse (vorher Grüne Gasse), Krametsgasse (vorher Emertsgasse genannt), die Burgausfahrt, die jetzige Kapuzinerstraße, die Frommen- (einst Brunnen-) gasse, die jetzige Münzgasse, ziehen sich alle nach dem alten Markt hin. Der alte Stadtplan zeigt eindeutig, daß das Gebiet nördlich des Reichshofes etwas für sich Bestehendes war und auch keine unmittelbare Verbindung mit dem alten Markt besitzt. Der Stadtplan, die Geschichte und sonstige Tatsachen zeigen auch bei Mergentheim, daß der Markt sich nicht aus dem Dorf entwickelt hat, sondern daß ersterer seinem Zweck entsprechend gegründet wurde.



Ungefähre Grenzen der Herrschaften um Mergentheim im Anfang des 13. Jhh. (Kleinere adelige Besitzte, auch Streubesitze, Würzburg und die Orden sind nicht berücksichtigt.)

Abb. 15.

Vom geologischen Gesichtspunkt aus konnte die Gründung des Marktes Mergentheim nur vor dem Schloß erfolgen; denn die Höhenkurven zeigen deutlich, daß sich dort der Ausläufer des Eisenberges (vom Krappenrain her) hinzieht, also trockener Grund vorhanden war (wie schon bei der Begründung der Anlage des Reichshofes und der Bauernhöfe gesagt wurde). Eine Ausdehnung nach Norden, im Anschluß an die Bauernsiedlung, kam wegen des feuchten Untergrundes und der Überschwemmungsgefahr von seiten der Tauber nicht in Frage. Außerdem war bei Anlage der Neusiedlung (des Marktes) immer der Platz vom Grundherrschaft zu stellen. Dieser war zu damaliger Zeit über den Platz südlich des Reichshofes bis zum Krappenrain in der Hauptsache der Deutschorden als Rechts- und Besitznachfolger der Hohenlohe. Anderer Grund und Boden war (nach bekannten Urkunden) im Besitz der Bauern, der Kirche, der Dominikaner, der Johanniter und sonstiger Herren, besonders des niederen Adels.

Das Bestreben des Deutschordens, in Mergentheim möglichst viel Grund und Boden zu erwerben, um nach Gutdünken darüber verfügen zu können, oder, wie anzunehmen ist, bei Erweiterung der Siedlung durch Gründung des Marktes Einkünfte, Macht und Ansehen zu heben, beweisen die wenigen noch erhaltenen Urkunden über Ankäufe; z. B. verkauft 1226 Walter von Langenburg und übergibt dem Deutschorden all sein Grundeigentum in Mergentheim (Württ. Urkundenbuch 3, 189). — 1227 Januar 29. Regensburg. König Heinrich VII. bestätigt den von dem edlen Manne Heinrich von Eggersberg vorgenommenen Verkauf aller seiner Güter in Mergentheim an den Deutschorden (Württ. Urkundenbuch 3, 211). — 1229. Siboto von Jagstberg verkauft alle seine Güter in Mergentheim, mit Ausnahme derer, welche der Schultheiß Rüdiger von ihm zu Lehen hat, an den Deutschorden (Württ. Urkundenbuch 3, 242). — 1245. In Mergentheim nimmt Konrad von Krautheim einen Güterverkauf vor (Wibel 2, 50). — 1269. Gebhard von Hohenlohe verkauft unter anderem sein Schloß und alle Güter und Leute in Mergentheim durch Hiltebrand von Seinsheim an den Deutschorden (Württ. Franken II, 1848, S. 5). — 1312 Mai verkaufen Gottfried, Gebhard und Andreas von Brauneck neben anderem ihren Turm zu Mergentheim und die Hofreite, die dazu gehört (Württ. Urkundenbuch 4, 233). — 1322 August 26. Konrad, Kraft und Gottfried von Hohenlohe mit ihren Gemahlinnen verkaufen dem Deutschorden in Mergentheim ihre Remnaten, das Steinhaus zu Mergentheim („Württembergisch Franken“ II, 1848, S. 12). Die nähere Ortsbestimmung der aufgezählten Güter (von 1226, 1227, 1229, 1245, 1269) ist leider nicht möglich. Jedenfalls suchten die Deutschordens-Brüder den gesamten Grundbesitz, wenigstens der Siedlung und um das Schloß, an sich zu bringen, was bis zum Jahre 1554, mit Ausnahme des Probsthofes des Klosters Schöntal in der Mühlwehrstraße, geschehen war.

Eine weitere Voraussetzung bei Marktgründungen ist, daß am Platz eine geschäftlich lebensfähige Bürgerschaft — Gewerbetreibende und Kaufleute — vorhanden ist; denn mit Bauern allein ist kein Markt möglich.

Wie war nun in Mergentheim die Zusammensetzung der Einwohner um die Zeit der Marktgründung — etwa um 1200 —. Wohnhaft waren in der damaligen Siedlung Adelige und Ritter, Bauern und Bürger und „eigene Leute“ (Leibeigene). Die Urkunden von 1200 bis 1340 nennen an Adelligen: 1207 bis 1340 die Herren von Hohenlohe; 1219 Alwic von Mergentheim; 1219, 1228, 1230, 1269, 1290, 1298, 1327 die Reich von Mergentheim; 1223, 1228, 1230, 1269, 1290, 1294, 1295, 1296, 1298, 1336 die Lesche von Mergentheim; 1226 Walter von Langenburg; 1227 Heinrich von Eggersberg; 1228 und 1229 Siboto von Jagstberg; 1245 Konrad von Krautheim; 1260 Irmgart von Reichenberg; 1284 Gottfried von Sachsenflur in Mergentheim; 1317 Arnold von Sachsenflur als Lehensmann; 1285 Rudgerus Wigerich, Rudgerus Hako, Gottfried Koglin, Rudgerus Reich, Martin Reich, Rudgerus Stüzel (1295 und 1297); 1295 Konrad von Mergentheim (auch 1301); 1299, 1300, 1311, 1313, 1331 Heinrich Zolner von Mergentheim; 1303 Rudolfus dictus Wachsmut de Mergentheim; 1328 Konrad von Mergentheim; 1329 Mertin von Mergentheim, Ritter; 1336 Konrad von Kolbach, Richter zu Mergentheim.

Zum Adel oder zu den Freien mögen ferner gehören im Jahre 1250 ein Horenbogo, der einen Hof von Hohenlohe zu Lehen trägt, dann ein Konrad

Jüngling (1272), Berthold Pfoch, der 1291 Haus und Hofstatt in Mergentheim verkauft, Hermann Ohselin und Konrad Pfister (1302), Konrad Pesch (1331), Stolz (1334); 1336 kauften die Dominikaner 2 Hofstätten in Mergentheim, 1336 sind die Bauern von Mergentheim besonders aufgeführt.

Die Bürger von Mergentheim sind schon 1259 ausdrücklich genannt, auch wieder 1299, 1301, 1336, 1340 und 1341. Um 1280 wird Hartwig, genannt Sibner (wohl der Schöffe eines Siebenergerichts), als Bürger zu Mergentheim erwähnt.

Eigene Leute, also Unfreie, sind aufgeführt von den Hohenlohe (1219, 1269, 1322), von den Brauned (1315 und 1327), von Walter von Hertenstein (1315).

Die Johanniter besaßen den vermutlichen ehemaligen Reichs- oder Grafenhof, die St. Johanneskirche, eine Mühle und ziemlich viele Güter.

Die Dominikaner saßen bei der Liebfrauenkapelle.

Der Deutschenorden war Herr des größten Theils von Mergentheim. Er war es, der bewußt zur Markt- und später zur Stadtgründung hinstrebte. Zu diesem Zweck erwarb er sich, weitblickend, Güter, Häuser und Hofstätten wo es nur ging, um allmählich soviel abgerundeten Besitz zu haben, als zu seinen Gründungsplänen notwendig war. Kauf, Tausch, Erbschaft, Darlehen, selbst Händel und Streit (besonders mit dem Johanniterorden) waren Mittel zum Zweck. Dienste, dem Kaiser geleistet, erwarben dessen Gunst und machten ihn den Wünschen der Deutschordensbrüder geneigt.

Gründe, welche zur Erwerbung des Marktrechtes führten, waren wohl die folgenden:

1. Die Genehmigung zur Errichtung eines Marktes brachte dem Deutschenorden das Marktgericht; also Zuwachs an Macht.
2. Der Marktsiedler durfte eine Schutzwehr errichten, was bei der unruhigen Nachbarschaft notwendig war.

Die älteste Marktanlage vor dem Schloß

1. Aus dem Besiedlungsbild — dem Stadtplan — ist ersichtlich, daß die Burgstraße, die Krummengasse, die Krametsgasse (einst Emertsgasse), die Frommen- oder Brunnengasse, die spätere Kapuzinergasse, die spätere Münzgasse dem alten Markt, dem jetzigen Burgplatz, früher auch Schiedplatz, zustreben. In keinem Viertel Alt-Mergentheims (östlich des jetzigen Marktplatzes) ist die zu einem Marktplatz notwendige Straßensführung vorhanden. Die Bauernsiedlung nördlich vom Reichshof (Johanniterhof) weist andere Merkmale auf, da sie ganz anderen Zwecken diene.

2. Wenn hier vor dem Schloß der älteste Marktplatz war, dann siedelten sich hier einst hauptsächlich Handel- und Gewerbetreibende an. Leider sind die ganz alten Lager- und Nahrungsbücher von Mergentheim nicht vorhanden, so daß man sich auf die von 1690 und 1750 stützen muß. Der vorhandene Stadtplan von 1748 stimmt mit den Nummern der Bücher von 1750 überein, und die Besitzer des Buches von 1690 können auf ihre Hausnummern festgelegt werden. Wohl hat sich im Laufe von 500 Jahren gar manches verändert, aber doch zeigen sich hier noch Beweise für obige Behauptung:

Um den alten Marktplatz und in der ganzen Marktsiedlung, wie sie angenommen ist (vordere Krummengasse, Krametsgasse, Frommengasse, Burggasse),

steht auch nicht ein ganzes Bauernanwesen. Die 10 „Bauernanwesen“, die dort angegeben, sind durchweg unvollständig, d. h. das einmal ist Haus und Stallung ohne Scheuer, das anderemal Haus und Scheuer ohne Stallung genannt. Bei einigen Bauten heißt es nur „Hofreithe“ oder „Hofstatt“ ohne Scheuer und Stall. Die fehlenden Scheuern stehen meist in der Fortsetzung der Krummengasse oder im Rammelsgäßchen. Anders ist die Sache in der Bauernsiedlung nördlich des Reichshofes. Dort stehen vollständige Bauernhöfe mit Haus, Scheuer und Stallung, mit breiten Toreinfahrten (siehe S. 199). Große und kleine Toreinfahrten fehlen in der ganzen Marktsiedlung. Überall stehen in letzterer schmale, zum Teil recht kurze Bauten. Woher kommt diese Tatsache? Die Beantwortung ergibt sich aus der Entwicklung. Anfangs wohnten in diesem Stadtviertel nur Handwerker ohne Feldbesitz und deshalb ohne Großvieh in ihren kleinen, schmalen Häuschen. Im Laufe der Zeit haben diese Bürger (eben die Gewerbe- und Handeltreibenden) durch Kauf und Erbschaft sich Güter erworben. Außerdem hatten sie Anteil am Gemeindegut (Allmend) des Ortes und konnten deshalb eine kleine Landwirtschaft neben ihrem Gewerbe treiben. Damit dies möglich war, brauchte man Platz; dieser war nicht genügend vorhanden, daher mußte ein Teil der erforderlichen „Neubauten“ außerhalb der Marktsiedlung erstellt werden (Stallung und Scheuer). Überdies sah man es nicht gern, wenn in der Marktsiedlung mit ihrer engen und engsten Bauweise „feuergefährliche“ Anwesen erstellt wurden; daher hinaus mit den Scheuern vor die „Tore“ des Marktes (vgl. die ausgebildeten „Scheunenviertel“ vor Städten der Oberpfalz). Kein anderer Platz war wegen der Entfernung dazu geeigneter als die südliche Fortsetzung der Krummengasse und die Funkengasse. 1690 standen in der ersten 2 Scheunen, in oder neben der letzteren gegen das Rammelsgäßchen rund 7 Stück. Dies beweist, daß gegen die Funkengasse ein Tor gewesen sein muß.

3. Der älteste Stadtplan zeigt, daß am Markt und in den in Frage kommenden Gassen fast nur Handwerker lebten — noch 1690 und 1750 und auch heute noch. Nicht weniger als 31 Häuslein und Häuser Gewerbetreibender und nur 7 halbe Bauernanwesen liegen in diesem Bereich der Altstadt.

4. Märkte schlossen sich gewöhnlich an eine Burg, ein Kloster oder eine Kirche an; hier an die Burg.

5. Jede Marktsiedlung bekam das Recht, sich zu befestigen, und zwar mit Graben, Wall, Zaun samt Torhaus, in Ausnahmefällen auch mit Türmen. Leider sind solche Befestigungen fast durchweg bei Erweiterungen verschwunden. Der Gründe sind es mehrere. Einmal war die Anlage selbst vergänglich, später wurde sie überflüssig und auch meist überbaut, der Graben ausgefüllt, so daß der Verlauf selten mehr festzustellen ist. Auch in Mergentheim ist von dieser Schutzwehr kaum etwas erhalten, doch läßt sich die gesamte Anlage noch erschließen:

a) Der erste Marktplatz samt den zunächst liegenden, dazu gehörigen Gassen ist schon erwähnt; er heißt auf dem ältesten Stadtplan: Markt auf der Schied.

b) Das Rammelsgäßchen hat eine eigentümliche Oberflächenkrümmung und zeigt im Querschnitt die Ansicht eines Grabens mit der Wasserrinne in der Mitte und nicht seitwärts wie andere Straßen und Gassen. Wir haben in diesem gekrümmten Gäßchen noch einen Teil des einstigen Grabens vor uns. Wo der Graben, da auch der Wall. Beginnen wir in der Burgstraße bei der Eisen-

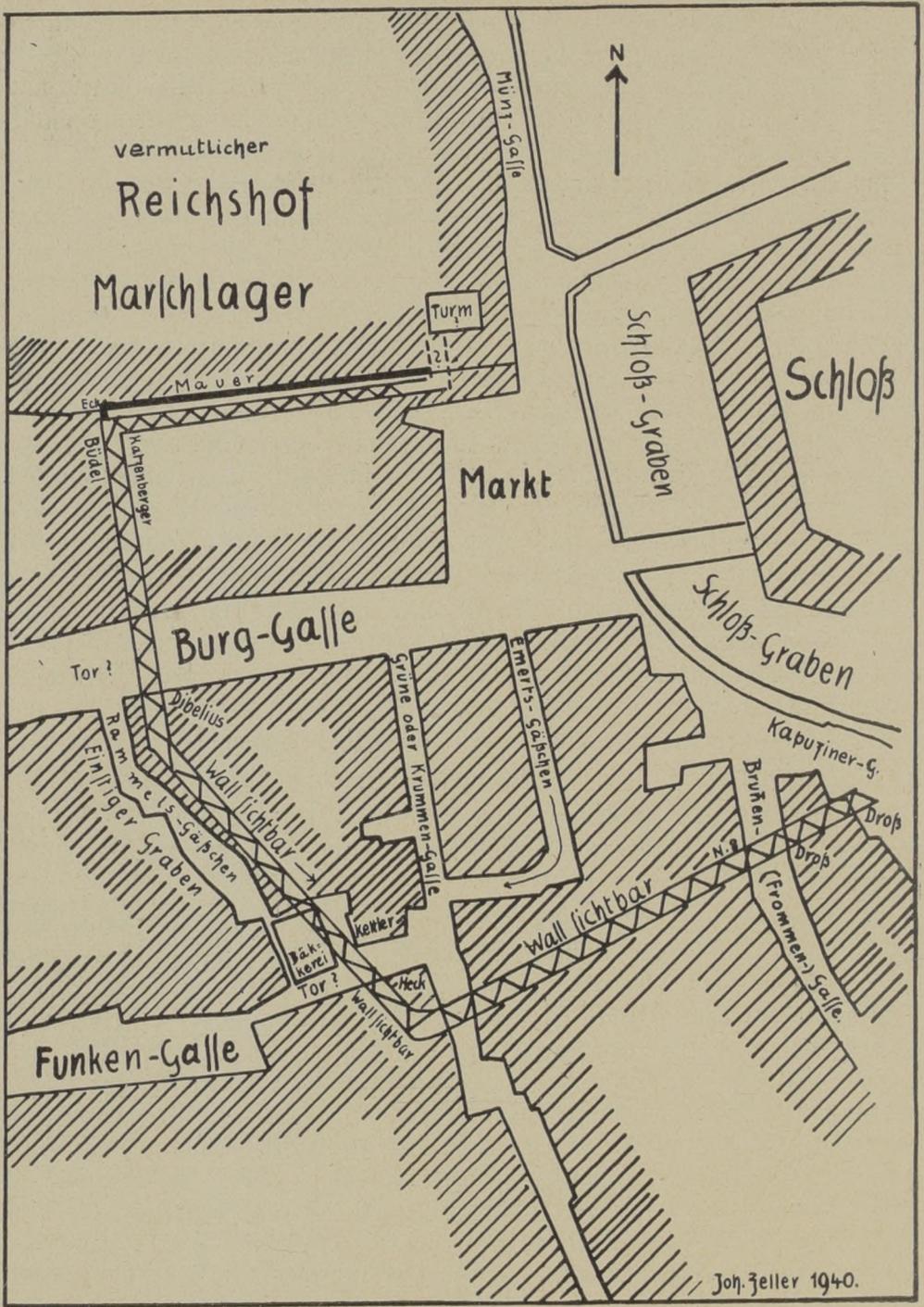
handlung Dibelius, so fällt uns auf, daß nur er und nebenan das Lebensmittelhaus Schmeißer Staffeln zu ihrem Ladeneingang benützen. Warum? Diese beiden Häuser liegen auf dem einstigen Wall. Doch weiter! Begeben wir uns in das Kammelgäßchen selbst, so werden wir in den Innenhöfen der östlich an das Gäßchen anschließenden Gebäude den um 1 bis 2 m höheren Wall sehen. Dieser setzt sich fort nach Süden und tritt zwischen der Bäckerei Baumann und der Wirtschaft Kettler in die Funkengasse ein, überquert diese ganz deutlich sichtbar und „verschwindet“ in der Wirtschaft „See“, welche auf ihm erbaut ist. Hier biegt der einstige Wall nach Osten (beinahe Nordosten) um und ist in den Gärten zwischen Krummen- und Frommengasse schwach erkennbar. Der Hof von Nr. 8 in der Frommengasse liegt ganz allein höher gegenüber dem von Nr. 6 und besonders dem von Nr. 10. Außerdem liegt der Hauseingang vom Haus Frommengasse Nr. 8 um 60 cm höher als der von Nr. 10, dann ebenso der des Hauses gegenüber (Friseur Droß) um 75 cm, dann zuletzt noch der zweite Eingang zu Friseur Droß in der Kapuzinergasse 76 cm höher als der der nebenanliegenden Gebäude. Diese für sich allein höherliegenden Türöffnungen beweisen, daß die genannten Häuser (wie das des Dibelius in der Burggasse) auf erhöhtem Gelände, dem Wall, errichtet wurden.

c) Als weiterer Anhaltspunkt für den oben angeführten tatsächlichen Verlauf des alten Marktwalles dienen die Knickungen der Krummengasse und der Frommengasse an den Schnittpunkten mit dem Wall. Außerhalb derselben (nach Süden) biegen diese zwei Gassen in dem Augenblick etwas nach Osten ab, wenn sie den einstigen Graben überschritten haben.

d) Die oben beschriebenen Scheunenviertel sind dicht vor dem Wall.

e) Die rechtwinklig abgebogene Emertsgasse (jetzt Krametsgasse) beweist, daß sie nicht in südlicher Richtung fortgeführt werden konnte, wegen des hindernden Walles und Grabens.

f) Kehren wir zum Punkte in der Burggasse zurück, wo das Kammelgäßchen (Rosengäßchen) in dieselbe mündet. Natürlicherweise sucht man die Fortsetzung des hier beim Haus Dibelius endigenden Walles in der Gegend nördlich der Burggasse. Zu diesem Zweck begeben wir uns in den Hinterhof des Hauses Büdel (Weinhandlung und Käferei). Dort finden wir am Ende desselben eine 5 bis 8 m lange, von Süden nach Norden verlaufende alte Mauer (auf der Grenze zwischen Büdel und Katzenberger), die bei ihrem Auftreffen auf den ehemaligen Garten des Reichshofes rechtwinklig nach Osten abbiegt und sich in gerader Linie gegen das Schloß hinzieht bis zum Haus „Dörr“ am alten Markt. Von da aus scheint sie wieder rechtwinklig nach Norden abzubiegen bis zum Pfarrgang. Auch könnte dort ein Turm oder „festes“ Haus gestanden sein, da eine Wand des mittleren alten Gebäudes gegen den Reichshof zu halb im Boden versteckt einen vermauerten Bogen und etwa 3 m über der Erde eine Schießscharte aufweist. Doch bedarf der letztere Verlauf noch der besseren Klärung. Auffallend ist, daß der Höhenunterschied zwischen dem ganzen Gelände des einstigen vermutlichen Reichs- oder Grafenhofes und dem des alten Marktes, also nördlich der erst etwa 1500 errichteten Mauer (zwischen Büdel und Dörr) und südlich derselben 1,60 bis 1,70 m beträgt. Näherhin gesagt: die Hinterhöhe und Gärten der Burgstraßenhäuser, von Büdel an ostwärts, liegen nach allmählichem Anstieg an der Mauer 1,60 bis 1,70 m höher als die Gärten



Mergentheim, alter Markt vor 1340.

Abb. 16.

des einstigen Reichshofes. Es kann der Höhenunterschied in dieser gleichmäßigen Form nur von dem einst hier verlaufenden Wall herrühren. Von Büdels Hinterhof ab nach Westen ist von dem Mauereck an der Höhenunterschied zwischen Reichshofgelände und sonstigen Anlagen gänzlich verschwunden. Es hörte also hier der Wall auf.

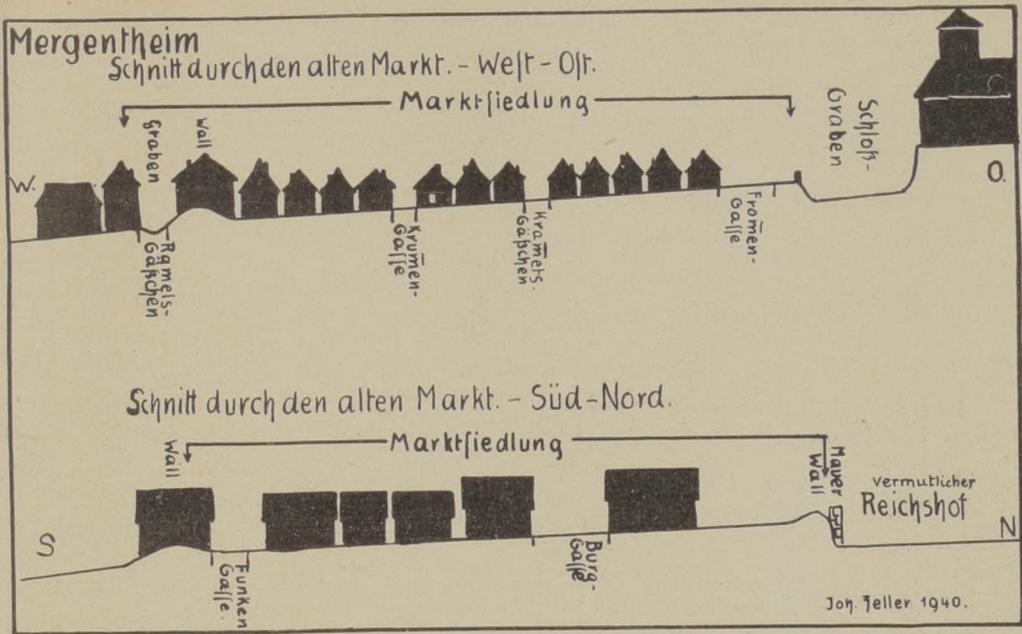


Abb. 17.

Der beige-fügte Plan (Abb. 16) zeigt den Verlauf der alten Markt-befestigung.

Betrachtet man die Höhenlage des durch die gefundene Befestigung eingeschlossenen Marktes, so ergibt sich, daß der ganze Markt höher lag als die andere Umgebung. Das ist bewiesen durch den Grabungsbefund beim Haus Sambeth in der westlichen Burgstraße. In 1,50 m Tiefe stieß man (am 3. Februar 1938) auf den einstigen Ackerboden, also wurde im Laufe der Zeit der westliche Teil der Burgstraße um 1,50 m aufgefüllt. 1931 ergab bei Anlage der Kanalisation die Aufnahme eines Geländeschnittes, daß auch im letzten östlichen Drittel der Burgstraße, bei der Einmündung der Krummengasse in dieselbe, bis zu 1,30 m Auffüllboden sich fand. Also lag die älteste Marktsiedlung ebenfalls etwas erhöht, wie das Schloß, gegenüber der sonstigen Umgebung. Möglich ist, daß eine Auffüllung bei Einebnung des Marktsiedlungsgeländes erfolgte, um so mehr als zwei Straßenkörper übereinander liegen. Der älteste in 80 cm Tiefe, bei 50 cm Stärke, liegt auf 20 cm Humus. Wahrscheinlich dienten auch die „beche“ (die zugeleitete Wachbach), welche nach dem alten Rechtsbuch der Stadt Mergentheim von 1425 als über den jetzigen Marktplatz fließend genannt sind, zum Schutz, zur Befestigung der alten Marktsiedlung.

Auf der Bodenwelle, welche vom Eisenberg und Krappenrain ausgehend sich nach Norden erstreckt, erhob sich also, entsprechend unseren Darlegungen:

1. ganz im Norden die alte Bauernsiedlung aus dem 6. Jahrhundert;
2. südlich davon der einstige vermutliche Reichs-(oder Grafen-)hof, auch aus dem 6. Jahrhundert;
3. westlich vom Reichshof die Kirche mit Friedhof aus dem 8. Jahrhundert;
4. noch etwas mehr westlich, am östlichen Ende der Törfelgasse, die später „Ödeburg“ genannte „Beste“, eine Wasserburg aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, mit zwei Bauernhöfen;

5. am Westrande der St. Johanneskirche das „Steinhaus“, auch aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, ebenfalls mit Wasser umgeben;
6. der alte Marktplatz mit seiner Siedlung und Befestigung vor dem jetzigen Schloß und südlich des einstigen Reichshofes aus dem 12. oder 13. Jahrhundert;
7. das jetzige Schloß im Osten, wahrscheinlich auf das 6. Jahrhundert zurückgehend;
8. die Liebfrauenkapelle südlich des alten Marktes, etwa auf dem Platz der jetzigen Marienkirche, aus dem 9. bis 12. Jahrhundert.

Schriftenverzeichnis

- Archiv des historischen Vereins für Unterfranken, Bd. 1—68.
- Bader, Karl Siegfried: Entstehung und Bedeutung der oberdeutschen Dorfgemeinde. Zeitschrift für württembergische Landeskunde, 1937.
- Bed, Marzell, und Büttner, Heinrich: Die Bistümer Würzburg und Bamberg in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für die Geschichte des deutschen Ostens. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1937.
- Berberich, J.: Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim. Verlag Zöller, Tauberbischofsheim 1895.
- Das Badische Frankenland. 1933.
- Deinhardt: Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. 1933.
- Deutsche Gaue. Zeitschrift. Kempten.
- Dopisch, A.: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. 2. Auflage, Wien 1923/24.
- Erfel: Cent, Fraiß, Malefiz und Blutbann, absonderlich im Frankenlande. (In: Schneidt, Sammlungen von Abhandlungen usw.) Würzburg 1789.
- Ernst, Viktor: Die Entstehung des niederen Adels. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1916.
- Funk, Wilhelm: Deutsche Rechtsdenkmäler mit besonderer Berücksichtigung Frankens. Erlangen 1938.
- Gerlach, A.: Chronik von Lauchheim. Fr. Bucher, Ellwangen 1907.
- Goepfert, Georg: Castellum. Verlagsdruckerei, Würzburg 1920.
- Grupp, G.: Kulturgeschichte des Mittelalters. 3. Auflage, Paderborn 1921—1925.
- Huttenlocher, Fr.: Zusammenhänge zwischen ländlichen Siedlungsarten usw. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 1937.
- Kunstdenkmale des Großherzogtums Baden: Kreis Mosbach-Tauberbischofsheim.
- Knapp, Die Zenten des Hochstifts Würzburg. Berlin 1907.
- Kost, Emil: Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1936.
- Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Herausgegeben von dem Kgl. Statistischen Landesamt. Stuttgart 1904—1907.
- Krebs, Richard: Geschichte zwischen Neckar und Main. Badisches Frankenland. 1933.
- Müller, K. D.: Geschichte des Muswiesenmarkts. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 33. Jahrg 1927, S. 68 ff.
- Mergentheimer Artikelbuch 1513.
- Mergentheimer Nahrungsbücher 1486—1750.
- Mergentheimer Stadtrechtbuch 1425.
- Nedermann, Karl: Heimatscholle Bilchband. Verlag Gremm, Mannheim 1937.
- Oberamtsbeschreibung von Mergentheim. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1880.

- Oberamtsbeschreibung von Künzelsau. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1883.
- Piper, D.: Burgenkunde. München 1912.
- Rietschel, S.: Markt und Stadt. Leipzig 1897.
- Rühl, Dr.: Kulturkunde des Regnitztales. Verlag Buchner, Bamberg 1932.
- Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volksland. Bielefeld 1904.
- Schmidt, G.: Das Würzburger Herzogtum und die Grafen und Herren von Ostfranken vom 11. bis 17. Jahrhundert. (In: Quellen und Studien V, 1913.)
- Schumacher, K.: Aus Odenwald und Frankenland. Darmstadt 1929.
- Siedlungs- und Kulturgeschichtliches aus dem Tauberland. (In: Württembergische Vergangenheit, 1932.)
- Schenk, Georg: Ersingen an der Donau. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1934.
- Ships, Kaspar: Was unsere Markungsgrenzen erzählen. 1921.
- Seifriz: Markelsheim. Im Selbstverlag, 1924.
- Schneidt: Sammlung von Abhandlungen und Dissertationen. Würzburg 1789.
- Spieß, Werner: Das Marktprivileg. (1916.)
- Stälin, Chr. Fr.: Württembergische Geschichte. Cottascher Verlag, 1841.
- Staatsarchiv zu Ludwigsburg.
- Stein, Friedrich: Urgeschichte der Franken und die Gründung des Frankenreiches durch Chlodwig. Verlag Nabel, Würzburg 1897.
- Stuß, Ulrich: Zur Herkunft von Zwing und Bann. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. LVII, 1937.
- Eigenkirchenwesen.
- Wass, Adolf: Kaisertum Ottos des Großen. (900—1000.) Heft 11—12 der Deutschen Zeitschrift, 1936.
- Wagner, Georg: Junge Krustenbewegungen im Landschaftsbilde Süddeutschlands. Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung Ferdinand Rau, Shringen 1929.
- Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte. Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung Ferdinand Rau, Shringen 1931.
- Weller, Karl: Gottfried und Konrad von Hohenlohe im Dienste Kaiser Friedrichs II. usw. Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, 1896.
- Die freien Bauern des Spätmittelalters im heutigen Württemberg. Zeitschrift für Württembergische Landeskunde, 1937.
- Besiedlungsgeschichte Württembergs. Bd. 3, 1938.
- Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1927, S. 16, 35 ff.
- Die Besiedlung des Alamannenlandes. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1898.
- Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa. (In: „Württembergische Vergangenheit“, 1932, S. 89—129.)
- Die staufische Städtegründung in Schwaben. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1930.
- Wewel, Das Zollrecht der deutschen Könige von den ältesten Zeiten bis zur Goldenen Bulle (Gierke, Untersuchungen 43/1893).
- „Württemberg“, Monatschrift im Dienste von Volk und Heimat, Jahrgang 1930. (Seite 484—489: Georg Wagner, Aus der Erd- und Landschaftsgeschichte von Mergentheim. — Seite 498—503: Goetzler, Aus Mergentheims ältester Geschichte. — Seite 503—505: Schumacher, Mergentheims Siedlungsformen im Wandel der Zeiten.)
- „Württembergisch Franken“, Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Jahrg. 1847 ff.

Zu den neuaufgedeckten Wandbildern in Schäftersheim

Von G. Hoffmann

Im Jahre 1938 sind nach dem Schwäbischen Heimatbuch von 1939 in der Kirche von Schäftersheim 2 Wandbilder aus dem 13. Jahrhundert aufgedeckt worden. Das eine Bild stellt den Heiligen Martin zu Fuß dar, der mit seinem Schwert einem neben ihm in halber Größe stehenden Bettler seinen Mantel teilt; das andere Bild einen heiligen Bischof mit dem Bischofstab in der Hand und einem Buch unter dem Arm. Dieser Fund stellt uns einige Fragen betreffend die älteste kirchliche Geschichte von Schäftersheim. Diese alten Wandmalereien weisen ohne Zweifel auf einen örtlichen Martinskult, denn einer zufälligen Liebhaberei des Künstlers können diese Bilder kaum entsprungen sein. Es sind ursprüngliche Wandbilder, nicht bewegliche, möglicherweise von anderswoher übertragene Altarbilder. Man könnte nach diesem Martinsbild versucht sein, die Kirche in Schäftersheim als eine alte Martinskirche zu beanspruchen. Dagegen spricht, daß urkundlich St Nikolaus der dortige Kirchenheilige ist, und daß Schäftersheim bis 1403 keine Pfarrkirche, sondern eine Kapelle war, die von Weikersheim abhängig war. Baugeschichtlich gehört die jetzige Schäftersheimer Kirche der spät-romanischen Bauperiode an, also der Zeit, in der die Bilder entstanden, die Martinsverehrung aber nimmer in Blüte stand. Es wäre denkbar, daß das im 12 und 13. Jahrhundert erbaute Gotteshaus nicht das ursprüngliche am Ort war, sondern schon eine Kirche oder Kapelle als Vorgängerin hatte. Zur Gewißheit könnte solche Vermutung erst werden, wenn unter dem Boden der heutigen Kirche Spuren einer früheren sich nachweisen ließen. Eine solche älteste Kirche könnte dem Heiligen Martin geweiht gewesen sein, und die dann beim Neubau der Kirche angefertigten Martinsbilder wären eine Erinnerung an den ersten Heiligen, den Heiligen Martin, der bei der Neuweihe dem Heiligen Nikolaus hat weichen müssen.

Eine andere Vermutung, wie St. Martin in der Schäftersheimer Kapelle eine Stelle fand, ist, daß Schäftersheim Filial einer Martinskirche war und die Kapelle dem Mutterheiligen zu Ehren dessen Bild übernommen hätte. Nachweislich war Schäftersheim bis Anfang des 15. Jahrhunderts eingepfarrt in die für Weikersheim und Schäftersheim gemeinsame Pfarrkirche, die auf dem Weg, dort wo heute noch der Friedhof für Weikersheim steht, stand. Weikersheim selber mit seiner Georgspfarrkirche war kaum eine uralte Pfarrei, die in frühchristliche Zeit zurückreicht. St. Georg gilt im allgemeinen als Heiliger der Periode des aufblühenden Rittertums. Eipersheim mit seiner Georgskirche erweist sich eben damit als Tochterkirche von Weikersheim. Auch Nassau, dessen ursprüngliche, verglichen mit der heutigen etwas kleineren Markung als Halbscheid der Schäftersheimer erscheint, gehörte wohl einmal zum Weikersheimer Pfarrverband, dessen Filiale heute noch Bronn, Honsbronn und Queckbronn sind. Alle diese Orte waren ein Bestandteil der Cent Weikersheim nebst Ebertsbronn, $\frac{1}{2}$ Münster, $\frac{1}{2}$ Vorbachzimmern, Laudenbach, Hagen, Adolzhäusen, Herbsthausen und etlichen abgegangenen Orten. („Württembergisch



Aufgedecktes Wandbild des 13. Jahrhunderts in der Pfarrkirche in Schäftersheim (Kreis Mergentheim). Der Heilige Martin schneidet einem Bettler ein Stück seines Mantels ab. (Aufnahme: Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart.)

Franken“, 1860, S. 242). Erst 1360 wurde das Centgericht dem Grafen Kraft für seine Residenz Weikersheim bewilligt, zuvor wurde das Gericht in Hollenbach gehalten. Hollenbach mit seinen Filialen Adolzhausen, Herbsthausen und Rot weist sich durch seinen Kirchenheiligen St. Stephan, der schon in merowingischer Zeit verehrt wurde, als älteste Pfarrei der alten Cent aus, die auf eine ursprüngliche Hundertschaft zurückgeht. Es ist nicht ganz selten, daß alte Centbezirke, wenn sie den neuen Territorialherren unbequem wurden, sich aufzulösen begannen. Es trifft dies für die Weikersheimer Cent, jedenfalls

für Münster und auch Vorbachzimmern zu, wenn nicht gar die Weifersheimer und die Haldbenbergstettener und auch die Mergentheimer Cent ursprünglich aus einer Hundertschaft hervorgegangen waren. Die ältesten Verhältnisse lassen sich hier nimmer klären. Doch angenommen, dem wäre so, dann würde auf den Martinskult in Schäftersheim einiges Licht fallen. Eine uralte Pfarrkirche, deren Gründung in fränkische Zeit zurückgeht, ist sicher St. Martin in Igersheim. Von hier geht ein „Totenweg“ nach Neuseß, dessen Markung an die von Schäftersheim grenzt. Igersheim könnte nicht bloß für die zur Mergentheimer, sondern auch zur Weifersheimer Cent gehörigen Orte die Mutterkirche sein. Das Schäftersheimer Martinsbild ließe sich so erklären.

Und nun das andere in der Schäftersheimer Kirche aufgedeckte Wandbild, das ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammen soll, ein Heiliger Bischof ohne besondere Attribute. Es ist vermutlich der Heilige Nikolaus, dem die Kirche bzw. Kapelle, die aus spät-romanischer Zeit stammt, geweiht war. St. Nikolaus, der heilige Bischof, genöß eben in jener Zeit besondere Verehrung, und zwar in den Kreisen, die damals unter dem Einfluß der vom Kloster Hirsau bzw. in unserer Gegend vom Kloster Kumburg ausgehenden Bewegung standen. Schon Kloster Hirsau war anfangs des 12. Jahrhunderts begütert in Laudenbach, Nassau, Rimbach, Wermutshausen. Kumburgische Einflüsse zeigen sich in Apfelnbach, Creglingen, Deubach, Igersheim, Markelsheim, Schäftersheim, Stuppach, Weifersheim. Vor 1167 hat ein Angehöriger des Rothenburg-Kumburgschen Grafenhauses in Schäftersheim ein Prämonstratenser Frauenkloster gegründet. Auf ihn bzw. ein Glied des Schäftersheimer Ortsadels mag der Bau der dortigen Kapelle zurückgehen, die er, wie so mancher seiner Standesgenossen, keinem würdigeren zu weihen wußte als dem Heiligen Nikolaus, dem Heiligen jener tiefgehenden kirchlichen Bewegung des 12. Jahrhunderts. In dieselbe Zeit fällt auch der Bau der Kirche im Nachbarort Nassau, die ebenfalls einem in jenen Reformkirchen beliebten Heiligen, dem Heiligen Bartholomäus, geweiht wurde.

So stellt wohl das eine Wandbild mit dem unbekanntem Bischofsheiligen St. Nikolaus, den Heiligen der Schäftersheimer Kapelle, dar, während das andere Bild, deutlich den Heiligen Martin zeigend, eine dankbare Erinnerung an alte kirchliche Zusammenhänge birgt, die nimmer klargestellt werden können.

Der Schenk von Limpurg

Ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit

Von E. Kost — Mit 2 Abbildungen

„Zu Limpurg auf der Feste, da wohnt ein edler Graf.“ Wer kennt nicht das beliebte Gedicht des schwäbischen Altmeisters Uhlant mit der lebendigen Schilderung jenes limpurgischen Schenken, der in Lederwams und Jägerhut, mit dem langen Jagdspieß und dem Trinkgefäß von Buchs sich lieber in seinen herrlichen Wäldern aufhält als bei Hofe. Vom Staufenkaiser muß er auf der Jagd mit List als Mundschenk erst dem Reichsamt gewonnen werden. Daß diese schöne und volkstümlich gewordene Geschichte in Uhlants Gedicht freilich ganz und gar nur eine Erdichtung Uhlants ist, hat die Forschung nachgewiesen.¹ Ein Besuch des schwäbischen Dichters Uhlant im Jahre 1861 bei seinem Freund Justinus Kerner in Gaildorf und die damit verbundene Besichtigung der Steindenkmäler limpurgischer Schenken in der dortigen Stadtkirche hat Uhlant die Anregung zu seinem Gedicht gegeben.

Als der Sänger Uhlant sein Gedicht verfaßte, war der Name eines anderen Schenken von Limpurg, der selber ein begnadeter Sänger gewesen ist, schon längst verklungen. 600 Jahre vor Uhlant, 700 Jahre vor unserer heutigen Zeit, sind schon klugvolle Minnelieder eines limpurgischen Schenken der über dem Kocher gelegenen Burg Limpurg bei Schwäbisch Hall durch süddeutsches Land gelaufen. Es war in jener ersten großen Zeit mittelalterlicher deutscher Geschichte, als auch auf vielen Bergen des Kochertals die Burgen staufischer Lehens- und Gefolgsleute grüßten, auf den Burgsteigen und Höfen die bunten Trachten des Hochmittelalters ein jugendfrohes Leben kündeten, und nach Kampf und Mühen der Männer drinnen im Burgsaal Laute und Wort ritterlicher Sänger von Weibes Minne und Wert erklangen.

Für uns heutige Menschen einer anderen Zeit ersteht das kampf- und sangesfrohe Zeitalter der Hohenstaufenkaiser meist nur aus den Trümmern und Ruinen ihrer Steinburgen und aus dem Buchstaben der Geschichtsüberlieferung wieder. Aus alten Pergamenten steigt wieder das geschichtliche Leben einer glanzvollen Zeit herauf für den, der Augen hat zu sehen und Ohren, zu hören. Zu den kostbarsten Vermächtnissen deutscher Vergangenheit gehört jene berühmte Pergamenthandschrift mit farbigen Bildern und Versen der Blüte deutschen Rittertums, die Große Heidelberger Liederhandschrift, auch Manessische genannt, weil ihre im 12. und 13. Jahrhundert in Süddeutschland und in der Schweiz auf den Burgen des Adels und an den Höfen umlaufenden Lieder am Anfang des 14. Jahrhunderts von dem adligen Patriziergeschlecht der Züricher Manesse mit Fleiß und großem Bemühen gesammelt und in prachtvoller Wiedergabe auf Pergament mit Schreibfeder und Pinsel

¹ Siehe E. Kost, Uhlants Gedicht „Der Schenk von Limpurg“; in: „Die Hugeltruhe“, Heimatbeiblatt zum „Kocherboten“ in Gaildorf, 1924, Nr. 9.

festgehalten worden sind. In dieser größten Liederhandschrift des deutschen Mittelalters mit ihren 7000 Gesäzen (Strophen) und 137 farbigen Miniaturen finden sich auch unter nicht weniger als 140 Sängern zwischen den Liedern der Minnesänger Heinrich von Morungen und des Schenken Ulrich von Winterstetten die sechs Minnelieder des Schenken von Limpurg, und dabei von altdeutscher Künstlerhand das Bild des jungen ritterlichen Dichters, des Schenken von Limpurg, selber. (Siehe unsere farbige Abbildung.)

Es ist sehr bezeichnend für jene Zeit des deutschen Hochmittelalters, daß in dieser Großen Heidelberger Liederhandschrift die Verfasser der Liedgedichte nicht, wie das heute der Fall wäre, nach Zeitfolge oder Landschaft, auch nicht nach dichterischem Rang oder buchstäblicher Reihenfolge auftreten, sondern in echt mittelalterlicher Auffassung in gesellschaftlicher Schichtung nach dem Stande geordnet: der Kaiser (Heinrich VI.) voran, ihm nach die Könige, Herzöge, Grafen und Freiherren, dann der niedere Adel, Stadtadel, Bürgerliche, Gelehrte und Spielleute. In dieser Prachthandschrift fehlt keiner der großen Namen jener ersten großen Blütezeit deutscher Dichtung vom Kurenberger über den Morunger und den Elßässer Reimar von Hagenau zu Walter von der Vogelweide und dem großen Dreigestirn Hartmann von Duwe, unserem schwäbischen Landsmann, Wolfram von Eschenbach, dem Parzivaldichter, und Gottfried von Straßburg, den Sängern von Tristan und Isolde, bis zur Spätzeit des Minnesangs zu den bürgerlichen Sängern Frauenlob und Regenbogen. In der Schönheit ihrer Ausführung ist diese Handschrift einzigartig.

Auch das Schicksal der Großen Heidelberger Liederhandschrift verdient Beachtung; es ist ein „deutsches Schicksal“ (Fr. Panzer).^{*} Aus der Schweiz taucht sie im 16. Jahrhundert in der berühmten Heidelberger Bibliothek des Kurfürsten von der Pfalz auf, 1656 begegnet sie plötzlich in Paris, durch Vermächtnis eines Kaufmanns der dortigen königlichen Bibliothek übereignet. Sie war, als besondere Kostbarkeit offenbar vorher beiseite gebracht, jener Katastrophe entgangen, die nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly die pfälzischen Handschriften in den Vatikan geführt hatte. Vergeblich hat man sich dann nach den Friedensschlüssen von 1815 und 1871 bemüht, diese deutsche nationale Kostbarkeit nach Deutschland zurückzubringen. Es gelang nicht, da die Pariser Bibliothek den rechtmäßigen Erwerb der Handschrift nachweisen konnte; die sittlichen Grundsätze aber, auf Grund derer der Versailler Vertrag uns Deutschen die Auslieferung solcher Dinge an die Feindstaaten auferlegt hat, waren damals noch nicht erfunden. Erst 1888 brachte das geschickte Vorgehen des Straßburger Buchhändlers Trübner diese Handschrift mit Unterstützung des Reiches im Austausch gegen eine große Anzahl altfranzösischer Handschriften, die Trübner in England erworben hatte, nach Deutschland zurück, und der damalige Kaiser Friedrich schenkte sie der Universitätsbibliothek Heidelberg, die sie nun als ihren köstlichsten Besitz verwahrt. Eine getreue Wiedergabe brachte 1926 der Inselverlag heraus.

^{*} Siehe dazu und zu folgenden Angaben über diese Handschrift den schönen Aufsatz von Friedrich Panzer „Die Manessische Liederhandschrift und ihre Nachbildung“, in: Zeitschrift für Deutsche Bildung, 1929, Seite 169—175.

Abb. 1 (neben). *Ausfahrt des Schenken von Limpurg.* Die Dame seines Herzens stiftet dem jungen Ritter für die bevorstehende Heeresfahrt den pfauenfeder-geschmückten Helm. — Nach dem Bild in der Großen Heidelberger Liederhandschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.



Was in dieser wertvollen Handschrift beieinandersteht, sind fast ausschließlich Liebeslieder. So zeigen denn auch die Bilder ihre Dichter in sehr vielen Fällen als Liebende, und zwar ist hier die ganze Stufenleiter des Liebespiels entrollt vom Boten und der Liebesbotschaft bis zum heimlichen, herzlichen Zusammentreffen und bis zur sinnbildlichen Fesselung oder Verwundung des Ritters durch Amors Liebespfeil. Aber auch die sonstigen Bilder sind von erstaunlicher Abwechslung: vom Rüsten des Ritters, wie z. B. beim Schenken von Limpurg, bis zum Turnier und vielfältigen Kampf, von der Jagd in allen Arten berichten die Bilder. Man sieht den jungen Hohenstaufen Konrad (Konradin?) auf der Jagd mit dem Falken in Begleitung seiner Geliebten; ein anderes Bild zeigt den Herzog von Breslau als Frauenritter nach dem Turnier. Seine Kopfbede, die sogenannte kovertiure, trägt die krie, das Feldgeschrei „Amor“ zwischen den Wappen; hierauf wird später vom Schenken von Limpurg aus wegen des großen heraldischen „A“-Zeichens auf dessen Achsel und Mantel zurückzukommen sein. Bei den Bildern der Handschrift handelt es sich weniger um Bildnisse der Dichter im heutigen Sinn, sondern um ganz belebte und bewegte Szenen als Bildbarstellungen von Stimmungsgedichten, in denen der Held selbst auftritt. Man erkennt den weltweiten Unterschied zu heutiger Auffassung, nach der eine Einzelperson in ihrem abgesonderten, auf sich selbst beruhenden Dasein dargestellt wäre wie bei den Bildnissen unserer Bildnismalerei und unserer Lichtbildaufnahmen. Solche Auffassung gibt es in der mittelalterlichen Handschrift nicht; in ihr gibt es sogar Ritterbildnisse mit dem Namen des Abgebildeten darüber, dessen Gesicht (selbstam genug für ein Bildnis!) von dem geschlossenen Helmvisier völlig verdeckt ist; hier sollen eben die Taten des Dargestellten sprechen. Es ist das innere Weltbild des Mittelalters, das den Beschauer aus diesen Bildern ansieht. Dies zeigt sich auch in den Farben von Gebäuden, Pferden, Bäumen auf den Bildern der Handschrift, die von den damaligen Malern nach Gefallen blau, rot oder golden angestrichen sind: die Darsteller wollten eben ein glänzendes, freudiges, von der Idee durchleuchtetes Bild höfischen Lebens liefern. Nirgends gilt das Augenmerk des Künstlers hier der dinglichen Welt mit ihren Wirklichkeiten. Natur und gegenständliche Umwelt werden nur so weit hereingezogen, als sie zum Menschen und der darzustellenden Idee in irgendeiner sinnbildlichen Beziehung standen. Viele Dinge der Umwelt, Innenräume, Gebäude, ein Wald, ein Berg werden oft nur symbolhaft angedeutet, wie in gedanklicher bildstenographischer Abkürzung. Viele Bilder sind überhaupt hintergrundlos, wie das Bild des Schenken von Limpurg zeigen kann (siehe farbige Abbildung), in welchem alles fast in derselben Bildebene steht. Es fällt auch auf, daß das Pferd des Ritters auffallend klein dargestellt ist; das Wichtige sind eben hier die Menschen, und das Wichtige wird sinnfällig durch Größe ausgedrückt. Beim Bild des Herzogs von Breslau erscheinen die Ausrufer vorn wie Zwerge: es sind eben in der damaligen Rangstufe die kleinsten!

Das Bild des Schenken von Limpurg in der Großen Heidelberger Liederhandschrift stellt die Ausfahrt zu einem Ritterzug dar, wie andere Bilder der Handschrift dies wieder in anderer Art tun. Die Geliebte reicht ihm Waffen und Wehr zur Ausfahrt, hier den Goldhelm mit den silbernen Stierhörnern und prächtigem Pfauen-schmuck, der wohl von ihr selbst gestiftet ist. Man sieht den vor der Schönen

knieenden Ritter, der blondlockige Haare und blaue Augen hat, wie sämtliche Ritter und Frauen der Handschrift. Dies war nicht nur das deutsche, sondern bezeichnenderweise auch das welsche Schönheitsideal jener Zeit, ein nordisch bestimmtes Ideal! Die Männer trugen in der Zeit des Bildes nicht mehr die langen Locken des Frühmittelalters, sondern das an der Stirn zurückgestrichene Haar kurzlockig, so daß es in die Panzerkappe und Polster unter dem Helm leicht einging. Die Kettenpanzerkappe trägt der junge Schenk heruntergeschlagen an seinem Hals. Als Haartracht der Frauen sind damals, wie das Bild der Schönen zeigt, wallende Locken, je länger je lieber, beliebt. Auf einem zweiten Bild des Schenken aus einer anderen Handschrift und aus späterer Zeit (siehe Abb. 2) trägt die junge Frau traubensförmige Flechten.

Die Kleidung des Ritters von Limpurg in der Großen Heidelberger Liederhandschrift ist interessant. Er trägt unter seinem Überrock aus Seide oder Samt ein Panzerhemd in Form eines eisernen Maschenpanzers von der Fußsohle bis zum Scheitel, mit Panzerhosen, Panzerstrümpfen und eben solchen Schuhen, darüber das bis auf die Schenkel reichende Panzerwams mit Ärmeln und Handschuhen, die durch einen Schliß zurückgeschlagen sind. Dieser Maschenpanzer, die *cotte de maille*, ist schöner als die späteren steifen Krebs- oder Schienenharnische, in denen nachfolgende Zeiten sich jeden Ritter vorstellten. Doch konnten auch solche Krebs-harnische elegant sein, wie die modische Steinfigur eines späteren Limpurgers, des Schenken Georg I. (Ende des 15. Jahrhunderts), in der Schenkentapelle der Romburg beweist. Der über dem Ringpanzer vom Schenken auf dem Bilde der Großen Heidelberger Liederhandschrift getragene Wappenrock (*wâfen-hemedede-rok*) ist ohne Ärmel, hier mit Achselquästen, die kulturgeschichtlich aufschlußreich sind als Vorläufer der späteren Epauletten, Achselstücke und Achselklappen der heutigen Wehrmacht.

Die Schöne ist die große schlanke Idealfigur jener Zeit, mit Barett auf den wallenden Locken und einem langen, fließenden, mehrfach gerafften Gewand.

Der Baum zeigt in der Form der Zweige und Blätter die sinnbildlich vereinfachende Art jener Zeit: wenige große Blätter stehen für die ganze Krone. Es ist beachtenswert, wie hier der wesentliche Teil für das Ganze steht; man muß fast an Goethes Naturanschauung denken, der der Entstehung der Pflanze aus der ideellen Urform des Blattes eine ganze Abhandlung gewidmet hat. Die Vögel auf dem Baum sollen nach der Deutung des Germanisten von der Hagen (Minnesinger, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts, Berlin 1856) die Mai- und Sommerlieder des ritterlichen Dichters darstellen. Es dürfte sich aber vielmehr um einen Pfau, das Sinnbild des Stolzes und der Schönheit nach mittelalterlichen Begriffen, und um einen Falken oder Sperber, das Sinnbild der Gewandtheit und Kühnheit, handeln.² Möglich wäre auch die Auffassung der Bedrohung des Pfauen (hierzu beachte man den Pfauenschmuck des schenkischen Helmes!) durch den Raubvogel; in diesem Fall würde die Vogeldarstellung auf die auf dem kommenden Kriegszug drohende Gefahr hinweisen können.

² Man vergleiche dazu die nachfolgenden Verse des fränkischen Minnesängers von Buchheim aus derselben Handschrift, über den V. Albert in den Heimatblättern des Bezirksmuseums Buchen (Obenwald) im 16. Heft, 1937, eine hübsche Abhandlung geschrieben hat; die Verse Buchheims lauten in neuhochdeutscher Übertragung: „Den Falken, der nicht trachtet / nach kleinen Vögeln, achtet / man höher wohl als den an Wert / der kleine Vögel nur begehrt! / Dies will ich allen Frauen / zur Lehre anvertrauen, / die hohe Minne schelten / und niedre lassen gelten ...“

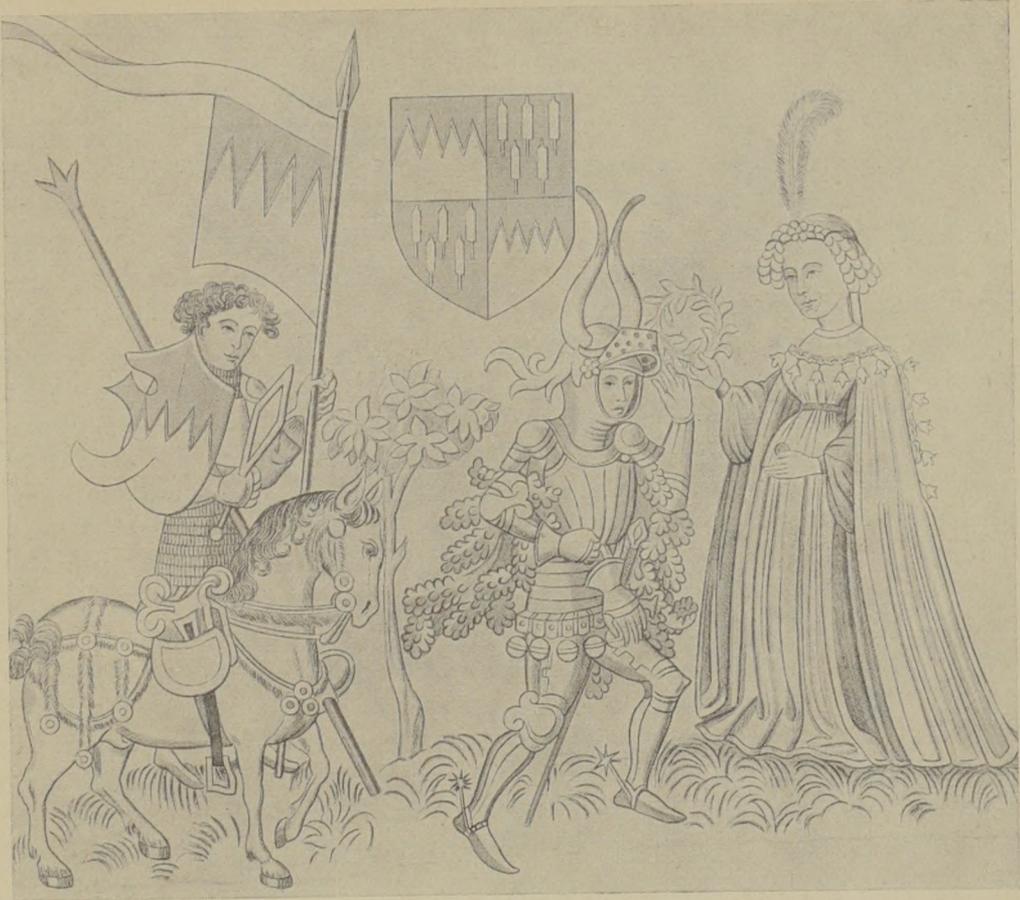


Abb. 2. Ausfahrt des ritterlichen Schenken von Limpurg. Der zur Heerfahrt gerüstete Schenk empfängt von seiner Dame den Kranz. — Nach einem Bild des 15. Jahrhunderts in der im 14. Jahrhundert geschriebenen Berliner Handschrift. (Wiedergabe nach einem Kupferstich in von der Hagens „Bildersaal Altdeutscher Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts“.)

Am Baum hängt an der Schildfessel der dreieckige gotische Schild mit dem Wappenzeichen der Schenken von Limpurg, den silbernen Streitkolben. Die Vorfahren der Limpurger, die Schenken von Schüpf im Taubergebiet, führten schon diese Kolben im Wappen und trugen sogar den Namen Kolb davon.³ Der Vorfahr des ritterlichen Dichters, Konrad von Klingenberg (um 1210) trug den Namen Conradus Kolbo pincerna (Schenk). Das limpurgische Wappen zeigt sonst, auch schon auf den zeitgenössischen Siegeln, statt der 3 Streitkolben auf unserem Bild die Zahl von 5 Streitkolben, und die Zahl von nur 3 Streitkolben auf dem Schild des Bildes der Großen Heidelberger Liederhandschrift dürfte ein Irrtum des Malers sein.

Viel Kopfzerbrechen macht das merkwürdige Zeichen auf Schulterquäste und Wappenrock des Schenken, das wie ein großes lateinisches A aussieht. Man hat schon vor 100 Jahren, zur Zeit der Romantik,

³ Vgl. H. Bauer, Württembergische Jahrbücher 1844, S. 201 ff., und „Württembergisch Franken“ (Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken) 1849, S. 55 ff.

das Wort „Amor“ dahinter vermutet und an das mittelalterliche Wortspiel Amor und Roma gedacht. („Zweimal trug die Welt mein Joch; lies mich zurück, sie trägt es noch.“) Bei genauer Prüfung ergibt auch das Zeichen auf Schulterstück und Wappentock des Schenken, daß alle die Einzelbuchstaben des Wortes AMOR monogrammartig in dem einen Zeichen enthalten sind. Auch zeigt eine Durchsicht der übrigen Bilder der Großen Heidelberger Liederhandschrift auf der Pferdebede des Herzogs Heinrich von Breslau dasselbe Zeichen, und in den übrigen Schrägsfeldern der Decke im Wechsel mit dem Adlerwappen die übrigen Buchstaben des Wortes Amor: MOR. Damit und mit dem sonstigen Inhalt des Bildes des Breslauer, der von Edeldamen nach dem Turnier als Sieger eben den Kranz empfängt, sowie auf Grund der Tatsache, daß die Lösung „Amor“ auch auf einem anderen der Bilder auf dem Schild des Herrn Waltram von Gresten vorkommt und auch sonst noch in einigen Fällen, dürfte nunmehr die Deutung dieses Zeichens und Wahlwortes gesichert sein; dafür könnten auch innere Beweise erbracht werden.

Daß das Bild des jungen Schenken von Limpurg in der Großen Heidelberger Liederhandschrift kein Bildnis, sondern ein Idealbild vorstellt, ist schon gesagt worden. Es gibt nun in einer anderen späteren bruchstückhaften Handschrift⁴ der Berliner Staatsbibliothek noch ein andersartiges Bild des selben Vorganges, also der Ausfahrt des ritterlichen Herrn von Limpurg (siehe Abb. 2 nach der Kupferstichwiedergabe in von der Hagens „Bildersaal Altdeutscher Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts“, Atlas, Berlin 1856, Nr. 34). Auf diesem Bild trägt der schon behelmt und gewappnet vor die geliebte Frau tretende Schenk von Limpurg den mächtigen zweihörnigen Helm mit hochgeschlagenem Visier und den späteren Krebschalenpanzer des Ritters mit rotem, vom Hals bis auf die Füße wallendem Feder schmuck. Sein Gürtel ist mit klingenden Schellen behangen. Der Ritter macht mit der linken erhobenen Hand eine empfangende Gebärde gegenüber dem Kranz, den ihm die Schöne als Minnegabe mitsamt dem goldenen Fingerring darbietet. Die junge Frau trägt gleichfalls spätere Tracht mit Flechtenfrisur und Straußfeder. Hinter dem gesattelten Roß steht hier ein Knappe bereit mit Schild, Turnierlanze mit Kronenende und Streitkolben des Ritters und mit dem Wimpel, der die limpurgischen Heerspitzen⁵ trägt, wie sie das über die Szene gemalte viergeteilte Wappen auch aufweist; letzteres zeigt die 5 Streitkolben der Schenken von Limpurg im roten Feld. Die Form der Kolben, die Panzerform des Ritters, die schnörkelige Gestalt des Knappenschildes lassen dieses Bild der Berliner Handschrift zeitlich später ansetzen als dasjenige der Großen Heidelberger Liederhandschrift. Beide Bilder, dasjenige der früheren Heidelberger Liederhandschrift und dasjenige der späteren Berliner Handschrift,⁶ gehen offenbar auf ein nicht mehr vorhandenes, älteres Bild zurück,

⁴ Zuerst in Ellwangen in Nordwürttemberg aufgefunden. Siehe Fr. H. von der Hagen, *Minnesinger* . . ., 5. Teil, 1856, S. 75.

⁵ Diese Heerspitzen erscheinen erst 1399 im limpurgischen Siegel.

⁶ Die Schreibung und Sprache dieser Handschrift weisen auf das 14. Jahrhundert, der Bildstil auf das 15. Jahrhundert. Das Bild muß also später von anderer Hand in die ausgesparte Stelle des schon im 14. Jahrhundert geschriebenen Textes eingemalt worden sein.

das schon den Vorgang der Ausfahrt des Ritters in den Grundzügen so dargestellt haben muß.

Während nun das Berliner Bildpergament keine Textstelle aus den Liedern des Schenken von Limpurg enthält, bringt der Schreiber der Großen Heidelberger Liederhandschrift sechs Minnelieder des Schenken in der schwäbischen Sprache der Stauferzeit, dem Mittelhochdeutschen.

Das erste Lied, ein Mailied in zwei Gesäßen (Strophen), lautet:⁷

Wol mich dirre stunde
die solde ich empfâhen
mit gesange, ez ist rechte an der zit,
Ob ich das wol kunde,
dar solde ich gâhen:
wan hoeret vogel singen wider strit,
Dar zuo dringen dur das gras
bluomen mangerleie;
ich kam selbe, da das was:
willekomme, her Meie,
mir und ouch der frouwen mîn!
ich wil sin,
swie so sie gebiutet, mîns herzen troesterin.

Herzeliieber maere
der warte ich vil dikke
von der minneklichen vrouwen mîn;
Ich waere âne swaere,
wan daz ich erschrikke;
dur die lieben trage ich senden pîn;
Das ist endeliche war:
liebe nimmt die sinne,
liebe machet missevar;
wizzet daz ich brinne
in der liebe als ein gluot.
vrouwe, tuot
wol an mir vil tumben, dês wâr, so sit ir guot.

⁷ In neuhochdeutscher Übertragung:

Heil mir zu heutiger Stunde!
Wohl wär es zeitig, den Empfang
— soweit in meinen Kräften steht —
ihr zu bereiten mit Gesang,
und eilen sollt' ich nach dem grünen Grunde:
Da hört man um die Wette Vogelsang,
der Blumen mancherlei
die haben aus dem Gras sich hochgewunden,
so hab' ich selbst es vorgesunden.
Willkommen Ihr, Herr Mai,
mir und der Liebsten mein!
Ja, ich will sein
wie sie es will, die Herzetösterin mein.

Waer ich nicht ein tumber,
 So lieze ich mîn singen,
 sit ez ist der lieben gar ein wint.
 Ich hân grozen kumber,
 den mac sie wol ringen:
 vrouwe, ûz senden sorgen mich entbint.
Ir sult mir genaedik wesen,
 liep, mîns herzen wunne,
 so mac ich vil wol genesen,
 liechtiu, spilndiu sunne,
 troestet mich vil senden man,
 sit ich gan
 iu wol aller èren, gedenket wol daran.

O we sender sorgen!
 swie so ich gebâre,
 doch tuot si mir an dem herzen wê;
Die trage ich verborgen;
 stille und offenbâre
 diene ich ir: was wil diu liebe mê?
Wil si, ich singe ir, wil si, ich sage,
 wil si, ich trûre, ich lache.
 ich weiz wol der lieben klage,

Herzelieber Märe,
 oftmals hart' in Liebe ich
 von meiner minniglichen Frau;
 kâm nicht erschrod'ne Ahnung über mich,
 ohne Traurigkeit ich wäre;
 durch der Liebe Sehnsucht leide ich;
 und das ist gewißlich wahr:
 Lieb' betört Verstand und Sinn,
 Liebe nimmt die Wangenfarbe hin.
 Wisset, daß ich brenne
 durch die Lieb' in voller Glut.
 Liebste Frau, ach tut
 wohl an mir, dem Toren, und dann seid Ihr gut.

Wâr' ich nicht ein Tor,
 so ließe ich mein Singen,
 denn die Liebste macht sich nichts daraus.
 Großer Kummer drängt sich so hervor,
 den kann sie nur zwingen,
 Fraue, treibt die Sorgen mir hinaus!
 Gönnt mir Eurer Gnade Schein,
 Lieb, meines Herzens Wonne,
 sie soll mir Genesung sein,
 lichte, spielende Sonne;
 tröstet Ihr mich, sehnennden Mann,
 nehmet an
 gutgemeinte Dienste, gedenket wohl daran!

ich diene ir ze swache.
vrouwe minne, vueget daz,
daz mir baz
tuo min troesterinne, die ich noch nie vergâz.

Mit zwein blanken armen
ein viel lieplich twingen
ist mir sendem knechte wilde gar;
Sie sol sich erbarmen:
nâch denselben dingen
jâmert mich; Gott gebe, daz ich 'z erbar!
Tougen minne ist mir unkunt,
lieplich twingen tiure;
wil ir rose varwer munt,
so frôuwe ich mich hiure.
troestest vrouwe, ezt an der zit:
sorge lit
minem herzen nahe, dez ir gewaltik sit.

Es ist im Stil des hohen Minnesangs das Lied eines jungen, noch unerfahrenen (tumben) Ritters mit Tönen, wie sie den großen Sängern des 12. Jahrhunderts, einem Walter von der Vogelweide, Friedrich von Hausen oder Reimar abgelauscht sind in ihrer Verbindung von Wachstum und Blütenfrühling, Vogel-

Ach der sehnenden Sorgen!
Was auch tun ich will,
Herzeleid schickt sie mir doch;
das trage ich verborgen;
offenbar und still
dien' ich ihr, was will die Liebe noch?
Will sie, so sing ich ihr, will sie, ich sage,
will sie, ich traure oder lache.
Wohl weiß ich der Liebsten Klage:
Ich dien' zu wenig ihrer Sache.
Frau Minne, ach füget es,
daß mir dess'
helf die Trösterin, die ich nie vergeß'!

Mit zwei weißen Armen
ein gar lieblich Zwingen
schafft mir armem Ritter wunderliche Lage.
Möcht' sie sich erbarmen!
Nach denselben Dingen
treibt es mich; Gott geb', daß ich's ertrage!
Nicht verborg'ne Minne ist mir kund,
lieblich Zwingen teuer;
will ihr rosenfarb'ner Mund,
so freu' ich mich noch heuer.
Tröstet Graue, es ist Zeit,
herbes Leid
liegt dem Herzen an, des ihr die Herrin seid!

fang und Liebessehnsucht. Die kunstvolle Reimfügung beherrscht der junge ritterliche Dichter hier schon vollkommen, mit dem dreifachen Schlußreim mit ganz kurzer zweitletzter Zeile, welche die letzte Zeile wie einen vollen Schlußafford hervortreten läßt.

Das z w e i t e, kürzere dieser Lieder, das beweglichste von allen, hat einen ähnlichen Gegenstand. In ihm kommt eine schöne Traumstrophe vor. Sie läßt, zusammen mit der Bezeichnung seiner selbst als „v i l t u m b e r“ wie beim ersten Lied auf die Jugend des Dichters schließen, wie sie auch durch das Bild bestätigt wird. Dieses zweite Lied ist aus mannigfachen Rhythmen kunstvoll daktylisch zusammengesetzt:

Sit sich diu zit⁸
 also schöne ze vröuden hant gestellet,
 des waere ich vrô: seht, son' lâ't mich ein wîp;
Dest âne strit,
 daz mîn herze sich hât zir gesellet;
 ez ist ein nô't, daz ir lieplicher lip
Mir des erban;
 ob ich vrô gerne waere.
 wîp unde man,
 wünschet, daz sie mir ringet die swaere,
 der s' âne schulde von herzen mir gan.

⁸ Daß sich die Zeit so schön in Freuden erhellet,
 das machte mich froh: doch seht, nicht läßt mich ein Weib;
 ich kann es nicht leugnen, daß mein Herz zu ihr sich gesellt.
 Es ist eine Not, daß ihr lieblicher Leib
 mich tat in Bann,
 ob ich gleich froh gerne wäre.
 Weib und Mann
 wünschen, daß sie mir Erlösung gewähre
 von dem Anrecht, das sie mir angetan.

Ein großes Wunder will ich künden: bin ich entschlafen kaum,
 so hab' ich Trost und Wonne von ihr.
 Ihre bloßen Arme zauber' ich vor mir im Traum:
 Wer mag der sein, der sich an Freuden mir
 vergleichen möge,
 wenn solche Traumgefühle mir gehören,
 das ist keine Lüge;
 will aber jemand mir die Herzenslust zerstören,
 der wecke mich, wenn ich in solchen Träumen liege.

Wohl kann sie, seliges Weib, mir wehren
 den Kummer mein, hat sie doch Güte viel.
 Nicht soll ihr reiner Leib mich Sehnenenden versehen,
 tot ist die Freude mir, wenn sie nicht will
 in kurzer Stund'
 die Trauer mir bezwingen:
 ihr roter Mund
 möchte mir ganze Freude wohl bringen;
 so würd' ich froh und wäre immerfort gesund.

Ein wunder grôz
 wil ich künden: swenne ich entslâfen,
 so habe ich trost unde wunne von ir;
 Ir ermel blôz
 die schouwe ich nach dem willen mîn: wâfen!
 wer mag er sîn, der an vröuden sich mir
Gelichen müge,
 swenne ich lige in den êren?
 est nicht ein lüge:
 welle aber ie man mîn herze verkêren,
 der wekke mich, swenne ich lige in der hüge.

Si saelic wîp
 mac wol, swenne si wil, mir verkêren
 den kumber mîn, si hât guote so vil.
 Ir reiner lîp
 sol mich senden nicht harter versêren;
 mîn vröude ist tôt, ob diu liebe nicht wil
In kurzer stunt
 mîne swaere geringen:
 ir roter munt
 moehte mir ganze fröude wol bringen,
 so würde ich frô und waer' ie mêr gesunt.

In einem weiteren dreistrophigen Frühlingslied, dem sechsten in der Reihenfolge der Handschrift nach, singt er der Geliebten zu Ehren neuen Sang:⁹

Swaz der sumer vröuden bringet
 daz dien kleinen vogelin sanfte tuot,
 Swaz diu nahtegal gesinget,
 doch so trüret alles mir der muot:
Diu mich twinget und ie twank,
 nach der ie mîn herze rank,
 dur ir êre
 singe ich niuwen sank.

⁹ Nachgesungen in neuhochdeutscher Übertragung von *Hermes* in „Bragur“, ein literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit“, herausgegeben von dem Haller Germanisten und Gymnasialrektor Friedrich David Gräter, 7. Band, Leipzig 1802. (Lied 5 ist von *Leon*, ebenda 8, 182, übertragen, Lied 2—5 von *Tied* in seinen „Liedern aus dem Schwäbischen Zeitalter“):

Was der Lenz für Freude bringet,
 die so sanft den kleinen Vöglein tut,
 was die Nachtigall uns singet,
 das verschucht mir nicht den trüben Mut!
 Ach, die mich in Fesseln zwang,
 nach der je mein Herz so rang,
 zwinget mich zu sehr, die hehre!
 Ihr zur Ehre
 sing ich neuen Sang!

Wol mich des, daz ich hân vunden
 ein wip, der ich ie mêr dienen sol;
 An ir dienst bin ich gebunden,
 si tout mir in mînen ougen wol.
 Wolde mich ir rôter munt
 küssen, so waere ich gesunt,
 so lieze ich mîn ungemüete:
 Got ir hüete,
 die mich hât verwunt!

Wolde mich diu minneklîche
 niht verderben, so waer wol an der zit
 Daz si taete dem gelîche,
 wie si mînen senden strît
 Scheiden wolt' in kurzer stunt.
 minne, sih, jâ ich bin wunt:
 in' wirde âne die helfe dîne
 mîner pîne
 nie mêr wol gesunt.

Auch hier beherrscht der Ton der sehnsuchtsvollen Liebe diese klangvollen und kunstreichen Reime des Hochminnesangs.

Besonders durch den bewegten, im schwäbischen und alemannischen Minnesang¹⁰ sehr beliebten Rehrreim belebt ist ein Winterlied, in der Handschrift das vierte seiner Lieder. Hier entschuldigt sich der junge Ritter wegen

Wohl mir, daß ich die gefunden,
 die mein Herz auf ewig lieben soll!
 Ach, so süß an sie gebunden
 tut sie mir in meinen Augen wohl!
 Küßte mich ihr roter Mund,
 o, so würd' ich gleich gesund,
 denn mich heilte ihre Güte:
 Gott behüte,
 die mich hat verwundet!

Wollte mich die Minnigliche
 nicht verderben, ach! so wär' es Zeit,
 daß sie sich mit mir vergliche,
 um zu enden langen Widerstreit!
 Minne, sieh', ich bin so wund!
 Machst du mich nicht bald gesund,
 o, so werd' ich sterben müssen! — —
 Laß mich küssen
 ihren Rosenmund!

¹⁰ Auch das Gedicht in drei Gesäßen (Strophen), wie die meisten der Gedichte unseres Schenken sie aufweisen, wird als Form vom schwäbischen (einschließlich des alemannischen) Minnesang bevorzugt.

des traulichen Du, will sie aber als verschwiegener Ritter nicht nennen, trotzdem er in dem Gedicht neckisch einen Anlauf zu diesem Verrat ihres Namens zu nehmen scheint:¹¹

Wäfen! si geschrijet,
daz der leide winter kalt
bringet sorge mannikvalt
kleinen vogelin, bluomen und ouch mir.
Des bin ich gevrijet
vor dien höchsten vröuden mîn;
ich wil aber jar lank sîn
bî den senden; wie kûme ich verbir,
Daz ich die vil guoten nicht ennenne!
ich nenne si: „wenne?“
mügt ir vragē sa zehant. —
jezent so wirt si genant. —
nein, es vueget weder mir, noch ir.

Vrouwe mache,
daz mir swache
leitlich sache
lache mir und dir!

Ich wil vür baz singen
uf genade und dur ir zucht;
sueziu, rîchiu, reiniu vrucht,
mîner triuwen lâ geniezen mich;
Du kans swaere ringen;
einer vraget lihte nû,
warümbe ich dich heize „du“?

¹¹ Wehe, muß sie rufen,
daß der leidige Winter kalt
bringet Sorge mannigfalt,
kleinen Vöglein, Blumen und auch mir;
blaß wird meiner hellsten Freuden Schein;
ich will aber jahrlang sein
in der Sehnsucht; kaum laß' ich 's schier,
daß ich nicht die Gute nenne!
Ich nenne sie: „Wann?“
mögt ihr fragen so zuhand,
jezund wird sie gleich genannt — —
Nein, es ziemet weder mir noch ihr.

Fraue, mache,
daß mir schwache
Leidenssache
lache mir und dir!

Ich will fürbaß singen,
zu gewinnen ihre Gunst in Züchten,
und in süßen, reichen Früchten

dast von rehter liebe; vrouwe sprich!
Hab ich daran iender missesprochen,
daz lâz ungerochen;
wan ich mac des lâzen niht,
swaz darümbe mir geschicht:
als herzekliche minne ich dich.

Vrouwe mache,
daz mir swache
leitlich sache
lache mir und dir!

Vrouwe, küniginne
über lip und über guot,
sol ich wesen ungemuot
disen winter von den schulden dîn,
Daz nimmt mir die sinne;
du solt dich bedenken baz,
wan ich dîn noch nie vergâz
mit gedanken in dem herzen min.
Ich han alles guot von dir gesungen:
nu ist mir niht gelungen;
da von ich dir dienen wil
gar âne ende und âne zil:
alse stêt mîn liebe hin gegen dir.

Vrouwe mache,
daz mir swache
leitlich sache
lache mir und dir!

meiner Treue magst du lohnen mich;
du kannst Gram verringern.
Einer fragte leicht dazu,
warum ich dich heiße „du“?
Aus lauter wahrer Liebe. Fraue sprich!
Hab' ich dabei wohl falsch gesprochen?
Das laß dann mir ungerochen,
denn ich kann 's nicht unterlassen,
will, was muß, geschehen lassen;
sieh, so innig lieb' ich dich.

Fraue, mache,
daß mir schwache
Leidenschaft
lache mir und dir!

Frau und Königin, an Gut und Leben
Angemach soll mir der Winter geben,
und das alles ist nur deine Schuld;
mir nimmt es die Sinne; ach bedenke das,

So bitter wie der Winter, der im Mittelalter wesentlich unangenehmer empfunden worden ist als in unserer Zeit mit ihrer verbesserten Wärmetechnik, so bitter ist dem Rittersänger das sehrende Leid um der Frau und Herzenskönigin willen, um deren Liebe er in diesen wohl lautenden Versen wieder und wieder wirbt. Aus der Stelle, er habe die geliebte Frau noch nie vergessen und immer nur Gutes von ihr gesungen, könnte man schließen, daß er noch mehr Lieder gesungen haben mag.

Was sich bis jetzt an Persönlichem aus diesen Liedern herauslesen ließ, war sehr wenig, vollends im Hinblick darauf, daß die wesentlichen Motive dieser Lieder auch den ganzen Minnesang der anderen Dichter der Zeit beherrschen. Nur das in der Handschrift als drittes der Lieder aufgeführte enthält hier etwas Bestimmtes: Aus ihm ist ersichtlich, daß der Sänger einen Zug in fremdes Land jenseits des Gebirges mitgemacht haben muß. Das Lied heißt:¹²

Wäfen, wie bin ich gescheiden
 von der lieben, die ich da minne!
 wäfen, wie habe ich gevarn!
 Des lebe ich in senden leiden;
 sie hât herze und al die sinne,
 der muoz ich mich gar enbarn.
 Ich enmac nicht frô gesin,
 si hât dort min herze in banden:
 des leide ich in vremen landen
 von ir schulden senden pin.

daß ich dein noch nie vergaß,
 immer dacht' ich deiner Huld.
 Gutes nur hab' ich von dir gesungen,
 und doch ist mir nichts gelungen:
 dennoch ich dir dienen will,
 ohne End' und ohne Ziel;
 meine Liebe gilt dir fest und still.

Fraue, mache,
 daß mir schwache
 Leidenssache
 lache mir und dir!

¹² Wehe, wie mußte ich scheiden
 von der Lieben, die ich minne!
 Wehe, wohin bin ich geraten!
 Nun lebe ich in sehrenden Leiden;
 mein Herz hat sie und alle Sinne,
 das fehlt mir jetzt zu meinem Schaden,
 und fröhlich kann ich nimmer sein.
 Ja, sie hat dort mein Herz in Banden,
 d'rum leide ich in fremden Landen
 durch ihre Schuld die Sehnsuchtspein.

Saehe ich die vil minneklichen
noch in rechter liebe lachen,
seht, so würde ich höchgemout,
Was da sorgen muoz entwichen!
Si kan 's also suoze machen,
daz ez mir gar sanfte tuot!
In' enmak ir niht gesehen
vor gebirge und vor der verre;
nie man vrage, waz mir werre,
ir müget'z âne vrâge spehen.

In' gesah, dast âne lougen,
nie so liehte varwiu wangen,
noch so roeselehten munt,
Noch so lieplich spilndiu ougen;
des muoz mir nâch ir belangen:
so ist mir leider gar unkunt,
Ob ir herze iht jâmers trage
nâch mir, als nach ir das mine.
nein, si mehte so scharpfe pine
iht verdulden zwêne tage.

Wer ist nun dieser ritterliche Minnesänger und Heerfahrer? Da er in der Großen Heidelberger Liederhandschrift einfach als „Der Schenke von Limpurg“ bezeichnet ist, so muß ihn wohl im damaligen staufischen Süddeutschland jeder ritterlich Gebildete gekannt haben, so daß eine genauere Namensbezeichnung nicht nötig war. Aber im 16. Jahrhundert schon wußte der limpurgische Chronist Fröschel überhaupt nichts mehr von diesem Sânger. Dieser

Sâh' ich sie, die Minnigliche,
noch in rechter Liebe lachen,
seht, ich würde hochgemut.
Wie die Sorge da entwiche!
Ach, sie kann's so süß mir machen,
und mir Armem tut's so gut.
Leider kann ich sie nicht sehen
vor Gebirg' und vor der Weite,
niemand frage, was ich leide,
ohne Frag' mögt ihr 's erspâhen.

Nie sah ich, ich beteuer',
solche licht gefârbten Wangen,
noch so rosenroten Mund,
lieblich spielend Augenfeuer;
d'rum muß mich nach ihr verlangen.
Leider wird mir nirgends kund,
ob ihr Herz auch Jammers trage,
so, wie mein's, nach mir allein.
Nein, sie könnt' so schwere Pein
nicht erdulden für zwei Tage!

Chronist beklagt den Abgang alter Urkunden; man habe auch „vor der Zeit nicht Leuthe gehabt, die nach solchen Dingen gefragt haben“, wie er sagt.

Nach dem hohen Stil und den Sprachwendungen im Minnesang dieses Limpurgischen Schenken kann für die Entstehungszeit nur die Mitte des 13. Jahrhunderts in Frage kommen. Sprachliche Stellen wie die Anrede „süeziu reine vruht“, der Ausdruck „vil gehiure“, die Bezeichnung „saelden schrîn“ sprechen für eine zeitliche Ansetzung nach der Mitte des genannten Jahrhunderts. Wohl ist in jener Versschilderung des Sängerkriegs auf der Wartburg, die von Heinrich von Ofterdingen herrührt und im Jahre 1207 auftaucht, ein Schenk von Limpurg als Sangesrichter mit aufgeführt. Aber der Zeit nach muß dies Schenk Walter I. sein, der 1209 in Worms turnierte,¹³ um 1230 in Urkunden vorkommt und mehrfach am Hoflager Kaiser Friedrichs II. und seines Sohnes Heinrich VII. erscheint.¹⁴ Dieser erste Limpurger Schenk mußte wegen seiner Teilnahme am Aufstand Heinrichs VII. gegen seinen kaiserlichen Vater 1234 bis 1235¹⁴ im Jahre 1237 gegenüber dem kaiserlichen Parteigänger Gottfried von Hohenlohe strafweise Gebietsabtretungen machen, wird aber von da ab ein treuer Anhänger des Staufenkaisers Friedrich II. Er ist 1241 mit diesem in Italien¹⁴ und genießt schließlich sogar die Vertrauensstellung eines Ratsmitgliedes des zweiten Kaisersohnes Konrad IV., für den er 1246 in der unglücklichen Schlacht bei Frankfurt gegen dessen Gegenkönig in Treue gefochten hat. Aber in der für die Minnelieder des Schenken von Limpurg in Betracht kommenden Zeit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist er schon alt und ist zwischen 1251 und 1253 gestorben.¹⁴ Er kann also für diese sechs Lieder der Großen Heidelberger Liederhandschrift nicht in Frage kommen.

In dieser Zeit lebten Walters I. zwei Söhne, Walter II. von Limpurg und dessen Bruder Konrad. Einer von ihnen muß der Dichter dieser Minnelieder sein. Beide Brüder werden mehrfach zusammen in Urkunden genannt (siehe Anmerkung ²³ bis ²⁷) und sind beide mit ihrer Mutter zusammen im Kloster Lichtenstern begraben (siehe Anmerkung ³⁶). Der ältere dieser Schenkenbrüder, Walter II., erscheint in Urkunden zwischen 1255 und 1283 und war verheiratet mit einer baierischen Adligen.¹⁵ Im Jahre 1283 hat er noch die Kapelle in Unterlimpurg, heute die Urbanskirche, in eine Pfarrkirche umgewandelt (siehe Anmerkung ³⁰). Von ihm und von seinem Bruder Konrad ist wie von ihrem Vater Walter dem Streitbaren urkundlich bekannt, daß sie treue Lehnsherren und Diener der Hohenstaufen und viel in deren Umgebung waren.¹⁵ In ihre Zeit fällt auch die Belehnung mit Teilen des Gaildorfer Gebiets, heute noch das „Limpurgische“ geheißen, durch die Hohenstaufen als deren Obervögte, wie auch die Belehnung mit der Hohenstaufenstammburg selbst. Ihre vielfache Berührung mit dem sangesfrohen Hofe der Staufenkaiser selbst hat die schenkischen Brüder, auch schon vom Vater her, ganz in der geistigen Luft ritterlicher Minnedichtung aufwachsen lassen.

¹³ Große Chronikhandschrift des Haller Chronisten *W i d m a n n*, 16. Jahrhundert, F 67 der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, alte handschriftliche Zusatzeintragung auf Blatt 35.

¹⁴ Siehe Chr. Fr. *St ä l i n*, *Württembergische Geschichte* II, 1847, S. 602.

¹⁵ *St ä l i n*, a. a. D., S. 601—606.

Nach dem Anhaltspunkt des oben abgedruckten Minnelieds von der Sehnsucht des fernen Heerfahrers, der vor Gebirg' und weiter Ferne die Geliebte nicht sehen kann, ist der jüngere der beiden Brüder, S c h e n k K o n r a d v o n L i m p u r g, als der Dichter dieser Minnelieder zu vermuten. Er ist mehrfach in der Umgebung seines hohenstaufischen jungen Herrn, Konradin, in Italien bezeugt, so als urkundlicher Zeuge am 27. Dezember 1267 in Verona,¹⁶ dann wieder am 7. Januar 1268 dort, und am 14. Juni 1268 in Pisa.¹⁷ Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß dieser Schenk Konrad von Limpurg die zwei Monate später bei Tagliacozzo im südöstlichen Italien stattfindende Unglückschlacht des jungen Staufens Konradin mitgemacht hat, welche diesem Thron und Leben gekostet hat. Konradin von Hohenstaufen war vielleicht selbst ein Minnesänger der Großen Heidelberger Liederhandschrift; das Bild des mit der Geliebten auf die Jagd reitenden Königs „Konrad der Junge“ nebst zwei Minneliedern dort kann vielleicht für Konradin in Anspruch genommen werden. Freilich mußte dann dieser Staufer Konradin, der 1252 geboren ist, seine Minnelieder schon im Alter von etwa 14 bis 15 Jahren gedichtet haben, was schwer glaublich erscheint. So könnte auch Konradins Vater, Konrad IV., der Minnesdichter „König Konrad der Junge“ der genannten Liederhandschrift sein. Konrad IV. war der Gönner des ritterlichen Berserzählers Rudolf von Ems, also Förderer der Dichtkunst; mit diesem staufischen dichterfreundlichen König verbanden die Limpurger gleichfalls enge Beziehungen. Dieser Staufer Konrad IV. hat im Jahre 1250, wie aus einer Kumburger Urkunde von 1265 hervorgeht,¹⁸ dem Schenken Walter II. von Limpurg, einem ausgesprochenen Gegner des Papsttums, trotz des Widerspruchs der Kurie die Vogtei der Kumburg übertragen. König Konrad IV. von Staufen, auf dessen Seite der ältere Schenk Walter noch 1246 bei Frankfurt gekämpft hatte, zog 1251 nach Italien, eroberte Apulien und 1253 Neapel. Er starb 1254 in Italien. Aber es ist kein Zeugnis über einen Zug des Schenken Walter II. oder des Schenken Konrad mit König Konrad IV. nach Italien bekannt. Dagegen war Schenk Konrad ja 1267 und 1268 mit Konradin, dem Sohn König Konrads IV., in Italien. Somit würde auf den Schenken Konrad jene erwähnte Stelle des (in der Handschrift dritten) Minneliedes passen, die von der Trennung von der Geliebten durch Gebirge und weite Ferne spricht. Ein weiterer Anhaltspunkt, daß Schenk Konrad von Limpurg und nicht sein Bruder Walter der Minnesänger ist, könnte auch die Tatsache sein, daß Walter verheiratet war, von Konrad aber hiervon nichts bekannt ist, ferner daß Walter schon im Jahre 1265 urkundlich dem Kloster Lorch ein Gut zu eigen gab, um, wie es heißt, „seiner Seele einige Hülfe zu schaffen“, nachdem er sich mit denen zu Lorch genügend gestritten hatte.¹⁹

¹⁶ Stälin, a. a. O., S. 606, nach Mon. Boic. 30, 364.

¹⁷ Als Zeuge in einer Urkunde Konradins für Pisa; Stälin II, S. 606, nach Lami Delic. erudit. 3, 283.

¹⁸ Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 188, Kumburger Urkunde vom 13. März 1265: Abt und Convent des Klosters begeben sich gegenüber dem Reichschenken Walter von Limpurg unter den in der Urkunde näher ausgedrückten Bedingungen, insbesondere Verzichte, aller ihrer Entschädigungsansprüche wegen der ihnen von ihm und seinem Vater zugefügten Verluste. Die Vogtei wird aber dem Schenken noch belassen.

¹⁹ Martin Crusius, Schwäbische Annalen I, S. 814.

Immerhin müßte auch für Schenk Konrad, wenn er sein Lied 3 mit der Stelle des Getrenntseins durch Gebirge und Ferne von der Geliebten in den Jahren 1267 bis 1268 verfaßt haben sollte, dazu ein Alter von mindestens 35 Jahren angenommen werden, da Schenk Konrad um 1256 bereits mit seinem nach 1210 geborenen Bruder Walter die Vogtei der Romburg innehat²⁰ und um 1255 gemeinsam mit seinem Bruder Walter in einer Urkunde genannt ist.²¹ Daß Schenk Konrad auch im vorgerückten Mannesalter noch ein Minnelied gedichtet hat, könnte das folgende seiner Lieder, in der Handschrift das fünfte, ausweisen. Dieses Lied ist sein reifstes und bestes und enthält eine Stelle, die auf reiferes Alter schließen läßt. Dieses schöne Mai- und Liebeslied lautet:²²

Sit willekommen, vrou sumer zît,
sît willekomme, her Meie,
Der manigem hoch gemüete gît,
unt sich mit liebe zweie.
Ich sihe mîn liep vür bluomen schîn,
mîn liep vür vogel' singen;
mîn liep muoz die vil liepe sîn,
mîn liep daz kan wol zwingen:
und o wê, liep, solt ich mit liepe ringen!

Vil maneger hande varwe hât
in sînem krame der meie:
Diu heide wunnekliche stât
mit bluomen manigerleie,
Sint gêl, grünen, rot, sint blâ, brûn, blank,
sint wunneklich entsprungen;
diu vogelin hoehent ir gesank;
mich mak diu liebe jungen:
hei, wirt si mir, so habe ich wol gesungen!

²⁰ Württembergisches Urkundenbuch V, S. 163, Bulle des Papstes Alexander IV. vom 12. Juni 1256.

²¹ Württembergisches Urkundenbuch V, S. 89. Der Reichsschenk Walter von Limpurg vergibt hier das Patronatsrecht der Kirche zu Bilsfeld an das Kloster Lichtenstern; unter den Zeugen tritt sein Bruder Konrad auf.

²² Willkommen du, Frau Sommerzeit,
willkommen du, Herr Maie,
der hohen Mut so manchem leiht,
daß er ein Lieb sich freie!
Mein Lieb geht mir vor Blumenschein,
mein Lieb vor Vogelsingen:
Mein Lieb, das muß die Liebste sein,
mein Lieb kann Herzen zwingen.
Und weh', mein Lieb, müßt' ich um Lieb erst ringen!

In mancher bunten Farbe malt
in Wald und Au Herr Maie;
die Heide wonniglich erstrahlt
mit Blumen mancherleie:

Mîn liep so vil schoene treit,
 von dem ich singe hiure;
 Mîn liep ist liep, ez ist nicht leit,
 mîn liep ist vil gehiure,
 Mîn liep ist vrô, daz lâze ich sîn,
 mîn liep ist rehter güete,
 mîn liep ist rehter selden schrin:
 daz ir got ie mêr hüete,
 wie gar min herze danne in vrôuden blüete!

In diesem Liebeslied, das zu den schönsten Leistungen des Minnefangs der Stauferzeit gerechnet werden darf, kommt die Stelle vor: „mich mak diu liebe jungen“ (mich mag die Liebe wieder jung machen). Diese Stelle steht mit unseren vorausgehenden Darlegungen gut in Einklang und spricht für Schenk Konrad als den gesuchten Minnesänger. Schenk Konrad wird mit seinem Bruder Walter zusammen in Urkunden öfter gemeinsam genannt, so z. B. 1255²³ und 1256²⁴. Hier beauftragt Papst Alexander den Abt von St. Alban in Mainz, das Kloster Kumburg gegen die Übergriffe der Bögte desselben, die Schenken von Limpurg, Waltherus et Conradus fratres laici, zu schützen. Die beiden Brüder kommen weiterhin zusammen in Urkunden vor in den Jahren 1263²⁵,

sind gelb, grün, rot, sind blau, braun, weiß,
 sind wonnesam entsprungen,
 die Böglein schmettern Lenzespreis:
 Lieb jünget meine Zungen.
 Sei, wird sie mein, so hab' ich wohl gesungen!

Mein Lieb ist voller Lieblichkeit,
 von dem ich heuer singe;
 mein Lieb ist liep, es ist nicht leid,
 die Krone aller Dinge.
 Mein Lieb ist — und so soll sie sein —
 gar froh in Herzengüte;
 mein Lieb ist sel'gen Glückes Schrein.
 Daß Gott mein Lieb behüte:
 wie dann mein Herz in heller Freude blühte.

²³ Württembergisches Urkundenbuch V, S. 89; siehe oben Anmerkung ²¹.

²⁴ Württembergisches Urkundenbuch V, S. 163, Bulle des Papstes Alexander IV. vom 12. Juni 1256.

²⁵ 1. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 94, alte Abschrift des 16. Jahrhunderts im Württ. Staatsarchiv, von einer Urkunde, ausgestellt auf der Burg Limpurg im Februar 1263, betreffend Vergabung der schenklichen Güter in Flein, mit Ausnahme des Patronatsrechts der Kirche, an das Kloster Lichtenstern.

2. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 102, Urkunde vom 10. März 1263, betreffend Streitigkeiten um die vorgenannte Fleiner Kirche zwischen den Schenken Walther und Konrad von Limpurg und dem Heiligengeistpital in Wimpfen.

3. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 105, Urkunde vom 22. März 1263: Walther und Konrad, die Schenken von Limpurg, geben den von dem Ritter Berthold von Braunsbach den Brüdern des Hospitals in Jerusalem zu Hall veräußerten Hof nebst Baumgärten zu Braunsbach unter Verzicht auf die lehensherrlichen Rechte daran demselben zu eigen.

1271²⁶ und 1273²⁷. Daß Schenk Walthher staufischer Reichshofbeamter war und damit sein Bruder Konrad auch, der dieselben Titel (*imperialis aule pincerna*) führt, weist neben dem Titel auch eine Urkunde vom Jahre 1261²⁸ aus, in der sich Walthher ein *schenke auf dem königlichen saale zu Limpurg* nennt. Walthher verkauft im Jahre 1274²⁹ mit Zustimmung seines Bruders, seiner Söhne und Erben an den Gemahl seiner Schwester, Ulrich von Rechberg, und dessen Bruder seinen Burganteil (Burgsitz) auf dem Hohenstaufen. Schenk Walthher hat noch im Jahre 1283 seine Kapelle in Unterlimpurg, die heutige Urbanskirche, zur Pfarrkirche erhoben³⁰, dann muß er bald darauf gestorben sein. Sein Bruder, Schenk Konrad, wird um 1280³¹ im Besitz der altlimpurgischen Burg Bilriet³² bestätigt samt allen dazugehörigen Leuten gegen den Anspruch seines Bruderjohns Friedrich wegen einer Forderung von 500 Mark Silber, welche Konrad an seinen Neffen Friedrich auf die Burg zu machen hatte; die Bestätigung ist vom kaiserlichen Landrichter Gottfried von Hohenlohe ausgesprochen.³³ Im Jahre 1281 wird ein *Conradus pincerna de Limpurg* als Zeuge in einer Urkunde eines öttingenschen Ministerialen genannt³⁴, doch ist es fraglich, ob es sich hier um

4. Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 205, Urkunde vom 9. Mai 1265, u. a. mit Zeugenschaft und Siegel Walthers von Limpurg: Schenk Konrad von Limpurg verzichtet gegenüber den Brüdern des Spitals zu Wimpfen auf alle seine Ansprüche an die Kirche zu Flein (siehe unter 2).

²⁶ Württembergisches Urkundenbuch VII, S. 160—163, in Schwäbisch Hall ausgestellte Urkunde vom 22. November 1271: Engelhard der ältere von Weinsberg und der kaiserliche Hoffschenk Walthher von Limpurg entscheiden einen Streit zwischen dem Deutschordensspital zu Mergentheim und Walthher von Sulz wegen Hilgartshausen, Winden und Herbertshausen.

²⁷ Württembergisches Urkundenbuch VII, S. 263/264, Urkunde vom 3. November 1273, nach einem Kopialbuch des Klosters Romburg aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: Walthher und Konrad von Limpurg als Zeugen betreffend Kloster Romburg, und Walthher Ege, Bürger zu Hall.

²⁸ 22. März, nach dem Kopialbuch des Klosters Schäftersheim von 1446, Universitätsbibliothek Würzburg; siehe Zeitschrift „Württembergisch Franken“, N. F. V, S. 6.

²⁹ Am 30. April; siehe Bauer, „Württembergisch Franken“ 1865, S. 58, und Prescher, Geschichte der Reichsgrafschaft Limpurg II, S. 389, nach Fröschlin.

³⁰ Württembergisches Urkundenbuch VIII, S. 410, 14. August 1283, nach einem Kopialbuch des Klosters Romburg, sign. Registraturbuch, S. 102, im Württ. Staatsarchiv. Reichschenk Walthher von Limpurg ertauscht vom Kloster Romburg die Freiheit der Kapelle in Unterlimpurg gegen Rechte in Steinbach und seine Ansprüche an die Vogtei in Dörrenzimmern.

³¹ Siehe K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 278.

³² Mit reicher geschichtlicher Vergangenheit, gelegen bei Cröffelbach über dem Bühlerthal auf einer Felsnase mit mächtigem Halsgraben und mit vorgelegtem Außenwall. Die Ruine ist durch das Verständnis des Bürgermeisters Sälzer von Tüngental 1937 durch Kauf aus Bauernbesitz in das Eigentum der Gemeinde Tüngental gegangen und damit für die Zukunft vor weiterer Zerstörung geschützt! Die Burg wird wohl ihren Namen nach dem Fluß haben, da die Chronisten des 16. Jahrhunderts (so Herolt, Ausgabe Kolb, S. 80 und 83) den Namen Bil-rit oder Biller-ryet schreiben. Über die Geschichte der Burg siehe Herolt-Ausgabe von Kolb (Württembergische Geschichtsquellen, 1894, Band 1) S. 83.

³³ Siehe K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 403.

³⁴ Württembergisches Urkundenbuch VIII, S. 311, 2. Dezember; ferner nach handschriftlicher Notiz im Nachlaß von † Studienrat Th. Hoffmann (Gaildorf), der ehe-

unseren Konrad von Limpurg handelt. Zum letzten Male soll sodann Schenk Konrad von Limpurg im Jahre 1286 erwähnt sein.³⁵ Er ist wahrscheinlich 1287 gestorben, da in diesem Jahr die um 1280 noch in Schenk Konrads Besitz befindliche Burg Bilriet verkauft wird mit allem Zubehör an Lupold, Küchenmeister von Nordenberg, durch Konrads Neffen Friedrich von Limpurg und seine Wirtin Frau Mechtild und Friedrichs Mutter und Friedrichs Schwester Frau Elsbeth und Friedrichs Bruder Herrn Ulrichs (Fröschel, Limpurgische Chronik 1593, F 40, Blatt 9b); Schenk Konrad ist bei diesem Verkauf nicht mehr genannt, also wohl nicht mehr am Leben. Kinder hat er keine hinterlassen. Er liegt, laut Grabinschrift im Kloster Lichtenstern,³⁶ dort mit seiner Mutter Agnes geborenen von Helfenstein und mit seinem Bruder Walther begraben.

Daß Konrad wie sein Bruder Walther II. und wie schon sein Vater Walther I. ein treuer Anhänger der Stausen war, geht aus mehreren der genannten Urkunden deutlich hervor. Schenk Konrad ist sogar vom Papst Clemens IV. exkommuniziert, also aus der Gemeinschaft der katholischen Gläubigen ausgeschlossen worden.³⁷

Von Schenk Konrad, unserem vermutlichen Minnesänger, sind, wie auch von seinem älteren Bruder Walther, mehrere Siegel bekannt. Das älteste stammt von der bereits (Anmerkung ²⁵) angeführten Urkunde vom 22. März 1263, die auf Burg Limpurg oder in Schwäbisch Hall ausgestellt ist.³⁸ Der Schenk Konrad erscheint hier auf seinem Siegel auf schreitendem Pferde, den Kopf mit dem Topfhelm bedeckt (also wie auf den besprochenen Pergamentbildnissen), mit dem über seinem Haupt zurückgeschwungenen Schwert zum Schlag ausholend. Am linken Arm trägt er den nahezu dreieckigen Schild mit 5 Streifkolben als Schildzeichen, die in der Zahl 3 und 2 übereinander gestellt sind. Dieselbe Wappengestaltung zeigt ja auch der Schenkenschild des Pergamentbildes des Minnesängers in der Berliner Handschrift (siehe Abb. 2). Ein weiteres Siegel des Schenken Konrad von Limpurg enthält eine im bayerischen Reichsarchiv in München befindliche Urkunde vom 9. Mai 1265.³⁹ In ihr verzichtet Schenk Konrad von Limpurg gegenüber den Brüdern des Spitals zu Wimpfen²⁵ 4 auf alle seine Ansprüche an die Kirche in Flein. Dieses Siegel

mals mit der Ordnung des Limpurgischen Archivs in Gaildorf betraut war. Hoffmann gibt die fragliche Belegstelle als „Sa IV, 163“ an, die Urkunde für den 2. Dezember 1281. Es mag sich hier aber um eine Verwechslung handeln mit einer im Württembergischen Urkundenbuch VIII, S. 311, angeführten Urkunde aus Wallerstein vom 2. Dezember 1281, bei deren Zeugen sich ein „Conradus dapifer dictus de Limperg“ befindet. Aber damit ist sicherlich ein von dem unserigen verschiedener Conrad von Limpurg von der heute abgegangenen Burg Limpurg bei Wilburgstetten im bayerischen Amt Dinkelsbühl gemeint.

³⁵ Nach handschriftlicher Notiz im Nachlaß von † Studienrat Th. Hoffmann (Gaildorf), mit Hinweis auf Prescher I, S. 335 (?).

³⁶ Stälin, Württembergische Geschichte II, S. 601: „Hoc sub lapide jacet dna (domina) Agnes de Helf(enstein) cum filius suis Walthero et Conrado pincernis de Limpurg.“ Diesem Zisterzienserkloster bei Löwenstein übergaben laut Urkunde vom Februar 1263 (Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 94) die beiden Brüder ihre Güter in Flein; siehe Anmerkung ²⁵ 1.

³⁷ Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 211, laut Urkunde vom 23. Juni 1265 aus Perugia.

³⁸ Beschreibung des Siegels: Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 106.

³⁹ Württembergisches Urkundenbuch VI, S. 206.

ist rund, 70 mm im Durchmesser, mit derselben Darstellung des mit hochgeschwungenem Schwert reitenden Schenken Konrad wie das vorgenannte Siegel der Urkunde vom 22. März 1263. Bei beiden Siegeln ist der Rand mit der Umschrift sehr beschädigt. Dagegen trägt die in unseren Ausführungen genannte Haller Schiedsurkunde vom 22. November 1271²⁶ noch Konrads Siegel mit Umschrift. Auf dem dreieckigen Schild mit den 3 über 2 angeordneten fünf limpurgischen Streitkolben finden sich zwischen den drei oberen über den zwei unteren Kolben als Siegelbeizeichen zwei Schenkenbecher, wie sie auch das Siegel von Konrads Bruder Walthar öster trägt. Dieses Siegel des Schenken Konrad vom Jahre 1271 trägt folgende Umschrift: † Sigillum. CVNRADI. INPERIAL. AVLE. PINCERNE. DE. LINTBURCH. Hier ist also Konrad genannt als kaiserlicher Hoffschent von „Lintburch“.⁴⁰ Diese Namensform bietet die Möglichkeit einer Erklärung des Burgnamens Limpurg aus „Lintburg“. Die Benennung bedeutet eine Drachen- oder Schlangenburg (vgl. Drachenstein).⁴¹

Nach der Feststellung des mutmaßlichen Dichters der sechs Minnelieder in der Großen Heidelberger Liederhandschrift in der Person des Schenken Konrad von Limpurg wäre es nun ein müßiges Beginnen, auch noch das geschichtliche Bild seiner Geliebten, der in den Liedern besungenen Schönen, erfassen zu wollen. Die Angaben, die uns die äußere Erscheinung der Besungenen deutlich machen könnten, beschränken sich auf das für den ganzen Minnesang Kennzeichnende: rosenroten Mund, die weißen Arme, die lichten Augen, welche lieblich spielen. Das ist alles, was vom Äußeren der Liebsten des Schenken gesagt wird. Es ist eben weniger diese oder jene bestimmte Frau, die so von den Minnesängern besungen wird, sondern in Anlehnung an eine wirkliche Frauengestalt in erhöhter Form die Frau schlechthin: ein schönheitliches, sittliches und gesellschaftliches Wunschbild und Hochbild. Auch hier besteht wieder der überall bemerkbare Einklang der Gedichte mit den Bildern jener Zeit in den Handschriften. Auch die Bilder der Großen Heidelberger Liederhandschrift enthalten nichts Persönliches im Gesichtsausdruck. Was die Wesensart der Geliebten anbetrifft, so wird vom limpurgischen Schenken ihre Reinheit als besonderer Wert betont, ihre Unnahbarkeit oder wenigstens Zurückhaltung immer wieder beklagt. Es ist nun sehr bezeichnend, daß gerade diese Motive fast den ganzen Minnesang jener Zeit beherrschen. Sollten also die Frauen alle so unnahbar gewesen sein? Wir brauchen diese Frage gar nicht zu beantworten, denn es handelt sich hier weniger um äußere als um innere „Wirklichkeiten“. Für den Minnesang muß die Geliebte in unerreichbarem Abstand stehen, sonst geht sein ganzer seelischer Wert verloren. Die inneren Triebströmungen des Mannes werden erst durch diese Tatsache, daß die Frau in der Dichtung un-

⁴⁰ Die Namensform „Limpurch“ tritt schon 1237 bei Konrads Vater Walthar I. in einer Ulmer Urkunde auf (Urkunde bei K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 173).

⁴¹ Gegen Oberamtsbeschreibung Hall, S. 175, und gegen Smelin, Hällische Geschichte, S. 179, welche den Namen aus dem Lindenbaum ableiten wollen. Der namengebende Drache mag sagenhaft gehaust haben in der düsteren tiefen Schlucht, die westlich der Limpurghöhe herunterzieht, oder im nahen Haller Salzquell, wo ihn eine mittelalterliche Haller Chronik erwähnt; auch ist der Heilige Michael der Michaelskirche über dem Haller Salzquell Drachentöter.

erreichbar hoch steht, auch gehoben.⁴² Die Seele des Ritters wird im Minnesang in jener Zeit wach, indem er als Mann die Frau jenseits der triebhaften und rechtlichen Beziehung als das sieht, was ihn selbst leiblich=seelisch hebt, als das Seelenbild seiner eigenen Hochströmungen. Daher oft auch die fast religiös anmutende Innigkeit dieser Lieder, ähnlich wie beim Marienkult. Die Frau als Geliebte erscheint als vollkommene Gestaltung leiblich=seelischen Seins: sie wird aus dem Alltagsleben herausgehoben, in kultische Ferne gerückt und gleichsam verkönigt, wie ja auch unser Schenk in einem Lied von seines Herzens Königin spricht und in der Großen Heidelberger Liederhandschrift auf dem Bilde vor ihr kniet. So erhält die Minne bildende Kraft. Daraus erklärt sich die Höhe des damaligen Minnesangs, der dazu besonders im fränkischen Gebiet noch weitere Beweglichkeit der Darstellung und reiches Sinn- und Klangspiel ausgebildet hat. Diese „hohe Minne“ hatten schon die provençalischen Troubadours, die Vorläufer des deutschen Minnesangs. Für das deutsche Gemüt ist es bezeichnend, daß dann zuerst Reimar von Hagenau, der deutsche Altmeister des Minnesangs und Lehrer Walthers von der Vogelweide, dies in Form der sehrenden, schmerzlichen Minne eingedeutscht hat, die wir denn auch in noch glanzvollerer Form und Sinnsfübung in den Liedern unseres Schenken von Limpurg vorherrschen sehen. So wird die spannende Sehnsucht als Antrieb bewahrt, ewig gemacht. Die Dame als Gestalt des Lebens ist vom dichterischen Antrieb dieser Sehnsuchtsminne aus nahezu verpflichtet, auf einen unübersteigbaren Abstand zu halten, damit sich nicht die Spannung in naturalistischer Nähe auflöst. Die Wirkung der hohen Minne ist selbst bei Walther von der Vogelweide festzustellen, der doch sonst am meisten im Leben steht und aus diesem heraus das Liedchen „Anter der Linden an der Heide“ gedichtet hat, das die irdische Minne zeigt, gleichsam in einer gewissen Gegenwirkung auf die allzu starke Erhöhung in der hohen Minne. Aber auch er schaut doch wieder an der hohen Minne hinauf und hat ihr eines der schönsten Gedichte seiner Zeit gewidmet, das die berühmten Worte enthält:

„Swer guotes wibes minne hât,
der schamt sich aller missetât.“

Durch diese mehr im Seelischen beruhende, hohe Minne des Minnesangs erklärt es sich auch, daß die Besungene eine verheiratete Frau, die Frau eines anderen, sein konnte und oft war. Es erklärt sich auch die Tatsache, daß in hoher Minne der Sechzehnjährige und der Sechzigjährige aufglühen konnte. Das von uns zuletzt abgedruckte Lied des Schenken zeigt ja auch in einer Zeile, daß er bei diesem Liede nicht mehr der junge Ritter gewesen sein kann, wenn er dort von sich sagt, daß ihn die Liebe wieder jung mache.

Die frische, natürliche Sangesbegabung des limpurgischen Minnesängers ist verschiedentlich anerkannt und auch festgestellt worden, daß sein fünftes Lied (das oben von uns zuletzt abgedruckte) etwas von dem jugendlichen Feuer Heinrichs von Morungen hat und zugleich von den ergreifenden Lauten des Volkslieds.⁴³ Wenn er die blühende Geliebte über die Frühlingspracht stellt aus

⁴² Über „hohe Minne“ siehe entsprechend diesen Ausführungen Friedrich Neumann, Zeitschrift für Deutschkunde, 1925, S. 81.

⁴³ Allgemeine Deutsche Biographie, Band 31, S. 61.

warm aufwallendem, klingendem Herzen heraus, so hat der Hörer das Gefühl echter Empfindung wie frisch daherwehender Maienluft. So mag denn zum Schluß der Wohlklang dieses Meisterliedes des Schenken von Limpurg zusammenklingen mit demjenigen eines Verehrers von ihm, nachdem schon um 1300 der Dichter Hugo von Trimberg in seinem Gedicht „von hoher Tichter lobe“ auch unseren Schenken von Limpurg gefeiert hat. Ein schwäbischer Landsmann und Kämpfer von 1866 und 1870, der württembergische Oberst Seufert, hat dem stauferzeitlichen Dichter die schönen Verse eines Klinggedichts (Sonetts) gewidmet, die hier nachhallen mögen:

Ihr süßen Worte zartgefühlter Minne,
Wie schmeichelt ihr dem Ohr und dem Gemüte!
Ich höre wieder, was in mir einst glühte,
In reiner Jugend zärtlichem Beginne.

Im Eckchen dort, wo frische Maienblüte
Herunterschwanft von morscher Burgeszinne,
Da streck ich mich in süß bewegtem Sinne
Bei Vogelsang, und träum so schön, und brüte.

Ich sehe Ritter zu den Toren sprengen
Und zarte Fräulein von dem Söller winken,
Der Säng' er naht mit hellen Harfenklängen.

Doch weg den Traum, wo echte Saiten blinken!
Uns labt der Schenk mit lieblichen Gesängen,
Laßt uns die Flut, die reine, goldne, trinken!

Stifterbilder der Zeit um 1400 in Württemberg

Von Hans Wenzel — Mit 13 Abbildungen

Bauinschriften wie die folgenden in Regensburg „Reginwardus hoc fore iussit opus“ (um 1050) und „Anno domini 1299 edificata est hec capella de bonis Heinrici Dentist“ oder in Marktgröningen „Hanc capellam fundavit dominus Waltherus de Haslach, capellanus in Grüningen 1479“ sind nur typische Beispiele für die zahlreichen ähnlichen in allen deutschen Landschaften vom hohen Mittelalter bis in die Neuzeit,¹ die den aus Urkunden bekannten hohen Anteil privater Stiftung für kirchliche Bauwerke lapidar bezeugen. Jedoch läßt sich der Stifter vor dem 15. Jahrhundert — im Gegensatz zu den Dedikationsbildern in Handschriften und gelegentlich bei Wandmalereien und auf Goldschmiedearbeiten — selten über die reine Nennung des Namens und die Zufügung des persönlichen Wappens hinaus „porträtieren“. Nur hohe geistliche und weltliche Fürsten werden vereinzelt und ausnahmsweise dargestellt, dann aber in enger Verbindung mit einer Heiligenfigur, ja, dieser meist untergeordnet: so knien am Bogenfeld des Westportals der Klosterkirche in Alpirsbach Stifter und Stifterin (Grafen von Zollern) in befangenem Anbetungsgestus zu Füßen eines Christus in der Mandorla (um 1100). Für das weitere 12., das ganze 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts kenne ich gar keine plastischen Stifterfiguren in Schwaben. Erst als Peter Parler „aus Gmünd“ im Prager Dom mit seinen Triforienbüsten (um 1375) einen großartigen Auftakt für das neue profane Bildnis — nicht nur der Fürsten, sondern auch der Meister aus bürgerlichem Geschlecht — schafft, gewinnt auch in Schwaben das Stifterbild an Bedeutung. Voran gehen — wie nach den geschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht anders zu erwarten — die freien Reichsstädte.

Zunächst Ulm:² In dem gehobenen Selbstbewußtsein der reichen Handelsstadt, in der Gemeinschaft der erfahrenen und weitgereisten Kaufleute, gefestigt in dem stolzen Bewußtsein, gegenüber Landesfürst und Kaiser siegreich bestanden zu haben, konnte die Privatperson Kraft und Anlaß finden, sich selbst darstellen zu lassen. Gewiß, die Denkmäler befinden sich an oder in der Kirche, — aber sie sind damit doch nur Zeugen der großartigen Gründungsgeschichte des Münsters. Die Bürger — und allein sie — erbauen aus ihrem eigenen Gelde das Gotteshaus, und zwar als Pfarrkirche und in den Ausmaßen einer bischöflichen Kathedrale. — Im Innern des Münsters ist die (stark übermalte) Grundsteinlegungstafel angebracht: „Anno domini 1377 a de zinstag, der

¹ Vgl. meine Materialiensammlung unter „Bauinschrift“ in Otto Schmitts Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte II, Spalte 35 ff.

² Aber die Inschriften des Ulmer Münsters vgl. Rudolf Pfeleiderer, Münsterbuch, 2. Auflage, Ulm 1923. — Aber die Wengenkirche vgl. Max Ernst, Wengenkloster und Wengenkirche in Ulm; Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 30, Ulm 1937, S. 85 ff. (auf Tafel 9b eine ausgezeichnete Abbildung der Bauinschrift).

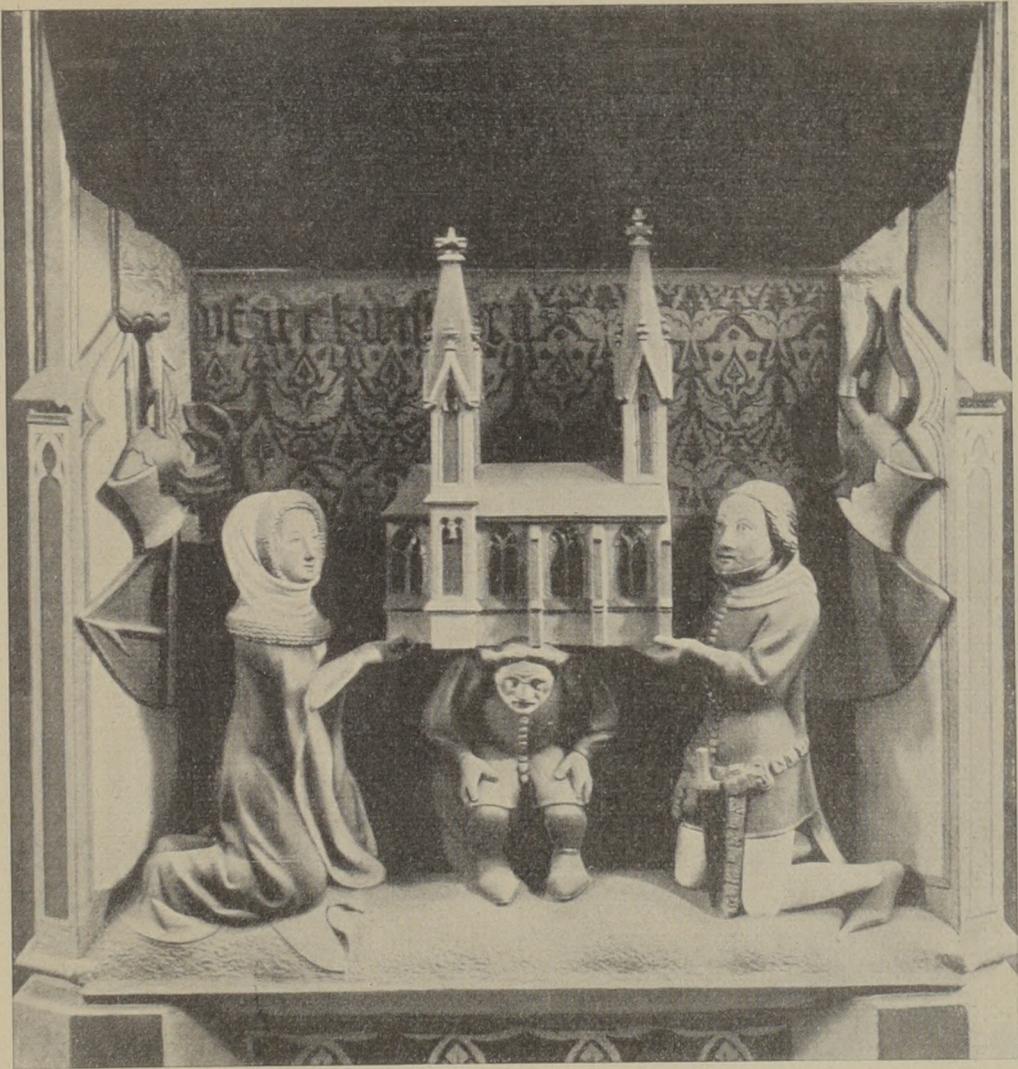


Abb. 1. Ulm, Münster. Um 1377.

der lest tag was des monat junii, nach der sunen ufgang dri stund, von haissen des rates wegen hie ze Ulm, lait Ludwig Kraft, Krafts am kornmarkt selige su, de ersten fundamentstain a diser pfarrkirchen". Unter der Inschrift kniet das Ehepaar Kraft in der modischen Zeitgewandung der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Seiten seiner Familienwappen und trägt das Modell des Gotteshauses in den Händen, unter dem wiederum gebückt die Figur des Baumeisters steht (Abb. 1). Nur als krönender Abschluß, nicht mehr in die Szene einbezogen, erscheint die (sehr stark ergänzte) Kreuzgruppe. — Die gleiche Inschrift (bis auf das hier fehlende Wörtchen „wegen“) findet sich im Münster noch einmal, auch diesmal in Verbindung mit einem Stifter. Hier ist es allerdings ein Dedikationsbild im üblichen Schema, d. h. der regierende Bürgermeister Kraft kniet — herangeschoben von dem Familienpatron Johannes Evangelista — vor der thronenden Muttergottes mit dem Christkind und überreicht ihr die Kirche (Abb. 2). Aber neu sind auch hier das warme menschliche Verhältnis zwischen der Madonna und dem (gleich großen) ihr



Abb. 2. Ulm, Münster. Um 1383.

auf einer Ebene zugeordneten Bürgermeister, dessen enge Verbindung mit dem Apostel und die ins Auge fallenden mächtigen Dimensionen des Kraftschen Wappens. Leider ist das fein komponierte Relief sehr stark erneuert, der Kopf des Stifters ganz modern, — so daß wir über die zeitliche Abfolge der beiden Tafeln keine rechte Vorstellung gewinnen. Man wird aber nach Stil und Tracht annehmen dürfen, daß das erste Relief nicht viel nach dem angegebenen Jahr (1377) ausgeführt worden ist, höchstens wenige Jahre später, als die Grundmauern emporwuchsen und die Anbringung der Tafel zuließen. Jedenfalls ist die Grabsteinfigur der „Margareta Appotekerin Hainzen Winkels Tochter“ von 1383 im Münsterchor trachtlich der Frau Kraft überaus ähnlich und stilistisch eher jünger als älter als das Relief. Demgegenüber könnte die Widmungstafel nach dem schwereren Faltenwurf der Figuren etwas später sein, vielleicht wurde sie bei Gelegenheit der ersten Weihe 1383 angefertigt; vor 1392 muß sie aber entstanden sein: denn in diesem Jahr übernahm Ulrich Enfinger die Bauleitung und wandelte den Bau entgegen dem ursprünglichen Plan in eine Basilika um — und das Architekturmodell Krafts zeigt noch die Halle mit dem gemeinsamen Dach über allen Kirchenschiffen! — Aufschlüsse kann uns auch ein anderes datiertes Denkmal nicht vermitteln, da es bis auf die Umrisse zerstört ist: ein Relief mit der thronenden Madonna und zwei Stiftern neben dem Südportal und der Inschrift „Anno domini 1377 von haissen des ratz hie ze Ulm waz Hainrich Füsinger der erst pfleger des buwes der pfarrkirchen“. Vergleichsweise besser erhalten ist ein Werk an der inneren Südwand des Langhauses, ein reizvolles, thematisch hoch interessantes Relief, das wegen seiner starken Erneuerung bisher kaum beachtet wurde, die sogenannte *Raysersche Tafel* (Abb. 4). An ihrem unteren Rande knien die Eltern der Maria, Anna und Joachim, aus ihnen wächst ein Rosenbaum, der als Krönung Maria trägt; aus ihr wiederum wächst eine mächtige Weinrebe, in deren Verzweigungen das Christkind sitzt. Es ist also ein abgekürzter Stammbaum Christi vereinigt mit der Marien- und Christussymbolik (Maria = Rose; Christus = Weinstock). Zu Seiten von Anna und Joachim knien die Stifter, und die Inschrift besagt: „Anno domini 1378 cal. marcii dotatum est hoc altare in honorem sancte trinitatis, sancte anne et omnium martirum in remedium animarum Johannis, doctoris puerorum in Ulma, Hainrici, phisici ibidem, et Cunradi, doctoris puerorum in Rothwila, fratrum doctorum Rayser de Rydlingen suorumque progenitorum et uxorum“.

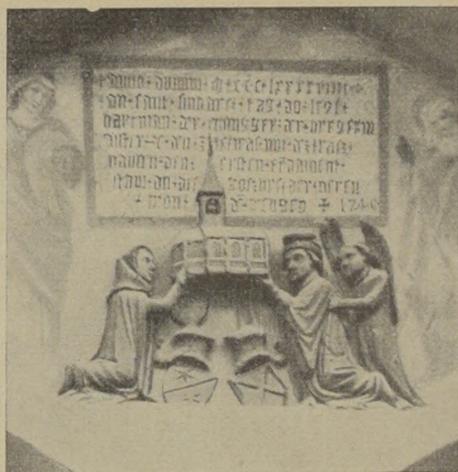


Abb. 3. Ulm, Wengenkirche. Um 1399.

Leider sind auch hier die Köpfe der Eheleute Kayser, der Stifter des Altars, wie vieles andere zwar geschickt, aber völlig ergänzt. Immerhin braucht nach Tracht und Stil des Erhaltenen die Entstehung des ikonographisch seltenen Bildes nicht weit über 1378 hinausgeschoben zu werden. Zwar war der Bau damals gerade erst begonnen; bei dem Eifer der Bürgerschaft für „ihre“ Pfarrkirche mag das Relief aber schon sehr bald — als stolzes Zeichen der Opferbereitschaft und zugleich als Ansporn und Vorbild den Mitbürgern — ausgeführt worden sein. — Nicht nur im Hinblick auf den ruinösen Zustand der letztgenannten Beispiele ist eine weitere, unverfehrt bewahrte und im Schmuck der alten Bemalung prangende Stifterdarstellung von Bedeutung, die Kniefigur des Altbürgermeisters Ehinger (Abb. 5) hoch zu Seiten des Sakramentshauses: ein lebensgroßes Steinbildwerk eines bärtigen Mannes in modischer, fast ritterlicher Kleidung (eng anliegender Lendner, Schultermantel, tief sitzender kostbarer Metallgürtel mit Beutel und kurzem Dolch, spitze Schuhe). Am den Sockel läuft die Inschrift: „Anno domini 1383 idib maii obiit Johannes Ehinger dictus Habvast“; es ist also ein Erinnerungsmal für den an der Gründung des Münsters so stark beteiligten Ulmer Patrizier. Schon nach der Tracht wird die Skulptur kaum wesentlich nach dem Tode Ehingers entstanden sein, überdies läßt sie sich mit ihrer Jahreszahl — wie auch die anderen Tafeln von 1377, 1378 und um 1383 — so sehr gut in die Chronologie der Monumentalplastik am Münster von den Resten der Überfeldkirche bis zum Bogenfeld des Westportals einordnen. — Die jüngsten Ulmer Stifterfiguren befinden sich an der kleinen Wengenkirche unter folgender Inschrift: „Anno domini 1399 an sant linhartz tag, do legt Hartman der Echingger, der burgermaister ze den ziten was, mit dez ratz haissen den ersten fundamentstain an dis gotzhus der herren von den wengen“ (Abb. 3). Das Ehepaar Ehinger kniet, seine Familienwappen einrahmend, und trägt das Modell des Kirchleins, der Erzengel Michael, der Patron des Klosters, tritt an den Bürgermeister heran und legt ihm die Hand auf die Schulter. Die Frau (Hildegard Müleck) ist in ein den Stifterinnen und dem Grabstein im Münster entsprechendes Gewand gekleidet; der Bürgermeister trägt nicht mehr den knappen Leibrock seiner Amtsvorgänger, sondern das zu Ende des 14. Jahrhunderts aufkommende weite, den Körper verhüllende, langärmelige Kleid.

Rückblickend muß man die Anzahl der Stifterbilder doch als auffallend groß bezeichnen; außer den weit größeren Städten Magdeburg, Erfurt und Nürnberg hat keine deutsche Stadt für die Zeit vor 1400 so viele getrennte Stifterdarstellungen aufzuweisen, Würzburg etwa nur drei (Votivrelief um 1360 und



Abb. 4. Ulm, Münster. Um 1378.

Stifterkonsole um 1380 in St. Burkard; Motivrelief Stern im Bürgerspital, um 1350). Überdies sind grundsätzlich Stifterfiguren — wenn wir von Heiligenstatuen und Grabliegefiguren mit Architekturmodellen absehen — im 14. Jahrhundert ungeheuer selten, besonders aber Figuren von bürgerlichen Stiftern. Noch erstaunlicher ist aber ein weiteres Merkmal: die profane, selbständige Bildnis-Kniefigur gilt als Schöpfung Claus Sluters. Seine Statuen Philipps von Burgund und seiner Gemahlin an der Kartause in Dijon sind aber erst 1391 entstanden, sie können also unmöglich für die Ulmer Werke vorbildlich gewesen sein. Das heißt also, die Kniefigur des Johann Ehinger Habvast von 1383 ist eine der ältesten bekannten Bildnis-Freiguren überhaupt.³ Diese Stellung wird nicht herabgemindert, wenn der Bürgermeister ehemals zur Seite einer Statue (einer Madonna oder ähnlichem) gekniet haben sollte; eine solche Annahme ist aber gar nicht notwendig; man kann sehr wohl dem um Stadt und Münster hoch verdienten Mann an dieser auffallend sichtbaren Stelle im Münster ein Denkmal gesetzt haben. Diesem „offiziellen“ Denkmal gegenüber erscheint die Kniefigur des Hueglin von Schönegg († 1386) in der von ihm gestifteten Baseler Kapelle⁴ trotz vielleicht gleichzeitiger Entstehung nicht so bedeutungsreich: denn es ist ein Ritter, die Rüstung steht gegenüber der zivilen Schlichtheit des Ulmer Porträts durchaus im Vordergrund, und das Bildwerk war nicht für die Stadtkirche, sondern für eine private Kapelle bestimmt; immerhin sei diese Skulptur erwähnt, weil es in Basel — also im weiteren „schwäbischen Raum“ — entstand. — Die fünf übrigen Ulmer Reliefs lassen sich motivisch zwar älteren Motivbildern zuordnen — ich denke etwa an die Kreuzigung mit zwei knieenden Zisterziensern vom Bodensee der Zeit um 1340/1350 im Stuttgarter Schloßmuseum —, doch nehmen die Stifterbilder von 1377 mit dem Ehepaar Kraft und von 1399 mit dem Ehepaar Ehinger in ihrer Lösung aus dem christlich-ikonographischen Zusammenhang einen hervorragenden Platz in der Entwicklungsgeschichte ein. Das wird so recht erst deutlich im Hinblick auf schwäbische Stifterfiguren außerhalb Ulms. In Alpirsbach ließ der Abt Heinrich Haugg († 1414) zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Vorhalle der Klosterkirche ausbauen; zum Gedächtnis erscheint er an der Schauwand in ganzer Gestalt mit seinem Wappen neben den Wappen Hausach und Fürstenberg und der Sitzfigur des heiligen Benedikt (Abb. 6). Dieses Flachrelief ist kein schlechtes Werk, aber neben den kraftvollen Ulmer Figuren erscheint dies „Bildnis“ doch schwächlich im Vortrag, schüchtern in der Haltung, zaghaft im Auftreten und konventionell im Porträtmäßigen. — Noch dürftiger ist dann die Figur seines Nachfolgers innerhalb einer Wappenreihe an den Klostergebäuden. — Als originelle Lösung außerhalb der Landesgrenzen sei die Stifterinschrift „Anno domini

³ Die beiden Kniefiguren der Zeit um 1360 im Germanischen National-Museum in Nürnberg gelten wohl zu Recht als Reste eines Grabmals, und die reizenden Stifterfiguren ungefähr der gleichen Zeit in New York, die auf der Pariser Weltausstellung 1937 (Nr. 992—994) zu sehen waren, sind nach ihrem Material (Marmor), ihrer Größe (40 cm hoch) und Beschaffenheit (Flachreliefs) Teile eines Retabels.

⁴ Höhe 1,02 m. Vielleicht in älterer Rüstung (sie entspricht den Rittern am Heiliggrab in Gmünd), die der Marschall 1354 als Reiterführer in Italien getragen hatte. Theobaldskapelle in St. Leonhard zu Basel. Vgl. Ilse Futterer, Gotische Bildwerke der deutschen Schweiz 1220 bis 1440, Augsburg 1930, S. 113/14, 190, Abb. 211/212.

mccccx . . . (= 1419) Henricus Mimlinge, canonicus Aschaffenburgensis, fundator huius capelle dnica esto michi“ am Chörlein der Stadtkirche in Wertheim erwähnt; sie zieht sich um einen Dreieckschild herum, den ein männlicher Kopf von ungewöhnlicher, derb realistischer Prägung mit aufgeworfenen vollen Lippen, dicker fleischiger Nase und dichtem Lockenhaar — vermutlich ein gemeintes Stifterporträt und kein Wappenemblem — schmückt (siehe Abb. 7). — Wie sich dieses frische Bildwerk charakteristischerweise an der Pfarrkirche einer blühenden Stadt befindet, so sind denn auch den Ulmer Figuren wirklich vergleichbare Denkmäler nur in anderen Reichsstädten zu suchen. Und die einzige in Württemberg, die sich mit Ulm messen und in unserem Zusammenhang genannt werden kann, ist Hall, das um 1400 seine alten Privilegien bis zu einer vollgültigen Reichsunmittelbarkeit und Reichsfreiheit ausgebaut hatte.

Es gibt auch in Hall eine beträchtliche Anzahl von Bauinschriften (vornehmlich in St. Michael, auch an der ehemaligen Schuppachkirche), lakonische Baunotizen ohne Stifterangabe. Nur von der abgebrochenen Kapelle der Feldner berichtet eine Platte in der Michaelskirche: „Dise capelle ist gewiht i sat erasme und i sant margarete und wart gebauen vo der erbern frauen Gute der Veldnerin, do man zelte von christes geburt 1344 an sant michels tage“, und von der Romthurei des Johanniterospitals ein Stein am Gasthaus zum Ritter: „Anno domini 1502 hat der erwürdig und gestreng herr Friderich von Entzberg, ritterbruder und comenthor des haus zu Schwabischen Hall sant johanns ordens, dise behausung von neuem angefangen, von seinem bruder seligen, nemlich Cunrads von Entzberg, zum erbe und aigem geschenket“; unsicher ist es dagegen, ob der schöne Wappenstein in der Kohlenkammer der Urbanskirche mit der Inschrift: „Anno domini 1325 Johannes Rudolf dnc . . .“ als Stifterdenkmal aufzu-

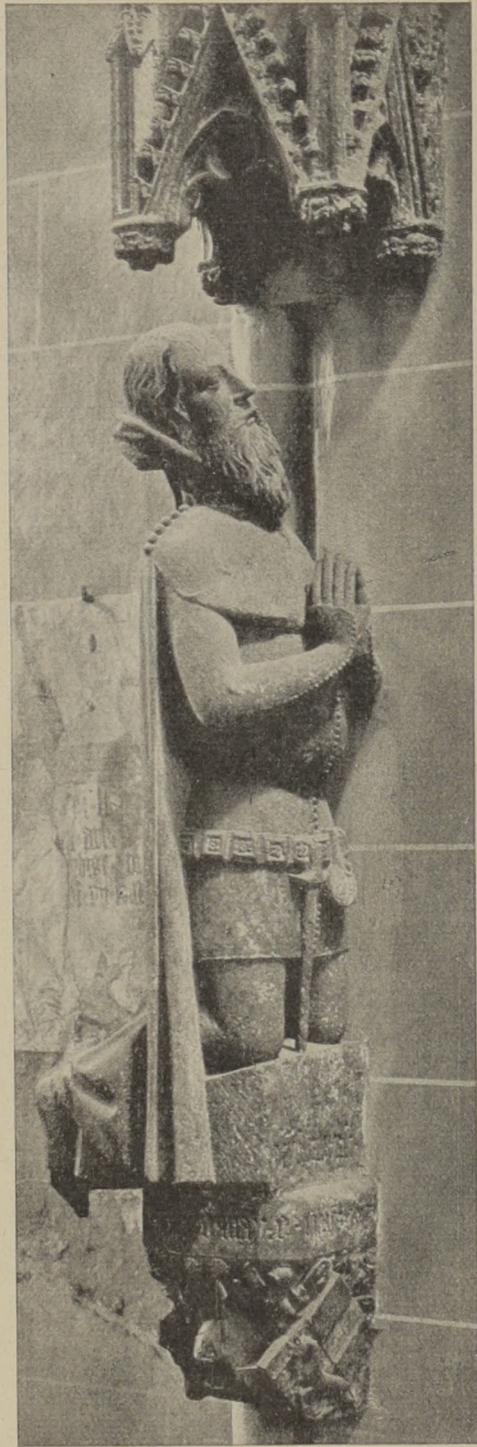


Abb. 5. Ulm, Münster. 1383.



Abb. 6. Alpirsbach, Klosterkirche.
Vor 1414.



Abb. 7. Aichaffenburg, Stadtkirche. 1419.

fassen ist; aus dem Johanniterhospital stammt weiterhin das (beschädigte) Epitaph des um das Spital verdienten „Baccalaureus Parisiensis Gieckenbach“ († 1422), das einen Stifter zu Füßen des (recht derben) Schmerzmannes zeigt und angeblich noch zu Lebzeiten ausgeführt sein soll. Einen Ersatz bieten die Wappen an Heiligengräbern oder jenes mit einer Art Hausmarke an dem noch zu nennenden Sakramentshaus der Michaelskirche. Besonderes Interesse verdienen daher zwei prachtvolle steinerne Stifter-Freisiguren. Sie sind aus ihrem alten Zusammenhang gerissen und bedürfen daher eingehenderer Untersuchung als die durch Inschriften und Daten so eindeutig fixierten Ulmer Denkmäler.

Die eine Statue bewahrt das Reckenburgmuseum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Es ist die nach rechts kniende, 91 cm hohe Figur eines bartlosen, tonsurierten Mannes in weitem, die Gestalt völlig einhüllenden Mantel mit dem gleicharmigen Ordenskreuz auf der linken, dem Beschauer abgekehrten Schulter (Abb. 8). Der Mantel ist nur lose übergeworfen — die oberen Halteschnüre hängen ungeknotet in den Führungslöchern — und unter den anbetend gehobenen Armen gerafft; von dem Unterleib wird nur das bläuliche, hoch zum Hals geknöpfte, eng anliegende Wams sichtbar. — Leider widersprechen sich die Angaben über die Herkunft der Skulptur: der Museumskatalog (1898) berichtet, sie sei an dem Brauhaus zur Ulge auf ehemaligem Romthureigrund eingemauert gewesen, während das Inventar angibt, sie hätte sich zusammen mit einer zweiten Stifterfigur zur Seite des Tabernakels in der (profanierten) Johanniterkirche befunden. Das Sakramentshaus, von dem das Inventar unter ausdrücklicher Unterscheidung von der Heiliggrabnische in der Langhauswand spricht, ist aber nicht mehr vorhanden, es muß also nach dem Erscheinungsjahr der Bau- und Kunstdenkmäler (1907) zerstört worden sein.⁵ Überdies weiß weder der sonst recht genaue Museumskatalog noch die Überlieferung in der Stadt etwas von der zweiten Figur zu berichten, die sich doch im Museumsbesitz befunden haben soll. Wir müssen also für eine Einordnung der Figur die

⁵ Eine heute noch im Chor der Johanniterkirche befindliche Konsole kann nicht mit dem Stifter in Verbindung gebracht werden, da er sonst nach seiner Anrichtung aus dem Chorfenster geblitzt haben würde.

Über die ältere Geschichte des Spitals vgl. H. Bauer, Das Johanniterhaus in Hall, Württembergisch Franken 9, 1873, S. 365 ff.

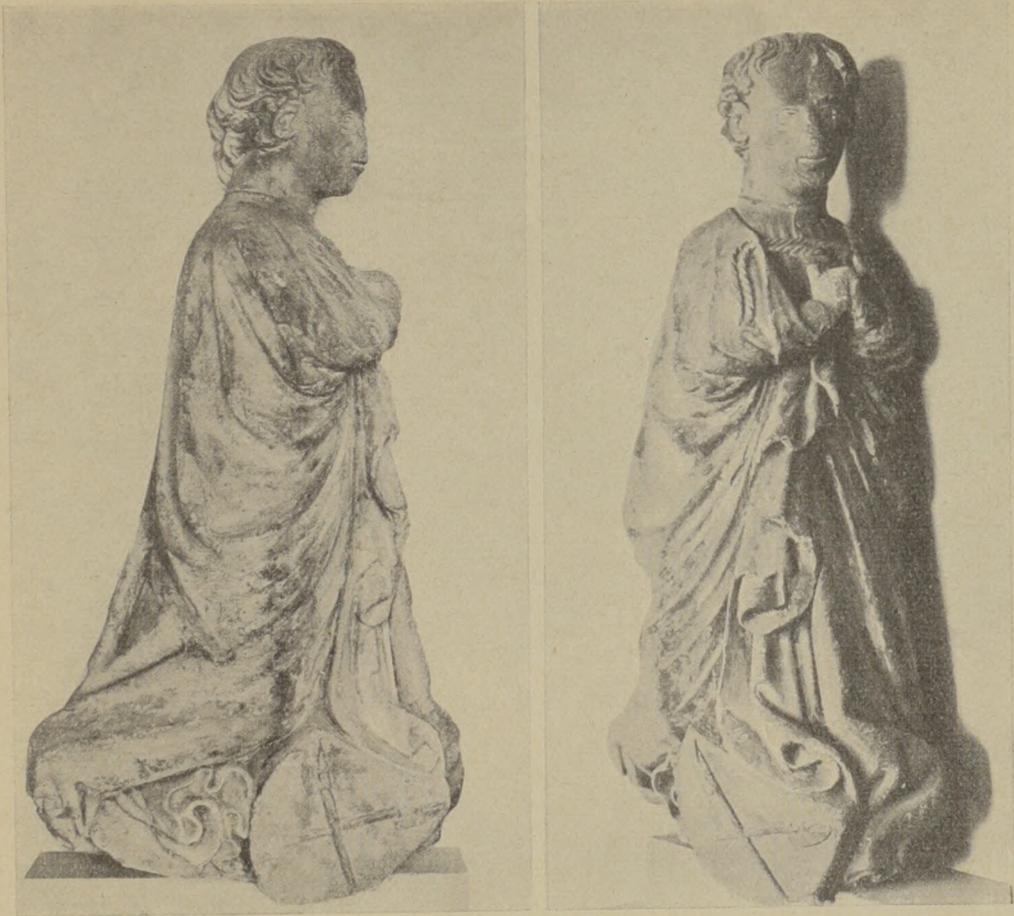


Abb. 8. Schwäbisch Hall, Keckenburg-Museum. Um 1400.

Frage der ehemaligen Aufstellung außer acht lassen; allein der Zusammenhang mit Bauten des Johanniterspitals kann als sicher gelten.

Nicht viel weiter hilft auch das zu Füßen des Ritters angebrachte Wappen: ein Dreiecksschild ohne besondere Merkmale mit zwei sich kreuzenden Hellebarden (französisch = haches); vermutlich ist es das Wappen des Heilbronner Geschlechts Harsch. Angehörige dieser Familie kommen vereinzelt im 14. und 15. Jahrhundert in Hall vor, doch ist kein Johanniter unter ihnen. — Aus äußeren Indizien ergeben sich also keine Anhaltspunkte: die ehemalige Aufstellung ist nicht mehr zu ermitteln, urkundliche Bezüge sind mir nicht bekannt geworden, das Wappen gibt bei dem heutigen Forschungsstand keine Hinweise, und Tracht und Frisur sind zu allgemein gehalten. Allein durch die Stilkritik kann die Figur eingeordnet werden. Der Typus entspricht nun ganz allgemein dem Bürgermeister Ehinger an der Ulmer Wengenkirche von 1399. Nur ist das Bewegungsmotiv weniger steif, die Haltung von Kopf und Armen weniger ängstlich, vielmehr ist das körperliche Verhältnis von Hinknien, Vorwärtsneigung und Anbetung überzeugend und kraftvoll. Auch ist das Bildnismäßige viel besser erfasst als in Ulm. Während in Ulm die Gesichter des Ehepaars Kraft von 1377 durchaus im Typischen bleiben und nicht zum Individuellen vorstoßen, der Kopf des Ehinger Sabvast von 1383 wörtlich bärtigen biblischen Gestalten an den Portaltympana entspricht und auch die Stifter der Wengen-



Abb. 9. Schwäbisch Hall, St. Urban. Um 1420.

kirche von 1399 anscheinend nur sehr leicht persönlich charakterisiert sind, ist der Haller Johanniter zweifellos ein Porträt im modernen Sinne, oder wenigstens ist doch ein solches angestrebt. Das Gesicht ist durchaus untypisch: ein kantiger Kopf mit breitem Schädel, flacher, hoher Stirn, dickem, im Nacken in dichten langen Strähnen tief herabfallendem Haar, kleinen, eng beieinander sitzenden Augen unter scharfen und kleinen Brauenbögen, straffen Wangen, einer geraden knöchigen, aber ziemlich grob vorspringenden Nase, mit schmalem und etwas verkniffenen Mund und eckigem Kinn und fleischigem und breitem Hals. Ein solcher Kopf entspricht durchaus nicht dem üblichen Schema gotischer Heiligenfiguren, er ist viel zu unkonventionell: wichtiger als eine ansprechende „Schönheit“ erschien die wahre persönliche Ähnlichkeit. — Derartige Porträtbestrebungen werden in Deutschland um 1370/80 lebendig, zunächst in Böhmen und Österreich. In Ulm war dieser „Realismus“ offenbar um 1390 noch nicht eingedrungen, früher wird man auch kaum unsere Figur ansehen können. Es würde dagegen außerordentlich gut passen, wenn man sie mit dem großen Umbau der Johanniterkirche in Zusammenhang bringt, der im Jahre 1404 seinen Abschluß fand. Die Kirche gehört in ihrer heutigen Erscheinung dieser Zeit an, 1405 ist ihr Taufstein datiert (heute in St. Michael), und nach Angabe des Inventars soll das zerstörte Sakramentshaus in den Stilformen der Zeit um 1400 gehalten gewesen sein, auch das Epitaph des Baccalaureus Gieckenbach könnte hinzugehören. Mag der Stifter Harsch nun am Tabernakel gekniet haben oder nicht, jedenfalls ist seine Entstehung zur Zeit des Neubaus und der Neuausstattung der Johanniterkirche durchaus wahrscheinlich. Leider läßt sich dieser Vorschlag nicht durch eine Zuschreibung stützen. Von dem Meister der Figur kenne ich kein Werk, weder in Hall und unter den Grabsteinen der Romburg, noch in der weiteren Umgebung. In der reichen Ulmer Plastik scheint mir am verwandtesten jener kühne Steinbildhauer, der am Münster für die

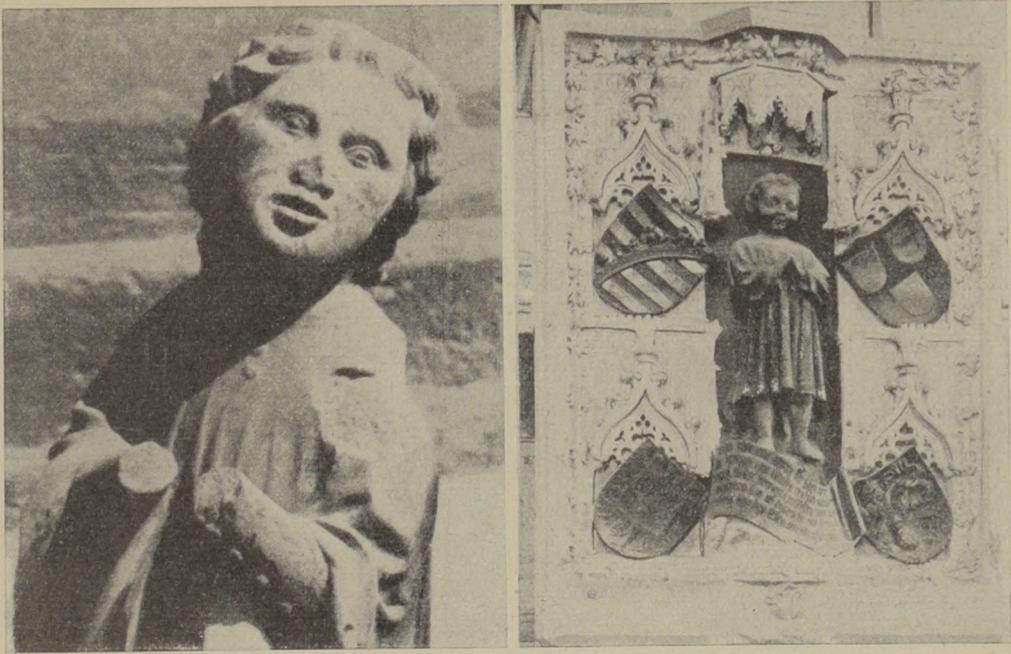


Abb. 10. Ausschnitt aus Abb. 9. — Weikersheim, Stadtkirche. Um 1437.

Archivolten des Westportals die Gruppen mit den Apostelmartyrien⁶ schuf, die einerseits die Meisterschaft der Gmünder Bildhauer (Chorportal-Archivolten) fortzusetzen und andererseits schon auf den großen Ulmer des 15. Jahrhunderts, Hans Multscher, hinzuweisen scheinen. Ihnen mag man den Johanniter an die Seite stellen in den Proportionen, im Schnitt der Falten mit ihrer einfallreichen Staffelung, in der Umwicklung durch den Mantel, in der Intensität des Kopfes, aber auch in Einzelheiten (der Querschnitt von Faltengraten, die Aus-tiefung von Faltenmulden, die dicken, aber nicht verspielten Faltensaumtüten, das fließende dichte Haar usw.). Doch erlauben die aus dem andersartigen Motiv sich ergebenden Unterschiede keinen so weitgehenden Schluß, den gleichen Meister in Ulm und Hall tätig zu sehen. Auch gelten die Archivoltengruppen bisher als Werke der Zeit um 1420, — und eine solche Ansetzung würde für unseren Johanniter nicht passen. Überdies sehen Stifterfiguren der Zeit um 1420 recht anders aus, wie wir noch sehen werden. — Jedenfalls ist die Johanniterfigur ein schwäbisches Bildwerk, — ihr unbekannter Meister zeigt nahe Beziehungen zu der bedeutendsten Gruppe der vormultscherischen Ulmer Plastik.

⁶ J. Baum, Der bildnerische Schmuck des westlichen Münsterportals; Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 25, Ulm 1927, S. 33 ff. — Während der Drucklegung erscheint ein zur Geschichte der Ulmer Plastik des frühen 15. Jahrhunderts sehr wichtiger Aufsatz von Karl Friederich, Meister Hartmann und der Kreuzwinkel-Meister, „Ulmer Sturm“ Nr. 126, 1. Juni 1940: Friederich weist nach, daß Hartmann nicht der Meister der zwölf sitzenden Apostel (die nur fälschlich die „12 Boten“ genannt worden sind) in den Westportalarchivolten ist, sondern daß diese — und mit ihnen die Apostelmartyrien! — schon um 1416/17 entstanden sind. Allerdings geht es damit meines Erachtens doch nicht an, die Apostel und die Martyriumszenen dem gleichen Kreuzwinkel-Meister zuzuschreiben.



Abb. 11. Neekarjulum, Stadtkirche. Um 1430.

Ein recht anderes Werk ist die Stifterfigur in der Haller Urbanskirche. Sie ist wesentlich kleiner, nur etwas über 50 cm groß, dagegen farbig besser bewahrt⁷ (Abb. 9). Dargestellt ist wiederum ein anbetend kniender bartloser Mann mit anbetend erhobenen Händen, gekleidet in ein bis in modische Einzelheiten sorgfältig wiedergegebenes Zeitgewand: ein knielanger Leibrock aus starkem, in kräftige Falten gelegtem Stoff mit enger hoher Gürtung führt knapp am Oberkörper hinauf und ist (wie bei dem Johanniter) hoch geschlossen; dicht anliegende Unterärmel sind vom Ellbogen bis zu den Handgelenken geknöpft; über ihnen hängen weite, an der Schulter angeschnittene Überärmel, die sich tütenartig erweitern und von den gehobenen Unterarmen auf den Boden hinabsinken. — Aber nicht nur in der Tracht ergeben sich einschneidende Unterschiede gegenüber dem

Johanniter. Auch der an sich ja gleiche thematische Vorwurf wirkt hier neuartig: der Johanniter kniet sehr gerade und aufrecht-feierlich, der Urban-Stifter ist „hingekniet“. Durch die Durchschwingung des Körpers und die Kopfhaltung

⁷ Hände zerbrochen, Nase abgeschlagen, sonst geringfügig beschädigt. Gewand blau, Innenseite rot, Innenseite der Zierärmel weiß gemustert. — Fast vollrund durchgeführt, nur der rechte Zierärmel ganz schlicht; vermutlich sollte die Figur schräg von vorn gesehen werden. (Ihr gegenüber ist der Johanniter auf der abgekehrten Seite nur roh bossiert, war wahrscheinlich schärfer an die Wand gerückt.) Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Stifterfigur in der Urbanskirche ein Gegenstück in einer knienden Stifterin hatte. Sie wäre im Typus von folgenden drei ungefähr gleichzeitigen Stifterinnen zu denken: Steinfigur im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum (Inv.-Nr. 378), etwa 30 cm hohes Holzfigürchen im Bayerischen National-Museum in München, Irmgard von Lippe vom Rotho-Denkmal im Paderborner Dom.

wird im Verein mit Gewandzug und leichter Oberkörperwendung das Motiv so endgültig und unübertrefflich charakterisiert, daß die Figur zu einer Personifikation des anbetenden Kniens überhaupt wird. Diesen Eindruck verstärkt der unvergeßliche Kopf: während der Künstler im Johanniter ein individuelles, ähnliches Porträt anstrebte, wird hier auch im Antlitz durch die Intensivierung, ja Steigerung des Ausdrucks — das flehende Bitten des Mundes und das staunende Verehren der weit geöffneten Augen — die Wendung ins Typische, ins Allgemein-Menschliche vollzogen. Die Figur verkörpert sozusagen den Stifter schlechtthin.

Heute steht die Skulptur an der nördlichen Schiffswand zur Seite einer — jetzt leeren — Nische eines Heiliggrabes. Zu diesem kann sie aber nicht gehört haben, denn dessen einziger Rest, eine Magdalena im Keckenburgmuseum, gehört der Jahrhundertmitte und einer anderen Stilstufe an. Auch läßt der Stifter sich nicht auf jenen Schenken von Limpurg beziehen, dessen Wappen der Zeit um 1460 das Portal schmückt.⁸ Nach der Tracht muß die Figur um 1420 entstanden sein. In dieser Zeit würde auch die durchaus zivile Kleidung der Statue kaum für ein Denkmal eines standesherrlichen Ritters passen. Aberdies zeigen die Stifter (Wappen: drei Halbmonde, wohl das Wappen der unmittelbar gegenüber der Urbanskirche ansässigen limpurgischen ritterlichen Dienstleute von Schauenburg) an dem 1936 im Chor der Urbanskirche aufgedeckten Wandgemälde mit Maria am Spinnrocken der Zeit um 1390, daß nicht allein die Schenken die Urbanskirche ausschmücken ließen.

Stiftertyp und Stil sind niederländisch.⁹ Die Figur leitet damit die „niederländische

⁸ Als Stifter ist er stehend in Ganzfigur mit seiner Gemahlin in der Schenkenkapelle auf der Kumburg zur Seite des Portals dargestellt.

⁹ Ich habe das ausführlicher (und wohl zu betont) nachgewiesen in einem Aufsatz in dem Jahrbuch „Heilige Kunst“ des Kunstvereins der Diözese Rottenburg 1940 (Abbildung des Reliquiars Karls des Kühnen in Lüttich usw.). Dort habe ich (dort allerdings nicht abgebildeten) Weikersheimer

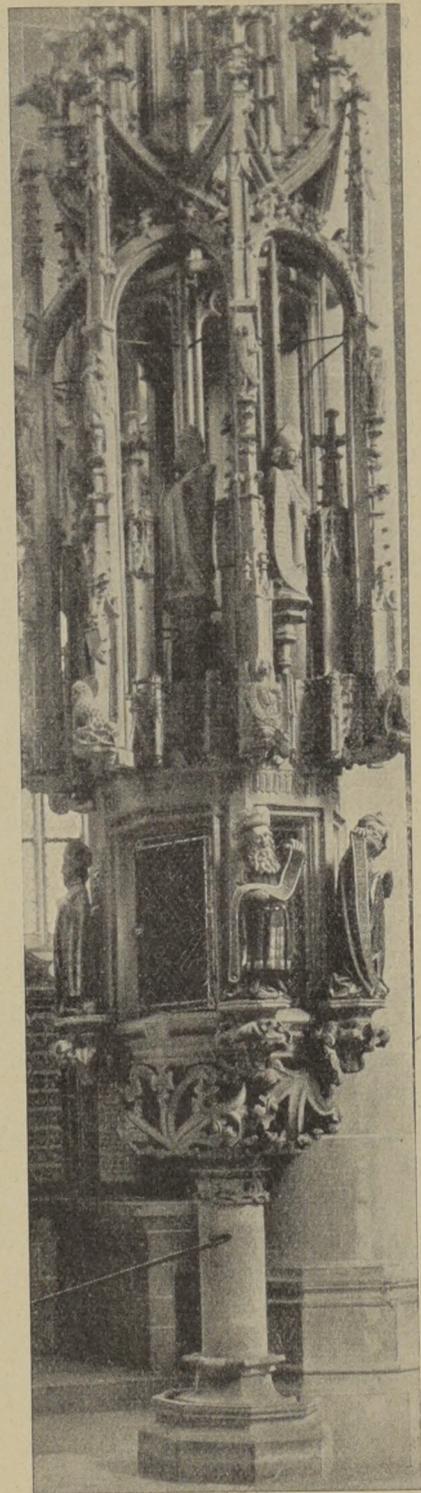


Abb. 12. Schwäbisch Hall,
Michaeliskirche. Prophetenfiguren.
Nach 1422.

auch die Verwandtschaft mit dem Anäblein eingehender dargestellt.

Epoche“ der Haller Kunstgeschichte ein, aus der so viele bedeutende Haller Skulpturen und Gemälde seit 1450 herrühren. Die Skulptur dürfte schon in Hall geschaffen sein. Denn mit einiger Vorsicht kann man andere Werke herumgruppieren. Vom gleichen Meister könnte das reizende *Kindergrabmal* eines sächsischen Prinzen sein, der beim Besuch der Großeltern in *Weifersheim* im Jahre 1437 starb und dem ein prachtvolles Denkmal aus Ton in der Stadtkirche gesetzt wurde (Abb. 10). In der Qualität und in Einzelheiten des im Hemdchen dastehenden Knaben ergeben sich Berührungspunkte mit dem Stifter, — obgleich das so sehr verschiedene Thema die Feststellung der gleichen Künstlerhandschrift erschwert. Auch an diesem Werk ist — wenn auch abgeschwächt — das Niederländische zu erkennen, vornehmlich in dem Baldachin und der Scheinarchitektur des mit Wappen geschmückten Rahmens. — Unsicherer erscheint dagegen, ob die schwerblütige, nahezu bauernhafte, sehr mütterliche Madonna mit einem nackten, munter spielenden, von Gesundheit strotzenden Kind in *Nedarsulm*¹⁰ (Abb. 11) ein Werk des gleichen Meisters ist: der Schnitt ihres breiten vollen Gesichts mit der kraftvollen Modellierung von Wangen, Kinn, Mund und Brauenbogen ist dem *Urban-Stifter* eng verwandt, und auch die Bildung des Gewandes läßt sich in dem schweren, sehr dickflüssigen Biegen und Absinken vergleichen, ihr Kind könnte ein — allerdings gar nicht prinzenhafter — Bruder des *Weifersheimer Knäbleins* sein. — Schwächer in der Qualität sind die vier (bemalten) *Propheten am Sakramentshaus* der *Haller Michaelskirche* (Abb. 12). Unter Aufsicht unseres Meisters könnten sie kurz nach 1422, dem Jahr des Umbaubeginns, von schwächerer Hand ausgeführt worden sein. Nachdem man zu Ende des Jahrhunderts dem Hallenbau einen neuen Chor anfügte, übernahm man für den weit höheren Bauteil die vier Figuren von dem alten *Tabernakel*, übertrug sie an ein neues, in spätgotischen Formen gehaltenes, das Langhaus an Höhe übertreffendes *Sakramentshaus* und befestigte sie lose mit (je einem einzigen) *Eisenhaken* an dem Gehäuse und fügte derbe, aber sich an das Vorbild der Propheten anschließende (ungefaßte) Figuren¹¹ hinzu. — In den weiteren Werkstattdistrict gehört das gegen 1420 entstandene *Wandtabernakel* in der *Haller Katharinenkirche*: ein sehr zartes und feines Werk mit einem *Berätkon* und wappenhaltenden Engeln, deren Köpfschen an den *Weifersheimer Prinzen* erinnern. Im Temperament unterscheidet es sich von der *Eigenwilligkeit* der anderen Werke des Meisters, der einer *Stifterfigur* bis zur *Inbrunst* gesteigerte *Ausdruckskraft* verleiht, für ein *Prinzengrabmal* einen *schüchtern* im *Hemdchen dastehenden kleinen Jungen* schafft, aus der *Madonna* eine *erdnahe Mutter* mit einem *drallen Kind* macht und noch in *Werkstattarbeiten* wie den *Sakramentspropheten* eine vom *Üblichen* abweichende *Erfindungsgabe* erkennen läßt.

An *Stifterfiguren* kann ich für die Zeit vor dem um 1440 einsetzenden *Ritterstil* der *Spätgotik* außer den *Hallern* nur eine noch nennen. Sie be-

¹⁰ R. Schnellbach, *Spätgotische Plastik im unteren Neckargebiet*, Heidelberg 1931, S. 85, 160, Abb. 79. Daß Schnellbach dieses Prachtwerk als „plump, provinziell und handwerklich“ bezeichnen kann, ist mir unverständlich.

¹¹ Vielleicht von den gleichen Steinmetzen, die das *Tympanonrelief* und das *Tabernakel* in *St. Urban* schufen.

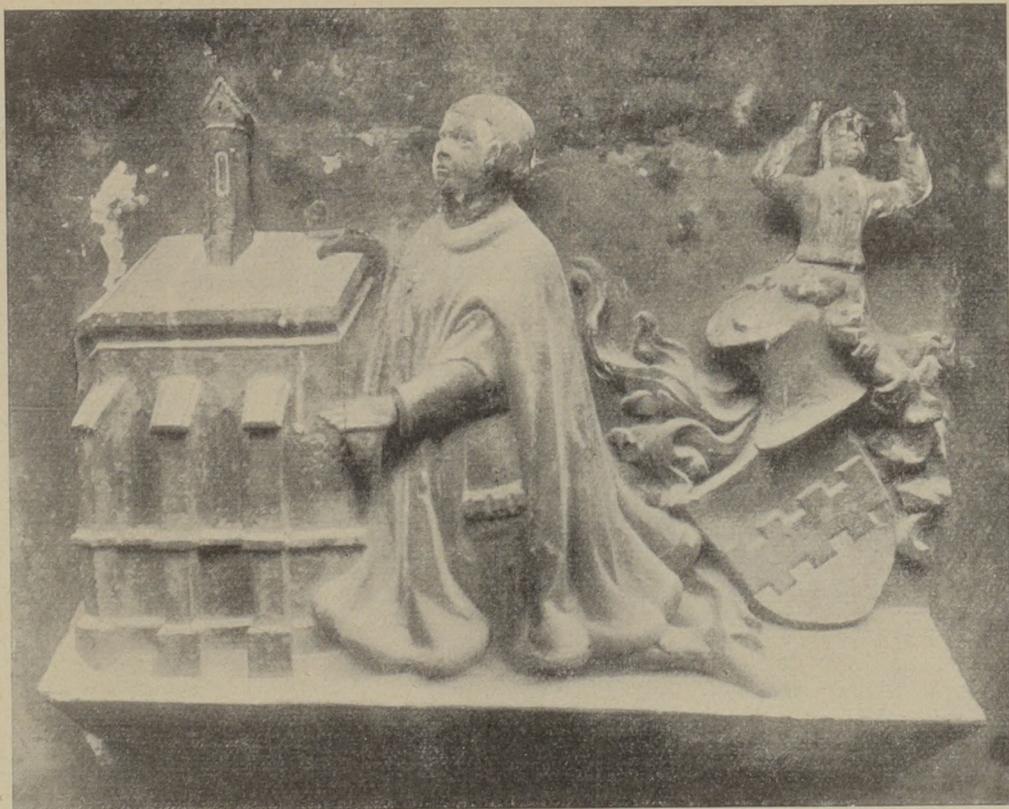


Abb. 13. Geislingen an der Steige, Stadtkirche. Um 1424.

findet sich in Geislingen an der Steige, und zwar — wie im Ulmer Kunstkreis anscheinend typisch — wiederum an einer Stadtkirche. Über dem Portal ist die Inschrift: „Nota Claus Ungelt vo Ulm hat gelet de ersten stain diz gotzhus an mitwoche in de ost virre durch haisse ainz ratz ze Ulm anno domini 1424“. Claus Ungelt kniet vor seinem großen Wappen und legt die Hand auf das (dem heutigen Bestand gut entsprechende) Modell des Chores (Abb. 13). Die Figur ist eine geschickte Vereinigung Ulmer Tradition mit den neuen Elementen der Haller Figuren. Von Ulm stammt die enge Verbindung mit dem Wappen, die Hinzunahme des Modells, der Reliefscharakter, aus Hall die selbständige Bildnisfigur. Auch diese wiederum vereinigt die Porträthaftigkeit des Johanniters sowie das schwebende Knien des Urbanstifters mit der feierlichen Repräsentation der Ulmer Bürgermeister. In ihr kündigt sich zu frühem Zeitpunkt der wirklichkeitsnahe Stil Hans Multschers an, der der schwäbischen Plastik des 15. Jahrhunderts neue Richtung und Note verleiht. Zwar ist es wohl kaum ein Werk des großen Meisters, doch steht es ihm näher als den — bei aller Schönheit konventionellen — Figuren Meister Hartmanns, als den erwähnten „großköpfigen“ Apostelmartyrien der Westportalarchivolten. Eher weist es doch auf Multschers Rathausfiguren (linker Knappe) voraus.¹²

¹² Allerdings ist der Abstand zu dem knienden Ludwig dem Gebarteten auf seinem Grabsteinmodell von 1435 in München (oder zu dem Stifter, der auf der Pilatuszene des Wurzachert Altars das Beden hält) recht erheblich.

Wie Schwaben schon in den Epitaphien des Augsburger Domkreuzgangs aus der Zeit nach 1350 die Entstehung der profanen Bildnisfigur vorbereitete, so hat diese Kunstlandschaft um 1400 mit den hier behandelten Werken¹³ der deutschen Kunst einen entscheidenden Beitrag in der Geschichte des gotischen Porträts geliefert. Erst nach 1440 ordnen sich die schwäbischen Stifterfiguren dem allgemeindeutschen Schema unter, obgleich auch dann noch Werke wie der Stifter Eberhard Hündler am Sakramentshaus in Heilbronn¹⁴ von Anton Pilgram schwäbische Tradition erkennen zu lassen scheinen.¹⁵

Nachtrag der Schriftleitung zu Seite 247:

Während der Drucklegung ist es durch ein in auswärtigem Besitz befindliches, aus der Haller Johanniterniederlassung stammendes Grabmal gelungen, den in Abb. 8 dargestellten Stifter genauer festzustellen. Über diese Neuerkenntnisse und über das betreffende Grabdenkmal wird der Verfasser dieses Aufsatzes, Dr. Hans Wenzel (Stuttgart), im nächsten Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in dankenswerter Weise weitere Ausführungen machen.

Dr. Kofl.

Den Abbildungen liegen zugrunde Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle Berlin (1, 5), des Württembergischen Landesamts für Denkmalspflege in Stuttgart (4, 10b, 12, 13), des Kunstgeschichtlichen Instituts in Marburg (3), von Wilhelm Kratt, Karlsruhe (11), von Gottlieb Eichner, Schwäbisch Hall (8), von Theodor Bezler, Alpirsbach (6), vom Verfasser (7, 9, 10a); Abb. 2 nach einer Photopostkarte.

¹³ Ob das Steinrelief eines sich an den Kopf fassenden Abtes aus Herrenalb im Stuttgarter Schloßmuseum ein Stifterbild ist, wage ich nicht zu entscheiden.

¹⁴ Schnellbach a. a. D., Abb. 43.

¹⁵ Man vergleiche, um das Schwäbische zu erkennen, etwa den älteren Stifter an Raschauers Freisinger Hochaltar 1443.

Thomas Schweicker als Mensch und Künstler

Zur 400. Wiederkehr des Jahres seiner Geburt

Von Ernst Liese — Mit 14 Abbildungen

So Thomas Schweicker
Bürger alhie zu S. Gall

Mit dieser ausgewählt schönen Schrift beginnt eine einfache Empfangsbescheinigung an „die Ehrvesten Erbarn und Wolweisen Herrn Georg Müller, Johann Statmann, bede deß geheimen Raths“ vom 24. April 1595. Der Meister der Schrift, Thomas Schweicker, wußte, was er als Bürger dem Rat an Ehrerbietung schuldig war. Als besondere Bestätigung dessen, was dort geschrieben stand, hob er hervor: Ich „bekenne öffentlich mit dieser meiner Fußschrift“.* Er war ohne Arme zur Welt gekommen. Daß er mit den Füßen schreiben konnte, wie jeder andere Gebildete mit den Händen, erschien seiner Zeit als ein großes Wunder und nicht zuletzt ihm selbst. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Öffentlichkeit die Geburt ohne Hände und Arme so erklärte, wie sie es heute in solchen Fällen noch zu tun pflegt, nämlich seine Mutter habe, als sie mit dem Kinde schwanger ging, sich „versehen“. Was kümmert sich die Volksmeinung um die Behauptung der exakten medizinischen Wissenschaft, daß es ein „Versehen“ nicht gäbe.¹ Johann Weidner, Pfarrer in Schwäbisch Hall, hat 1570 in seinem Gedicht „Drei Schreiber in Schwäbisch Hall“ näher mitgeteilt, wenn auch in schlechten Versen, wie des Thomas Mutter sich „versah“:

„Der Dritt ist Thomas Schweicker genannt,
Nun längst in aller Welt bekannt,
Der thuts den beiden gar vor weit,

* Die Bescheinigung schließt mit dem Schnörkel am Ende dieser Abhandlung.

¹ Ob des Thomas Gebrechen auf einen Erbverfall (Degeneration) deutet, kann nicht erwiesen werden, zumal alle Geschwister körperlich und geistig gesund gewesen zu sein scheinen. Immerhin ist auffällig, daß nach Feststellung von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall) in der Sippschaft erbliche Belastung vorgelegen haben muß. Drei Kinder eines Lucas Schweicker sind, obwohl weit über 20 Jahre alt, 1591/92 in Pflegschaft, und von einem Philipp Schweicker, dem alten und dem jüngeren, sind Kinder 1580 und später ebenfalls in Vormundschaft. — Nach heutiger ärztlicher Ansicht muß eine solche Geburt ohne Arme, die durch „amniotische Abschnürungen im Mutterleib“ erklärbar ist, nicht ohne weiteres als Degenerationszeichen aufgefaßt werden.

Der ist beraubt der Händ all beid,
 Denn als sein' Mutter schwanger war,
 Kam auf ein Zeit ein Bettler dar,
 Dem gab s' ein Brot, sein' Hunger zu büßen,
 Das nahm der Bettler mit den Füßen.
 Darob erschrad sie also b'hend,
 Daß sie den Sohn auch gebar ohn' Händ."²

Dieser Sohn sollte ein berühmter Mann werden. Mit berechtigtem Stolz konnte Thomas in der Beschreibung des ihm auf seinen Wunsch vom Kurfürsten Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, verliehenen Wappens sagen: „Erstlich hab ich die zween Adlersflügel darumb erwöhlet, dieweil mein Schreiben nit allein in weit entlegene Länder, Königreich und Fürstenthumb, sondern auch in das ganze Heil. Röm. Reich und Fürnehmsten größten Reichsstätten sich außgebreitet hat.“³ In der Tat, Name und Kunst des Thomas Schweider waren weithin in deutschen Landen bekannt geworden, als Weidner den müden Wanderer 1602 zur letzten Ruhe bestattete. Hatte doch sogar Kaiser Maximilian II., 1570 auf der Durchreise nach Speyer Hall berührend,⁴ sich die Kunst des Armlosen zeigen und es an Anerkennung nicht fehlen lassen. „Nachdem auch die Römisch Kayserlich Majestät, unser aller gnediger Herr, selbs persönlich mit Aigner Handt verehrt, nemblich mit drei Tuppelducaten, welche in Münz thun eyllfthalben gulden, so will Ich, das dieselben nach meinem Absterben auff solche weis außgetheilt werden sollen“; mit diesen Worten in seinem Testament bestätigt Thomas diese sein bescheidenes und geplagtes Dasein froh und reich machende Tatsache. Ein Jahr später beobachtete ihn beim Schreiben der Rechtsgelehrte und Nürnberger Ratsherr Philippus Camerarius auf der Romburg.⁵ 1584 wurde er mit „Gutschen und Pferden“ zum Schloß in Heidelberg abgeholt, „damit er vor einem hohen Potentaten seine Kunst vorbringen und in Person verrichten könne, welches er auch mit großem Ruhm und Lob im Beywesen vieler churfürstlicher, gräflicher, Adentlicher und anderer vornehmen Personen dermaßen prästiret, daß Ihme neben ansehnlicher recompens auch ein Wappenbrief gnädigst ertheilt, damit er und seine Posterität sich dessen zu erfreuen haben möchte“.⁶ Bilder des Kunstschreibers mit seiner Unterschrift und meistens der Angabe des Datums und des Lebensalters und Kunstblätter von ihm sind heute noch in ziemlicher Anzahl vorhanden, nicht nur in Schwäbisch Hall, sondern auch anderswo. Schaumünzen auf ihn und seine Tätigkeit waren geprägt worden. Binder, „Württembergische Münzen“, erwähnt und beschreibt sechs verschiedene Prägungen von verschiedener Größe

² Chronik „Von der Statt Schwäbischen Hall“ (Grüne städtische Chronik, Handschrift aus verarbeiteten Teilen der Chroniken von Herolt und Widman mit Beifügungen bis nach 1602, ein Schweinslederband mit grünem Rückenschild und Schnitt; Ratsbibliothek in Schwäb. Hall, S. 708).

³ Grüne städtische Chronik, S. 707.

⁴ Johann Leonhard Gräter, Neujahrsregister von 1788; angeführt von Schaufsele in „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“, 1879, S. 292 ff.

⁵ In seinem Werk „Operae horarum subcisivarum“ (Sandreichungen für Mußestunden), Kapitel 37.

⁶ Grüne städtische Chronik, S. 707 (Ratsbibliothek Schwäb. Hall).



Abb. 2. Bildnis des fußschreibenden Künstlers Thomas Schweicker (1540—1602). Der Unterschriftstext stammt von ihm selber, ob auch das Datum der Geburt, ist fraglich. (Privatbesitz der Althaller Familie Blezinger; Ausnahme: Sendpiehl.)

und für verschiedene Lebensjahre, drei von 1582, zwei von 1592, eine von 1597, die Schweicker in seiner charakteristischen Haltung beim Schreiben darstellen; eine vom Jahre 1597, die Binder nicht erwähnt, bringt auf der einen Seite den sitzenden Kunstschreiber, während auf der anderen sein vorzüglich modellierter Kopf ohne die sonst stets vorhandene Bedeckung zu sehen ist.⁷ Diese Vielheit und Mannigfaltigkeit der Erinnerungsstücke an Thomas Schweicker legt die Vermutung nahe, daß sich seiner Person und deren Berühmtheit die Geschäftstüchtigkeit bemächtigt hat. Befinden sich doch im Stuttgarter Schloßmuseum und im Besitz von Herrn Oberingenieur E. Schauffele sogar „Springerlesformen“ von ihm! (Siehe auch die Anmerkung ³⁰.) Hall selbst aber ehrte seinen Sohn und treuen Mitbürger, indem es gestattete, daß ihm im gotischen Chor der schönen Michaelskirche die Ruhestätte bereitet wurde. Dort kann jeder eines seiner Hauptwerke sehen, sein in Kunst- und gewöhnlicher Schrift mit formschönen Ornamenten versehenes Grabmal (siehe Abb. 3), wie er selbst bezeugt: Ich „hab diese Schrift vor meinem Ende mit meinen Füßen geschrieben, den 29. Juni Anno 1592 meines Alters im 51. Jahr“. Seine Freunde aber fügten dem dieses Distichon bei:

„Septimus illuxit Phoebus octobris ut axa
Schweickere in coelis regna beata tenes.“⁸

Zu deutsch: Als der siebente Oktober dem Phöbus die Achse hell aufleuchten ließ, nahmst du, o Schweicker, von dem glückseligen Himmelreich Besitz, in freier, auch auf dem Grabmal beigefügter Übertragung:

„Siebenten Tags Octobris wißt,
Thomas Schweicker gestorben ist.
Ruht jetzt in Gottes Zelten fein,
Befreit von Christo ewiger Pein.“

Eine humanistisch-kabbalistische Spielerei mußte auch hier, dem Geiste der Zeit entsprechend, angebracht werden. In den Druckzeilen des lateinischen Textes sind 22 Buchstaben durch Größe besonders hervorgehoben, die, als Zahlzeichen gedeutet und zusammengezählt, das Sterbejahr Thomas Schweickers ergeben: **IMVILLVXICIVXC**VVICICLI = 1602.

Uns sind durch die Leichenpredigt Weidners eine Reihe der Verehrer Schweickers überliefert worden, deren Epigramme und Lobsprüche in deutscher, lateinischer, auch in griechischer Sprache mitgeteilt werden. Man darf annehmen, daß es sich hierbei ausschließlich um Männer handelt, die, wie Camerarius, Gräter und Weidner, Thomas Schweicker, dem Künstler und Menschen, näher gekommen waren und ihn schätzen gelernt hatten, vor allem seine Geistigkeit. Was wissen wir von Thomas Schweicker Genaueres?

Die „Christliche und einfältige Leichpredigt“ beginnt mit einem Beileidsgedicht an Schweickers Bruder Michael, „dem durch gründliche Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und feinste Bildung hochgeschmückten Manne“.

⁷ Mitteilung des Herrn Dr. E. Rost (Schwäb. Hall); Besitzer Dr. med. W. Dürr (Schwäb. Hall). Wiedergabe dieser Münze siehe S. 275 unten.

⁸ Statt des unmöglichen Wortes „axa“ muß „axim“ gelesen werden. Dieser ursprüngliche Text, dessen Quelle ich leider nicht mehr ermitteln konnte, ist auf der Grabplatte völlig unverständlich eingemeißelt.



Abb. 3. Von dem armlosen Thomas Schweider selbst gemalte Grabschrift, vor seinem Ende mit seinen Füßen geschrieben, den 29. Juni anno 1592, seines „Alters im 51. Jahr“. Der Sterbetag, 7. Oktober 1602, ist oben von anderer Hand nachträglich eingesezt. (Michaelskirche in Schwäbisch Hall; Aufnahme: W. Kratt.)

Hermelink, Universitäts-Matrikeln 1497—1600, bringt unter Nr. 181, 49 die Eintragung: Michael Schweider ex Hala Suevorum (26. August 1574), und in einer Fußnote dazu: Baccal. artium 11. April 76, Magister 14. August 77. Stoll, „Magisterpromotionen“, erwähnt an erster Stelle, d. h. als beste Arbeit: 14. August 1577 Michael Schweider, Halensis.⁹ 1604 zahlt Michael von auswärts Steuern nach Hall, wo er offenbar noch Besitz hatte,¹⁰ und zwar als

⁹ Amtliche Mitteilung der Universitätsbibliothek in Tübingen vom 2. März 1940.
¹⁰ Feststellung von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall).

Präzeptor (Gymnasiallehrer) in Frankfurt a. M. Dort hat am 7. November 1595 dieser Michael Schweicker aus Schwäbisch Hall den Bürgereid geleistet.¹¹

Diese Tatsachen genügen, um wahrscheinlich zu machen, was Weidner rühmend von diesem Michael Schweicker gesagt hat. Am 1. Juni 1575 „verkaufen seine Pfleger, Magister Paul Seckel und Heinrich Haalberg, als Vormünder Hans Schweickers seligen Sohn, Michael genannt, ihres Pflege Sohnes Haus und Hofraithin alhie am alten Schumardht an Peter Stieren, hinten an Melchior Klaus und an der Seiten an Melchior Bosen im Gäßlein gelegen, frei eigen um 701 fl.“¹² Das geschah kaum ein Jahr später, als Michael in Tübingen, noch nicht großjährig, immatrikuliert worden war, wahrscheinlich um sein Studium wirtschaftlich zu sichern. Michael war der jüngste Bruder des Thomas, der in der Reihe der bei der Abfassung des Testaments vom Jahre 1576 noch lebenden Geschwister aufgezählt wird: „nemblich Hannsen, Daviden, Georgen, Michaelen, Gertrauden unnd Ursula“. In diesem Zusammenhang interessiert ein Schuldbrief, der in die Verwandtschaft des Thomas Schweicker einen genauen Einblick tun läßt, auf den sein Testament vom 1. November 1576 ebenfalls hinweist. Die Schuldforderung lautet: „Angeben den 30. Dezembris anno 76 und umb sieglung gepetten, ausgenommen Gilg Seckel. Davidt Schweicker für sich selbst, Dietrich Hennenberger (vgl. Testament) auch für sich selbst, Wolf Lachhorn und Lorenz Haug anstatt ihrer Hausfrauen Gertraudt und Ursula, Herr Wolff Sanwaldt, Schultheis, und Gilg Seckel als Vormünder Hans und Thoman Schweickers, Magister Paulus Seckel und Heinrich Haalberg als Vormünder Michel Schweickers, gegen Jörg Schweickern, ihren beiden Schwähern und ihrer Pflegekinder Bruder, umb alles dasjenige, was sie uff seinem Haus beim Kornhaus über, zwischen Lienhardt Linsenmayern und Daniel Kolben gelegen, zu Jahrzielen einzunehmen gehabt und aller Forderung.“¹³ Der hier öfter auftauchende Name Seckel ist der Familienname der ersten Frau¹⁴ des Hanns Schweicker, Dorothea, der Mutter Thomas'. Sein Vater war „Bed“, öfter auch Senator, also Mitglied des Rats, genannt. Nach dem Buch der Ratsherren ist er 1559 als Hans Sch w i g g e r in den Rat gewählt worden, wurde 1570 auch Richter, starb aber 74jährig im Jahre darauf.¹⁵ Er gehörte zu einer alteingesessenen Haller Familie. Nachweislich sind bereits 1396 zwei größere Gruppen von Schwigger-Namen in Hall vorhanden, was die Annahme als berechtigt erscheinen läßt, daß die Familie Schweicker seit etwa 1300 und noch früher in Hall ansässig gewesen sein muß.¹⁶ „Hans Schweicker zahlt zum ersten Male 1523/24 Steuer, und zwar den geringen Betrag von 1 Ort 3 Basen (1 Ort = $\frac{1}{4}$ Gulden). Er wird genannt als ‚in der Rott in Gelbinger Gassen‘ sitzend, d. h. ohne eigenen

¹¹ Mitteilung des Stadtarchiv-Kulturamts Frankfurt a. M.

¹² Ermittlungen von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall) aus Contract- und Kaufprotokollbuch, Band 11, von 1575, S. 131.

¹³ Mitteilung von Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall).

¹⁴ In der „Leichpredigt“ Dorothea Secklin genannt.

¹⁵ Aufgeführt von Stefan Feyerabend von Hall in „Consules senatores et viri docti urbis Halensis Suevicae“. Siehe „Festschrift“ des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, 1922, S. 66.

¹⁶ Diesen Nachweis hat Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall) überzeugend geführt, dem ich auch die nachfolgenden Angaben verdanke.

Hausbesitz in der Stadt, aber doch schon selbständig arbeitend. In der nächsten Steuerperiode 1525/26 sitzt er bereits am Kornhaus, also in der heutigen Neuen Straße, und zahlt $\frac{1}{2}$ fl. Dabei wird er zum ersten Male ‚Beck‘ genannt. 1533/34 zahlt er bereits 1 fl., 1541/42 2 fl., 1553/54 3 fl. und wohnt noch beim Kornhaus.“ Dann setzen die Beethbücher für 18 Jahre bis 1573/74 aus. Doch ist hiermit nachgewiesen, daß das Geburtshaus des Thomas Schweicker am Kornhaus lag. Welches Haus es war, geht aus folgender Kaufübertragung im Contract- und Kaufprotokollbuch 1569/70 (Band 7, Seite 306) deutlich hervor:¹⁷

„uffgericht denn 18.ten Januarij anno 1570. Herr Hanns Schweicker des Rhats verkaufft seinem Sohn Jörg Schweickhern dem Beckhen sein Beckhenhauß olhie beim Kornhauß über, zwischenn Daniel Kolben unnd Lienhart Linsenmaiern heussern, hinden an Liennhart Moltgen Hößflin gelegen, gelt dem Spital 2 pfundt und 16 B. vorgelts und unser lieben Frauenn Altar, etwann Inn der veldner Capellen Jezho zu S. Michel ein Wafznachthun Nachgelts, demselben one schaden. Kumpt der Kauff umb 800 fl. C. Borgericht.“

Es ist eine reizvolle Aufgabe, nach diesen genauen Angaben mit Hilfe alter Stiche und Lagepläne festzustellen, wo dieses Haus des Becken Hans Schweicker, des Vaters Thomas Schweickers, stand, wahrscheinlich ist es auch möglich, denn dieses Häuserviertel wurde erst 1728 ein Opfer des großen Brandes. Auf alle Fälle wäre die Beantwortung dieser Frage ein nicht unwichtiger Beitrag für die Lebensbeschreibung des Thomas Schweicker. Denn es war sein Geburtshaus. Heute können wir mit Bestimmtheit nur sagen, daß die Eltern bei seiner Geburt am früheren Kornhaus wohnten, also in der nach dem Stadtbrand von 1728 dort angelegten heutigen Neuen Straße.

Eine ziemlich sichere Angabe liegt vor, in welchem Hause Thomas Schweicker gestorben ist. In seinem am 1. November 1576 verfaßten Testament (im städtischen Archiv in Schwäbisch Hall) befindet sich die Ortsangabe: „in David Schweickers sein Testierers Bruders Behausung uffm Rosenbühl am Eck und obern Stuben desselben zunächst gegen den Langensfelder inneren Thor und an der Stadtmauer über gelegen“. Dieses Haus gehörte seinem Bruder David, der bereits um 1560 auf dem Rosenbühl saß und nach einem Eintrag im Contract- und Kaufprotokollbuch von 1565 (Band 3, Seite 352) schon zwei Häuser im Rosenbühl besaß, von denen er eins, nämlich das zwischen dem eigenen Wohnhaus und Wolf Hoffmann gelegene, damals verkaufte. Das ermöglicht die Feststellung der Lage des Sterbehauses des Thomas Schweicker. Denn wenn nach dem Testament dieses Haus das des Bruders David „uffm Rosenbühl am Eck“ und „zunächst dem Langensfelder inneren Thor und an der Stadtmauer gelegen“ war, so müßte es im heutigen Häuserblock das Haus sein, in dem sich jetzt die früher nebenan gelegene Gastwirtschaft zur Krone befindet (siehe Abb. 4). Dieses Haus ist in der Tat im Kern alt, die Vorderseite muß später umgebaut worden sein.¹⁸ Es war das

¹⁷ Ermittelt durch Stadtarchivar W. Hommel (Schwäb. Hall).

¹⁸ Festgestellt durch Dr. E. Kost.

Haus „uffm Rosenbühl am Eck“, was mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf, in dem Thomas jahrzehntelang gelebt hat und wo er das Zeitliche segnete. Das zweite, dem Bruder David gehörende Haus (er war gleich dem Vater vermögend) war das heutige Rosenbühl 2 gelegene, damals ein Beckenhaus. Hätte David in diesem gewohnt, so wäre er Bäcker gewesen, wofür der Beweis bisher nicht erbracht werden konnte. Thomas wohnte schon 1576, dem Jahr der Abfassung des Testaments, bei David, vielleicht schon seit des Vaters Tod, 1571. Denn das Testament wurde in diesem Hause vollzogen, ebenso schrieb hier Schweider selbst den Nachtrag zum Testament vom 20. August 1602,¹⁹ also etwa sechs Wochen vor seinem Tode. In ihm gedenkt er seines Bruders David und dessen Ehefrau ganz besonders, „dieweil Ich bei Ihm in die Köst gegangen“. David soll des Scheidenden „Stuel in der Kirchen auch behalten“, seiner Frau soll der Bruder Hanns: „mein Bettstatt wie ich darin gelegen, sampt dem größten par Leilacher und das Schulterkissen in meinem grossen Schrein liegend geben sampt 10 fl. an Gelt“. David werden auch als demjenigen, „bey welchem ich mein Abschied auß dieser Welt nemen würde“, die nach dem Testament von 1576 „zu Einem voraus“ vorgesehenen „Sechzig gulden“ im Nachtrag von 1602 zugesprochen. Das sind deutliche Zeugnisse der Dankbarkeit des Thomas gegen seine Kostgeber und wohl auch leiblichen Pfleger, seinen Bruder David und dessen Frau.²⁰

Nach „Christliche und einfältige Leichpredigt“ des Johann Weidner, die auch Johann Leonhard Gräter in seinem „Neujahrsregister vom Jahre 1788“²¹ wie Lochner in „Sammlung merkwürdiger Medaillen“ von 1798 benutzten, sorgten die Eltern des Thomas für eine gute Ausbildung und Erziehung, um „den Abgang des Leibes durch die Kultur des Gemütes zu ersetzen“, wie Lochner bemerkt. Thomas besuchte die deutsche und die lateinische Schule, in der die Magister Bartholomäus Schmid und Basilius Romanus als „praeceptores primarii“ seine Lehrer waren. „Es war ihm“, so berichtet Lochner nach Weidner, „in dieser Schul ein besonderes verschlossenes Tischlein eingeräumt, seine Sachen zu bewahren, wie solches noch einige Zeit nachdem gezeiget worden. Übrigens schlug diese instruction so wol bey ihm an, daß er gar bald einen feinen Anfang und Verstand der Lateinischen Sprache bekam, wobey er aber hauptfächlich im Schreiben sich besonders übte. Es wird ihm ein fähiges ingenium zugeschrieben.“ Interessant wäre es zu wissen, wer ihn das Schreiben und Ornamentezeichnen gelehrt hat. Es muß für Schüler und Lehrer eine große

¹⁹ Siehe Abschrift S. 21.

²⁰ Von David Schweider, dem Bruder von Thomas, befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart (Historie S. 673, 95 neu foliierte Blätter) aus dem früheren Besitz des Haller Rektors Friedrich David Gräter eine Heroltische Chronik von Schwäbisch Hall, die bis Blatt 82 den Text der im 16. Jahrhundert entstandenen Heroltischen Chronik bringt; von Blatt 83a bis Blatt 95 folgen etliche Geschichten „von mir David Schweidern gemerkt und uffgezeichnet“ bis zur Angabe der englischen Pulververschöpfung 1605. Auch der Heroltische Chronikteil ist von David Schweiders Hand abgeschrieben, mit einigen eigenen Zusätzen. Die Handschrift ist nicht schön, eher etwas plump, aber leserlich, aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, nach Handschrift und Schreibart zu urteilen.

²¹ Siehe „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“, 1879, S. 292.



Abb. 4. Das Haus „uffm Rosenbühl am Ed“ (ganz rechts), in dem Thomas Schweicker schon 1576, im Jahr der Abfassung seines Testaments, wohnte, und in dem er starb. Ein Umbau des 19. Jahrhunderts hat den alten Zustand, besonders der früheren Vorderseite, verdeckt. Dieses Haus und das nach links gegen den „Neuen Bau“ anschließende, etwas vorstehende Nachbarhaus war im Besitz von Thomas Schweickers Bruder David. (Aufnahme: Dr. Kofst.)

Geduldsprobe gewesen sein und war schließlich ein Meisterstück für beide. Daß Thomas die Lateinschule besucht hat, dafür spricht auch die Tatsache, daß er in dem Testament von 1576 „den armen Schülern uff der Lateinischen Schul vierthalb gulden“ vermachte. Es ist auch anzunehmen, daß er die lateinische Sprache beherrschte. Er besitzt „Bücher lateinisch“, die seinem Bruder David zufielen, seine Kunstschristblätter und das Epitaphium verraten den Kenner der lateinischen Sprache, nicht minder der Gebrauch juristischer Fachausdrücke in Latein im Testament von 1576. Wo die Lateinschule, die Schweicker besucht hat, lag, kann mit Sicherheit nicht mehr festgestellt werden, wahrscheinlich befand sie sich am Platz des Claßgebäudes auf der Nordseite des Chors der Michaelskirche.

Dies im wesentlichen war über Herkunft, Familie und Lebensumstände des Thomas Schweicker als geschichtlich festzustellen. Ehe wir nun über den Menschen und Kunstschreiber handeln, mögen einige Quellen zu uns sprechen, die den Vorzug haben, aus Thomas Schweickers Zeit selbst zu stammen und ganz unmittelbar zu sein.

Aus Thomas Schweickers Leben und Treiben

I.

Bericht des Philipp Kämmerer (Camerarius) aus Nürnberg in seinem Werk: „OPERAE HORARUM SUBCISIVARUM“,²² zu deutsch: Gaben für Mußestunden, oder Geschichtsbetrachtungen

Kapitel 37 (S. 169)

Wunderbarer Ausgleich der Natur
(De miranda naturae compensatione)

Wunderbar ist die Vorsehung und die Sorgfalt der Natur, die ihr der Schöpfer aller Dinge wie der besten Mutter verliehen hat. Denn sie gibt bei Lebewesen mit verrenkten, verstümmelten oder verkümmerten oder gänzlich fehlenden Gliedern meist anderen Gliedern außer der Obliegenheit, zu der sie bestimmt sind, eine solche Kraft und Geschicklichkeit auf Grund täglicher Gewöhnung, daß man sagen kann, nicht in dem (spezifischen) Unterschied der Glieder, sondern auf der dauernden Übung beruhe die Vollendung. Darüber habe ich öfter nachgedacht, als ich in Romburg²³ bei dem wirklich edlen und vornehmen Herrn Erasmus Neustetter war.

Denn nachdem dieser keine Äußerungen des Wohlwollens und der Freundlichkeit uns gegenüber außer acht gelassen, ließ er aus den benachbarten Schwäbischen Salinen den Thomas Schweicker holen, 31 Jahre alt, ehrenwerter Eltern Kind. Wenn ihn auch seine Mutter ohne Arme ans Licht gebracht hatte, führte er dennoch alle Handgriffe mit Hilfe der Füße aus, so daß er sich nicht scheute, zu behaupten, was er in einer Beziehung vermisse, sei ihm in anderer ausgeglichen. Denn als er sich auf einen erhöhten Platz gesetzt hatte, der der Höhe des Tisches gleichkam, auf dem Speisen aufgetragen waren, ergriff er mit seinen Füßen ein Messer und zerschnitt Brot und andere Speisen. Die Füße reichten darauf auch den Trank dem Munde, wie Hände. Nach dem Mahl malte er mit dem Fuß vor aller Augen so schwungvolle lateinische und deutsche Buchstaben, daß wir Proben davon als eine ungewohnte Sache mitnahmen. Auf unser Verlangen richtete er mit einem Messerchen zum Schreiben handliche Federtiele her, die er uns dann schenkte. Als er so beschäftigt war, betrachtete ich aufmerksam die Form der Füße, deren Zehen so lang und zum Festhalten geschickt waren, daß sie, wenn man etwas weiter weg zusah, wie Hände ausfahen (denn mit seinem Mantel bedeckt er recht sittsam die Schenkel). Dieses für uns sehr erfreuliche und vorher nie gesehene Schauspiel hatte er auch auf Befehl vor der Kaiserlichen Majestät, als sie dort durchkam, zur Schau gestellt. Sie nahm diesen bewunderungswürdigen Ausgleich der Natur gern in Augenschein. Diesen Vorgang beleuchtete in einem schwungvollen Epigramm Johannes Post, Arzt und großer Poet. So wie er es mir neulich geschickt hat, glaubte ich es hier zusetzen zu müssen:

²² „Operae horarum subcisivarum sive meditationes historicae auctiores quam antea editae“ usw. Gedruckt bei Hoffmann in Frankfurt a. M. 1658. Diese vermehrte Auflage bearbeitete der Sohn des Verfassers.

²³ Schloß Romburg bei Schwäbisch Hall, damals Chorherrnstift.

Mira fides! pedibus dextre facit omnia Thomas,
 cui natura parens brachia nulla dedit.
 Namque bibit pedibus, pedibus sua fercula sumit,
 volvitur et his libros, praeparat his calamos.
 Quin et Literulas pede tam bene pingere novit
 artificis superet grammata ducta manu.
 Maximus hoc Caesar, stupuit quondam Aemilianus,²⁴
 donaque scribenti largus honesta dedit.
 Omnia nempe potest vigilans industria, quodque
 natura ipsa negat perficit ingenium.

In Übersetzung: Wunderliche Wahrheit! Mit den Füßen tut Thomas geschickt alles, er, dem die Mutter Natur keine Arme gab, denn er trinkt mit den Füßen, mit ihnen nimmt er seine Speisen, er wälzt mit ihnen auch Bücher und er stellt mit ihnen Schreibfedern her, ja sogar Buchstäblein weiß er mit dem Fuß so gut zu malen, daß er die von Künstlerhand gezeichneten Buchstaben übertrifft. Darob staunte einmal der große Kaiser Aemilian,²⁴ und dem Schreiber gab er freigebig ehrenvolle Geschenke. Alles also vermag wache Betriebsamkeit, und was die Natur selbst ver sagt, schafft der Geist. —

II.

Testament und letzter will 1576 (gekürzt)

Ich Thomas Schweider Bürger zu Schwäbischen Hall, nachdem uns sterbenden menschen nichts gewisseres dann der todt und nichts ungewisseres dann die Stunde seiner Zukunft, allso bekenn ich solchem nach öffentlich und thue kundt allermeniglichem:

Erstlich so revocier und wideruffe Ich alle und jede hievor gethone Testament, Codicill und letzte willen.

Zum andern Bevehle Ich mein arme Seel, so die von meinem leib schaiden wurdet, dem allmächtigen ewigen Gott und vatter unseres Herrn und Heylandts Jesu Christi. Inn sein grundlose Barmherzigkeit protestir und bezeuge mich auch hiermit, das Ich auch im rechten waren Christlichen Glauben ersterben und mein abschiedt aus diser welt nemen will, und ob Ich mich inn meinen zufallenden Krankheiten durch widerwertige ansechtung oder größe und schwere des wehtags anders erzaigen würde (davor mich mein getreuer Gott und vater gnediglich beware), das Ich nichts desto weniger uf meinem waren glauben und Christlichem fürnehmen biß inn mein Ende verharren will.

Zum Dritten ist mein will, maynung unnd geschäft, ob Ich jemanden nach meinem tode schuldig Plibe unnd solches kundtlich und wissentlich dargebracht unnd angezeigt wurde, desselbig von meiner verlassen hab unnd geräter erbarlich zubezalen und zuentrichten.

Zum Vierten. Denjenigen, bey welchen Ich mein abschiedt auß dieser welt nemen würde, zu Einem voraus Sechzig gulden Reiniſcher an münz gemainer landtsweh rung sambt alle mein varende haab, Es sey gleich an Silbergeschirr, Beth, Klaiden, oder wie es mag namen haben, glat nichts außgenommen, dann allein die Zinßbrieff und das bargelt.

²⁴ Maximilian II. (1564—1576) besuchte 1570 als deutscher Kaiser Schwäb. Hall.

Zum Fünfften ist mein will, manung und geschäft, nachdem mich die Römisch Kayserlich Majestat, unser allergnädigster Herr, selbs Persönlich mit aigner Handt verehrt, nemblich mit drey Tuppelducaten, welche in Münz thun eyffthalben gulden, so will Ich das dieselbigen nach meinem absterben, auff solche weis außgethailt werden sollen, nemblichen den armen leuten im Siechhaus vierthalben gulden, zum andern den armen Schülern uff der Lateinischen Schul vierthalben gulden, unnd endlich inn gemain den armen leuten auch viertthalben gulden, alles an münz, Gott zu lob ehr und Preis, und mein auch im besten darbey zu gedenken.

Und dieweil nun Erbmachung ein wesentlich Stük eins jeden Testaments ist, so sez, benenn, instituir und mache Ich obangeregeten Testierer mit diesem meinem Testament und letsten willen zu meinen Rechten waren unnd wissenthaften Erben, nemblich Hannsen, Daviden, Georgen, Michaelen, Gertrauden unnd Ursula als meine geschwisterig kind. Dann auch Dieterich Hennenbergern meiner Schwester seligen Sohn, oder wo deren eins oder mehr mit todt abgangen were, Ihre ehleibliche kinder, wo sie ainihr verließen, welche dann auch Ich hiemit inen substituirt haben will.

Diz meines Testaments unnd letsten willen seyndt gezeugen der Erveste, weise, Erbare unnd Erfame Wolffgang Sanwalbt des heyligen Reichs Schultheiß, Gilg Sethel, Joseph Feyerabendt, Davidt Krauß Spitalschreyber, Heinrich Saalberg, Jörg Syber Goldschmidt, unnd Hannß Geyer Jung, alle bürger zu obgedachtem Hall, meine sonders günstige liebe herrn, Schwäger und gute freundt, inn deren aller gegenwertigkeit Ich solches alles bekindt, gesezt und geordnet unnd sie hier zu dessen gezeugen zu sein, beruffen und mit fleis erpeten.

So geschehen und geben zu merbesagtem Hall inn David Schweikers sein Testierers Bruders behausung uffem Rosenbühel am Edh und oberen Stuben desselben, zunechst gegen dem Langensfelder Innerm Thor und der Stadtmauer über gelegen.

Donderstags Omnium sanctorum den Ersten Monatstag Novembris zwischen eins und zwey Uhrn nach mittentag, als man zält nach Christi unsers lieben herren ainigen Erlösers und Seligmachers gepurt fünfzehnhundert, sybenzig und sechs Jahr.

J o h a n n B o d h Statfschreiber
zu Schwäbisch Hall in fidem.

III.

Deutung des Familienwappens (siehe Abb. 5)

Dieweilen das menschliche Geschlecht dem Tod unterworfen und dessen Leben kurz, auch die Gedechnus schwach und hinfällig ist, damit die Nachkommen wissen und in Gedechnuß haben möchten, warumb ich dies Wappen eben uff eine solche gestalt und nicht anderst habe stellen lassen, so hab ich diesen eine kurze Erklärung und Bedeutung hierbei anmelden wollen. Und

Erstlich: hab ich die zween Adlersflügel darumb erwölet, dieweil mein Schreiben nit allein in weit entlegene Länder, Königreich und Fürstentumb, sondern auch in das ganze heilige Römische Reich und fürnehmsten größten Reichsstadt sich ausgebreitet hat.

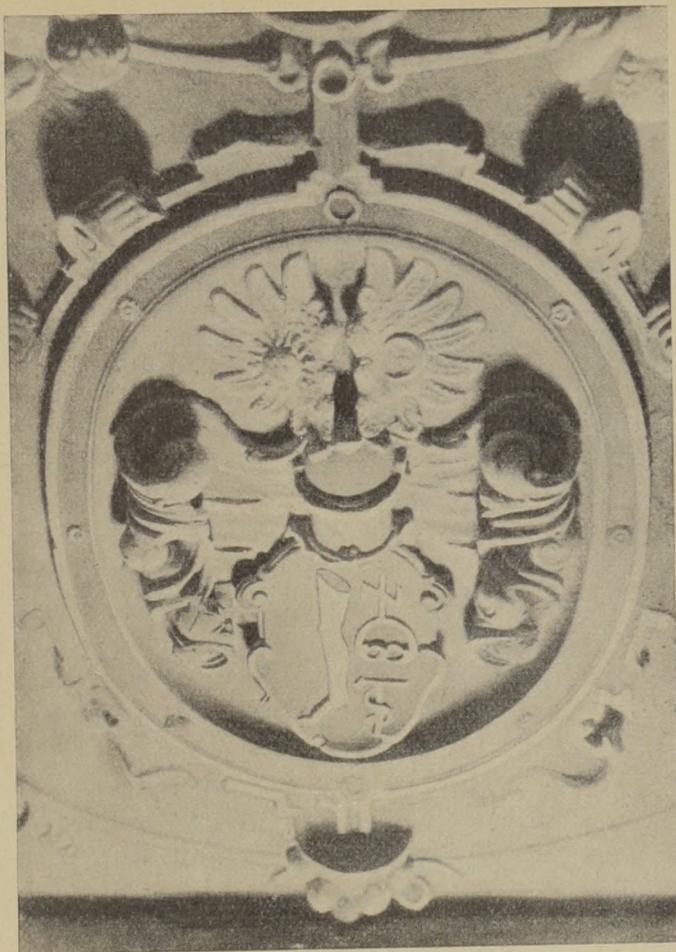


Abb. 5 (oben). Wappen Thomas Schweiders auf seinem Grabstein in der Haller Michaelskirche. Das Wappenschild und die Helmszier sind zweifellos von Schweider selbst entworfen oder entsprechen seinen genauen Angaben. (Aufnahme: Sendpiehl.) — Abb. 6 (links). Petschaft des Hans Schweider, nach Angabe seines Sohnes Thomas. — Abb. 7 (Mitte). Petschaft des Thomas Schweider. — Abb. 8 (rechts). Hausmarke der Familie Pfister (Bäder); nach Siebmacher, Wappenkunde V, 10.

Zum andern: Die Sonne im rechten Flügel bedeut, dieweil ich mich je und alleweg beflissen, mit den Gaben, so mir Gott, der Allmächtige, verliehen, die Ehr und die Erkenntnus unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi als der Sonne der Gerechtigkeit möchte bei jedermann fortgeplanzet, ausgebaut und durch mein

Schreiben gefördert werden, und wie Gott seine Sonne scheinen lasset über Fromme und Böse, also sind auch meine Schriften frommen und bösen Leuten zu Theil geworden.

Zum Dritten: Der Mond im linken Flügel bedeut, zur gleichen Weiß wie der Mond seinen Schein von der Sonne hat, also bekenn ich, daß ich die Gab, mit meinen Füßen zu schreiben, auch alle andern Gnad und Guttaten allein von der Sonne der Gerechtigkeit, wie ihn der Prophet Malachias am 4. Capitel nennet, Jesu Christo, habe. Und wie der Mond unbeständig ist, ab und zunymbt, also hab ich auch allbereit in Mutter Leib, als ich umb Arm und Händ kommen bin, abgenommen, hernacher aber durch die Gnade Gottes in andre Weg wieder zugenommen.

Zum Vierten: Der menschliche Schenkel und Fuß mit der weißen Schreibfeder im Schild bedeut und zeigt an, uff was Weiß ich die Zeit meines Lebens meine Geschäften verrichtet hab. — So ist die Brez mit dem Creuz oben daruff meines lieben Vattern seligen Pittschafft gewesen.

Zum Fünften und Letzten die zwo unterschiedlichen Farben, als rot und gelb, hab ich darumb erwöhlt und vor andern geliebt, derweil mein vih- und hochgeliebtes Vatterland, die Stadt Hall, solche Farben auch führet.

Seind also über diß Wappen diß meine einfältige Gedenthen gewesen.

Deo soli gloria.

Thomas Schweider.²⁵

IV.

Folgen etliche Punkten wie mans nach meinem Absterben halten soll:

Erstlich soll mein Testament in seinen krefften und wiriden bleiben, ausgenommen das Silbergeschirr, das soll man theilen. Dann ich zum selben mal mehr nit als ein Becher gehabt, als Ich das Testament gemacht.

Zum andern aber sollen die Erben alles was in meinem kleinen Schreinle ist, als die Zinzbrieff, Bargelt und Silbergeschirr in gleiche Theil theilen. Aber das ander alles was ich sonst hab. Als mein Bett. Kleider. Weißdinglach. Bücher Lateinisch und Teutsche. und in Summa mein ganze schreyberey und farnis. samt 60 fl. soll David zum voraus haben. Diweil ich bey Ihm in die Köst gegangen.

Zum dritten soll mein Bruder Hanns seine 40 fl. die Ich Ihm schuldig bin und noch 10 fl. darzu das es 50 fl. sey auch zuvor hinweg nemmen. und soll Ihm David meinen Schwarzen Beltz und alle Leylacher so in dem Schrein der vor meinem Bett steht ligen. auch den großen Pallen Weißtuch zu geben schuldig sein.

Zum vierten soll er David seiner Hausfrauen von meinerwegen mein Bettstatt wie Ich darin gelegen. sampt dem großen par Leylacher. und das Schulterfüßen in meinem großen Schrein liegend. geben sampt 10 fl. an Gelt.

Zum fünfften. Nachdem Ich vor diser Zeit mich gegen einen C. Rath erbotten. nach meinem absterben 40 fl. ins Spital zu verschaffen. so ist doch Jezmals mein endlicher will und meinung. das die Erben für die 40 fl. sollen 100 fl. als nemmlich die 100 fl. so ewigs Zinzgeltz uff Davids scheuren ist. für die 40 fl. in Spital ins segfeuer verschaffen.

²⁵ Abschrift aus der Haller „Grünen Chronik“, S. 707, im Städtischen Archiv in Schwäbisch Hall.

Zum Sechsten sollen die Erben dem Knecht und der Mayd Jedem 1 fl. . Item Pailis frauen 1 fl. . und desz Würtz Hainsis frauen von Tüngenthal 1 fl. geben.

Zum Sechsten²⁶ soll David meinen Stuel in der Kirchen auch behalten. und sollen nach meinem Absterben sich alle Christlich. freundlich und Brüderlich. als Christen gebürt. zusammen halten, so würt sich Gott auch zu Ihnen halten. das Ich in jenem Leben nit wider sie vor Gott seuffzen und betten darff.

Amen.

Anno 1602, den 20. August.

Thomas Schweicker.

V.

Christliche und einfältige Leichpredigt auf Thomas Schweicker,
gehalten am 8. Oktober 1602 von Pfarrer Johann Weidner
an der Michaelskirche in Schwäbisch Hall.

Inhalt. Die Predigt umfaßt 32 Quartseiten im Druck. Sie beginnt mit einem Beileidsgedicht an Thomas' Bruder Michael Schweicker, „den durch gründliche Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und feinste Bildung hochgeschmückten Mann“, gewidmet von Johann Weidner, Pfarrer von Landsiedel, Konrad Heister, Pastor in der Grafschaft Nassau, Johannes Girbert und Hartung Hennenberger, Studiosus aus Frankenhausen. Darauf folgt die eigentliche Leichenpredigt, der als Text Psalm 39 zugrunde lag. Die auf Thomas besonders zu deutenden Verse sind folgende: „Aber Herr, lehre mich doch, / daß es ein Ende mit mir haben muß / und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. / Siehe meine Tage sind eine Hand breit vor dir, / und mein Leben ist ein nichts vor dir. / Wie gar nichts sind alle Menschen, / die doch so sicher leben! / Nun, Herr, wes soll ich mich trösten? / Ich hoffe auf dich. / Laß mich nicht den Narren ein Spott werden. / Ach wie gar nichts sind doch alle Menschen! / Höre mein Gebet, Herr, und vernimm mein Schreien, / denn ich bin dein Pilgrim und dein Bürger / wie alle meine Väter.“

Die Predigt enthält eine Reihe interessanter Mitteilungen aus Thomas' Leben und über seine Familie, die in der Arbeit verwertet wurden. Angegeschlossen sind eine Anzahl Epigramme in lateinischer, deutscher und griechischer Sprache und sonstige Lobsprüche. Als deren Verfasser werden genannt: Philippus Camerarius, der Arzt und Poet Johannes Post aus Germersheim, Magister Johann Escher, der Professor Martin Crusius aus Tübingen, Karl Christoph Beyer aus Spener, Martin Norden, Johannes Lind in Schlesien, Pfarrer Jakob Gräter aus Schwäbisch Hall, Rektor Johann Weidner aus Schwäbisch Hall, Magister Johann Stachmann, David Schwenk und Pfarrer Balthasar Schnurr aus Homberg.

Den Schluß bildet der Text des von Thomas selbst zu Lebzeiten abgefaßten Epitaphiums, auf dem er all seine Schriftkunst als in einem abschließenden Lebenswerk zeigt (siehe Abb. 3). Bei dem Geschriebenen handelt es sich u. a. um eigene Gedichte und von ihm ausgewählte Sprüche. Die für Thomas charakteristischsten sind folgende:

²⁶ Ein Versehen Schweickers. Es muß heißen: Zum Siebenten.

Nunc dimittis servum tuum domine secundum verbum tuum in pace.
Quia viderunt oculi mei salutare tuum, quod parasti ante faciem
omnium populorum,
Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel.

*

Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.
Dem hab ich mich ergeben im Todt und auch im Leben.
Ade ich fahr dahin, bey dem ich ewig leb und bin.

*

Der Mensch geht auf wie ein Blum,
wenn der Wind bläst, so fällt er umb.
Darumb gedent allzeit an Gott,
denn unversehens kommt der Todt,
und daß auch dem keiner entrinn,
nimmt er ein nach dem andern hin.

*

Die Nachkommen für ein Gedicht
wol halten möchten diese Geschicht,
das einer in rechter Mannsgestalt,
weder zu jung noch auch zu alt
von Mutterleib ohn Arm und Händ
geboren an sein Füßen bhendt
verricht wie mans nur haben will
alles ganz hurtig und ohne Zöll.
Gottes Wort er lijet, höret, liebt,
in Tugend Nüchternheit sich übt.
Er ißt und trinckt, spilt, gibt und nimpt,
alles mit seinen Füßen zween bringt.
Bey dieser Taffel nim es ab,
Gottes Wunderwert für Augen hab
Dank ihm allzeit für seine Gab.

Soweit Weidner.

Dazu nehme man Thomas' mahrende Worte auf dem Verschußdeckel zu seinem Epitaph, die außerordentlich lebendig wirken, weil uns der Verfasser wie sprechend ansieht und zugleich eine der besten Proben seiner bewundernswerten Schreibkunst darbietet.

Wer diese geschichtlichen Zeugnisse mit Bedacht liest, besonders wenn Thomas Schweicker selbst zu uns spricht, wird erkennen, daß wir es bei diesem Armlosen mit einem Menschen zu tun haben, der weit über dem Durchschnitt steht. Man erinnere sich, mit welcher Klarheit in dem Nachtrag zum Testament vom 20. August 1602, etwa sechs Wochen vor seinem Hinscheiden, er alles regelte. So sicher sind seine Anordnungen, wie die Züge der Schrift des fast Zweiundsechzigjährigen noch nichts von ihrer Festigkeit verloren hatten, was man in der Urschrift mit Bewunderung und Erstaunen sehen kann. Das ganze Testament ist durchdrungen von Dank gegen Gott und Menschen und getragen von der sorgenden Liebe, daß wegen der Hinterlassenschaft zwischen den hinter-

bliebenen Geschwistern und Verwandten der Sippe kein Streit entstehen möchte. Er hatte wohl im Leben mancherlei Erfahrung gesammelt, was ein Erbstreit bedeutet, wie er auch die innigsten Bande der Verwandtschaft und Freundschaft zerreißen kann. Daher nahm er es mit dieser Sache sehr ernst, indem er seinen Erben die Verantwortung vor der Ewigkeit auferlegt, sprechend feierlich am Schlusse des Testaments von 1602: „... und sollen nach meinem Absterben sich alle Christlich, freundlich und Brüderlich, als Christen gebürt, zusammen halten, so würt sich Gott auch zu Ihnen halten, das Ich in jenem Leben nit wider sie vor Gott seuffzen und betten darff. Amen.“ Diese überzeugte Einstellung zur christlichen Religion ist der Kernpunkt des Wesens bei Thomas Schweicker und der Nerv seines Lebens. Weidner bemerkt in der Leichenpredigt, man habe den Entschlafenen bei Lebzeiten in der Michaelskirche so oft mit heller Stimme singen hören, alle andern übertönend. Das war der Ausdruck seines Innersten, der sich auch bei seinem Ende bekundete. Der Sterbende sah es offenbar bei vollem Bewußtsein herankommen. „Unter Anrufung des Namens Gottes gab er den Geist auf“, hinterließ Weidner. Thomas Schweicker war ein Christ bester reformatorischer Prägung von den Reformatoren Brenz und Luther her, voll Wahrheit, Kraft und Lebensbejahung, losgekommen von sich selber, von seinem Leid und seiner Bresthaftigkeit, durch den Glauben beglückt und begnadet:

„In meinem Creuz war diß mein Trost,
Ich sprach er lebt, der mich erlost.“

Die von ihm für sein Epitaphium gewählten Schriftstellen und angefertigten eigenen Gedichte sind ein einziger Beweis hierfür. Es offenbart sich in ihnen ein an Gott durch Christus gebundener Mensch, der frohgemut von der Welt Abschied nimmt, weil er an ein anderes, schöneres Leben glaubt. Einen ergreifenden, ja klassischen Ausdruck fand diese lebendige Religiosität ohne Starrheit und fromme Phrase in Punkt 2 des Testaments vom Jahre 1576:

„Zum andern Bevehle Ich mein arme Seel, so die von meinem leib schaiden wurdet, dem allmächtigen ewigen Gott und vatter unseres Herrn und Heylandts Jesu Christi. Inn sein grundlose Barmherzigkeit protestir unnd bezeuge mich auch hiermit, das Ich auch im rechten waren Christlichen Glauben ersterben unnd mein abschiedt aus diser welt nemen will, und ob Ich inn meinen zufallenden Krankheiten durch widerwertige ansechtung oder größe und schwere des wehtags anders erzaigen würde (davor mich mein getreuer Gott und vater gnediglich beware), das Ich nichts desto weniger uf meinem waren glauben und Christlichem fürnehmen biß inn mein Ende verharren will.“

Die mannigfaltigen Gedichte Schweickers zeichnen sich durch Gedanken aus, die meist ernst sind. So dieses auf dem Kunstblatt für Georg Dertfle von 1587 (siehe Abb. 13):²⁷

„Hab Gott vor Augen allezeit,
vergiß nicht, was er dir gebeut.
Sei Warhafft, Redlich, Fromb, Gerecht.
Gedenck das du nur bist ein Knecht
über dein Gut und all dein Haab.
Heut lebstu, Morgen ligt im Grab.“

²⁷ Pergamentblatt im Besitz von Dr. med. W. Dürr (Schwáb. Hall).

Señ kein vielsraß, kein trundenboltt,
sey Nüchtern, Messig, sey nit stolß.
Bedenck dein Sterben und die Hell,
zu keinem frembden dich gesell.
Thu lieben Keuschheit, Ehr und Zucht,
wer anderst lebt, der ist verflucht.“

Thomas hat aber auch durchaus Verständnis für Lebensbejahung und Lebensfreude. Das möge sein Kunstblatt von 1586 zeigen, im Besitz des Rechenburgmuseums des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall. Es hat folgenden Wortlaut:

„Wer Gottesforcht und Frombkeit liebet
und sich in Zucht und Tugend übet
bedenckt all Stund und alle frist
was Böß Gut Recht unnd Unrecht ist.
Wer allem Unrecht sich bewart,
sein Buß nicht biß ins Todtbedt spart
und wissent niemand unrecht thut,
der Mensch bleibt hie in Gottes hut
und kan sein alles Zweiffels frey
das Ihm Gott dort auch gnedig sey.
Ein starker und gesunder Leib,
ein jung Schöns und holtjeligs Weib,
ein gut Gewissen und bares Gelt,
wer mir das liebste inn dieser Welt.“

Thomas, fienst du aus der Rolle? Aber gewiß nicht, es ist der neidlose Ausdruck des Wunsches, wahrscheinlich eines Hochzeitwunsches, für einen ihm nahestehenden jungen Gesellen, um so inniger und verständnisvoller dargebracht von einem, der wußte, was es heißt, das völlig zu entbehren, was das Leben sicher und schön gestaltet. Gläubiges Christentum ertötet den Sinn hierfür nicht, das ist die deutliche Meinung Thomas', die er im folgenden Gedicht, wie auch anderswo, ausdrücklich betont. Es ist am 21. Juli 1592 „dem Erbarn und Wolgeachteten Herrn Leonhart Stöberle, Bürger und Apotheker in Nürnberg, zu Ehren und Wolgefallen“ gewidmet und hat folgenden Wortlaut:

„D Junger Gsell lehre gute Kunst,
das ist dir nuß und bringt dir Gunst.
Es ziert auch wol ein jungen Mann,
wie fein ist's wenn der etwas kan.
Ich nehm eins gelehrten Mannes mut,
ließ eim eins Narren großes Gut.
Denn so das Geld sich von dir kehrt,
so bleibt die Kunst doch unverkehrt
und dich dein ganzes Leben nehrt.“

Das ist durchaus positive Lebenseinstellung, die Thomas selbst betätigt hat. Was er am Schlusse dieses Gedichtes sagt, daß die Kunst einen ernähre, auch wenn die Güter sonst schwinden, entspricht, so darf man annehmen, eigenster

Erfahrung. Thomas hat wahrscheinlich auch äußeren Gewinn von seinem Kunstschreiben gehabt, sonst wäre es unerklärlich, wie er testamentarisch Silbergeschirr, Zinsbriefe und Bargeld vermachen und von diesem dazu namentlich zusammen 224 fl.²⁸ verteilen konnte. Es tritt nirgends zutage, daß sein Herz an den Gütern und am Gelde hing. Lediglich eine Freude hatte er daran. Die drei Doppeldukaten des Kaisers hob er für seine Erben auf!

Daß diesem geistigen, innerlich ausgeglichenen Menschen es beschied war, von Männern mit klangvollen Namen und hohen Ämtern verehrt und bewundert zu werden, die in der „Leichpredigt“ namhaft gemacht werden, ist nicht erstaunlich. Eine ganze Reihe bedeutender Verehrer Schweickers aus der Nähe, aber auch aus Tübingen, Speyer, ja sogar einen Johannes Lind aus Schlesien nennt die „Leichpredigt“. Sie dürften bei der Unterhaltung mit Thomas Schweicker auf ihre Kosten gekommen sein. Dafür spricht ein Belegstück von einziger Art. Es ist die „Chronica Zeitbuch und Geschichtlibell von anbegyn bis in dis gegenwertig 1536. jar verlengt“ usw., verfaßt von Sebastian Frand von Wörd. Dieses Buch hat Thomas Schweicker nach eigener Eintragung im Jahre 1576 erworben.²⁹ In ihm hat er Stellen unterstrichen und mit Randbemerkungen versehen, die sehr aufschlußreich sind. Es sollen wenigstens einige zu uns sprechen:

„Einen guten Hirten gepürt die schaff zu scheren und nit zu schinden.“

„Von des Kayfers angesicht sol niemand traurig ungesertigt abtreten unnd abgeschaffen werden.“

„Wenn Gott die Länder straffen will, so gibt er untüchtige Herrn.“

„Darumb sprich ich ist des Herren herkommen nicht fast ehrlich und haben allzumal ein klein Lob in der schrift unnd haben fast alle durchauß übel haußgehalten.“

„Der Leo ist stark und wirt zu zeiten ein speiß der kleinen Vögel. Es ist nichts so stark, das nicht übel zu erwarten hab von einem franden.“

„Die speiß ist dem bösen ein wollust, damit die Menschen gefangen werden als die Fisch mit dem angel.“

„Gott krönt alleyn sein werck inn uns.“

„Denn die natur nit ein bleiblich wesen, sondern ein herberg sie hat. O der herrlichen Zeit, in welcher ich aus allem diesem wüß und Rat, zu der edlen versammlung der seelen geführt, kummen werde.“

Das sind geistvolle und starke Worte eines Bürgers der freien Reichsstadt Schwäbisch Hall, die diesen seltenen Mann immer als ihren Ruhm gewürdigt hat, der aber seinem innersten Wesen und Werte nach noch viel zu wenig bekannt geworden ist. Dieser treue Sohn der Stadt sagt, als er sein Wappen erklärt: „Die zwo unterschiedlichen Farben, alsz roth und gelb, hab ich darumb erwöhlt und vor andern geliebt, derweil mein vohl- und hochgeliebtes Vatterland die Stadt Hall solche Farben auch führet.“ Das soll ihm stets unvergessen bleiben!

Als er das Zeitliche gesegnet hatte, da war aus dem Weichbild und im inneren Bering Halls eine bekannte Erscheinung verschwunden. Der kleine Mann mit dem großen Radmantel und der Stülpmütze fiel jedem auf. Es sind

²⁸ Das Haus des Vaters wurde für 800 fl. verkauft; heute würde schätzungsweise das 20- bis 30fache erzielt. Die 224 fl. gelten also 5- bis 6000 M.

²⁹ Jetzt in der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, F 36.

verhältnismäßig viele und gute Abbilder auf Blättern und Medaillen von ihm erhalten. Das beim Epitaphium in der Michaelskirche, mit J. S. signiert, zeigt ihn in jungen Jahren, oder aber geschmeichelt. Der Wirklichkeit seiner Erscheinung im Alter entspricht der Kupferstich des Heinrich Weirich von 1593 (siehe Abb. 10)³⁰ und die Medaillen von 1591 und 1592 (siehe Abb. 9 und 11). Die von 1597 ist deshalb interessant, weil sie, worauf auch Lochner schon hinwies, Schweiker schreibend darstellt; er ist eben dabei, die 7 in der Jahreszahl zu schreiben. Die Schaumünze von 1592 (Abb. 11) besonders läßt der Treue der Wiedergabe wegen als wahrscheinlich erscheinen — was Lochner bemerkt —, daß „die medaillen unfehlbar mit seinem Vorwissen und concurrrens gepräget“ worden sind, d. h. er hat dem begabten Künstler gesehen. Diese wertvollen Bildnisse, die auf unseren Abbildungen 9, 10 und 11 gezeigt werden, zeigen den durch Alter und die Hochstellung bei der Arbeit gebeugten Mann, dem die Zeit „einen kleinen Hocker causiret“, wie Lochner sich schonend ausdrückt:³¹ „Er hatte weder Gestalt noch Schöne.“ Ja, des Thomas äußere Erscheinung wird für manchen erbarmungswürdig gewesen sein; es hat auch an Spöttereien wenig überlegender Menschen nicht gefehlt:

„O frommer Christ, dein Leben lang
 sey Gott für diese Wohlthat dank,
 daß er dir gab einen geraden Leib.
 Darum dein Gespött mit niemand treib!“

Das sind Worte von Schweiker. Dann wandelte je und dann auch diesen Mann die Schwäche an, und er sprach:

„Herr Gott es stet übel auf erden,	es sein die Zeit und tag sehr bös.
bleib bey uns es will abent werden.	Bescher uns auch ein selig end.
Von allem übel uns erlös,	Nimm unser seel in deine Händ.“

Der erst Zweiunddreißigjährige schreibt am Schluß eines Kunstblattes für Reichschultheiß Johann Mercklin (Merklein, Merkle)³² mit dem Epigramm des Poeten Post aus Germersheim: „Ach lieber Gott wend mein

³⁰ Der Kupferstich des schreitenden Thomas Schweiker im Alter von 53 Jahren ist zusammen mit einem in der Auffassung unserer Abb. 2 und Abb. 9 ähnlichen Bild des sitzend schreibenden Thomas, dem Kupferstich von de Bry, auf einem Druckblatt dargestellt, das wahrscheinlich ein Flugblatt war. Das Flugblatt enthält auch den Text der Beschreibung des Camerarius von seinem Zusammentreffen mit dem Kunstschreiber Thomas Schweiker auf der Romburg bei Schwäbisch Hall. Dies Flugblatt, wie die Thomas Schweiker darstellenden Springerlesmodel, sprechen dafür, daß sich die Geschäftstüchtigkeit des Falles Schweiker angenommen hatte, worauf auf Seite 258 hingewiesen wurde. Auch das 1610 in Frankfurt a. M. erschienene „Wunderbuch“ des Schenken von Grafenberg mit seiner Wiedergabe des Kupferstichs von Schweiker kann zu diesem Schrifttum gerechnet werden.

³¹ Lochner, „Sammlung merkwürdiger Medaillen“, S. 252.

³² Johann Merkle, 1585 Stättmeister in Schwäbisch Hall; Kunstblatt in Wiener Besitz, Lichtbild davon im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

Abb. 9—11 (neben). Thomas Schweiker im Alter von 51 bis 53 Jahren. Abb. 9 (oben). Medaille auf den fußschreibenden Künstler Thomas Schweiker, von 1591. — Abb. 10 (Mitte). Thomas Schweiker auf dem Stich von Weirich, im Alter von 53 Jahren. In derselben Stellung ist Thomas Schweiker in Öl gemalt dargestellt auf dem linken hölzernen Türflügel seines Grabmal-Wand-schreins in der Michaelskirche. — Abb. 11 (unten). Medaille auf den fußschreibenden Künstler Thomas Schweiker, von 1592. (Aufnahme: Dr. Liese.)



elend“. Um so erstaunlicher ist es, mit welchem Aushalten und starker Hingabe an das Leben und dessen Anforderungen Thomas Schweider „sich nicht nur das Lob eines geschickten, sondern auch ehrlichen und exemplarisch gottesfürchtigen, ja zugleich fleißigen Mannes erworben“.³³ Die von ihm erhaltenen Bilder, vor allem die Köpfe der Medaillen (siehe Abb. 9 und 11), zeigen im Ausdruck einen gequälten Menschen. Aber wie breit wölbt sich die Stirne, welche Ergebung, Güte und Reife spielen um den Mund, und welche Offenheit zeigt das Auge!

Abschließend sei noch kurz auf das Wappen Schweiders hingewiesen. Gemeint ist jenes prunkvolle, als Grabplatte benutzte, das ihm von Kurfürst Ludwig verliehen worden war (siehe Abb. 5). Es paßt in seiner aufdringlichen Schwülstigkeit nicht zum Wesen dieses Mannes. Das leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sein auf den meisten Kunstblättern als Signatur benutztes Wappen zum Vergleich heranzieht, das auch seine Petschaft war: die beiden gekreuzten Unterarme, in deren Mitte oben das typische Monogramm des Thomas Schweider steht, während darunter das Wappen des Vaters angebracht ist. Das in seiner Aufmachung pompöse Wappen mit seinen barocken Beigaben hat Thomas nachweislich nie gebraucht. Es war das von ihm gewünschte und gewählte Familienwappen. Das kann weder wohl gelungen noch schön genannt werden (siehe Abb. 5): Die Adlerflügel sind ungewöhnlich groß, weil sie noch die Sinnbilder der Sonne und des Mondes aufnehmen mußten, die nicht mehr auf dem Schild unterzubringen waren, aber auch auf dem Wappenschild selbst verwirrt noch das Vielerlei der Symbole, die schlecht zu einander passen. Wir haben es mit einem überwiegend symbolischen Wappen zu tun, bei dem ein klarer heraldischer Stil vermißt wird. Unverkennbar kam es seinem Schöpfer darauf an, alles anzubringen und zu zeigen, was für die Familie Schweider bedeutsam ist: „Damit die Nachkommen wissen und in Gedechtnuß haben möchten, worumb ich diß Wappen eben auff eine solche gestalt und nicht anderst hab herstellen laßen.“ In Pietät gedenkt er des Vaters, der den Grund zum Ansehen der Familie gelegt hat. Es „ist die Brez mit dem Creuz oben darauff meines lieben Vattern seligen Pittschafft gewesen“. Seine Auslegung ist allerdings nicht richtig. Das über der Brezel stehende Gebilde ist kein Kreuz, sondern war, wie die Wappenkunde Siebmachers in einem ähnlichen Falle nachweist, zusammen mit der Brezel die Hausmarke des „Bäck“ Hans Schweider, dessen Spezialität die „Brez“ ist. Was Thomas Schweider von sich und der Vermehrung des guten Rufes seiner Familie durch ihn symbolisch darstellen ließ, der Schenkel mit der Schreibfeder im Fuß, sein Monogramm, Sonne und Mond in dem Adlerflügel zusammen mit dem auslegenden Text wäre Ruhmredigkeit schlechthin, vielleicht als Ausdruck eines unbewußten Minderwertigkeitsgefühls des Krüppels und dessen verständlicher Abreagierung, wenn nicht der religiöse Mensch in ihm einen klaren Ausgleich geschaffen hätte: „Also bekheñ ich, das ich die Gabe mit meinen Füßen zu schreiben, auch alle andere gnad und gutthaten alleine von der Sonne der Gerechtigkeit, Jesu Christi, habe.“ So bleibt Thomas auch hier seinem Wesen treu, und was als Eigenlob gedeutet werden könnte, ist der berechtigte Stolz auf seine Familie und ihr durch seine Arbeit gehobenes Ansehen, bei deren Ausführung er sich als ein Werkzeug Gottes weist: „Mirabilia sunt opera Dei.“

³³ Lochner, a. a. D.

Über die Kunst und die mannigfaltigen Fertigkeiten des Thomas Schweicker sind eine ganze Anzahl Angaben hinterlassen. In Weidners Gedicht „Drei Schreiber in Schwäbisch Hall“, wohl mit die älteste Quelle hiersür, heißt es:

„Mit Füßen konnt er essen, trinken,
mit Füßen konnt er auch einschenken,
mit Füßen konnt er zierlich schreiben
und mit dem Stahl sein Zeit vertreiben,
mit Füßen konnt er zierlich schnitzen,
mit Füßen konnt er Federn spizen,
mit Füßen konnt er auch Brettspiel,
mit Füßen band er bücher viel,
mit Füßen zog er Kleider an . . .“

Das sind Tätigkeiten, die auch sonst gut bezeugt sind. In späteren Jahren setzte man erweiternd noch manches hinzu, so daß Thomas in den Ruf eines Tausendkünstlers kam. Bis zum heutigen Tag hat sich vor allen anderen Behauptungen hartnäckig die eine erhalten, Thomas sei ein Maler, ja ein großer Maler gewesen. Anlaß zu dieser Meinung gab vermutlich ein Epigramm, das sich auf jenem Doppelbild befindet, das links den schreibenden, rechts den schreitenden, 53jährigen Thomas des Heinrich Weirich darstellt, das wir in Abb. 10 wiedergegeben haben. Dieses Epigramm, dessen Verfasser nach Lochner³⁴ der Magister Johannes Stachmann ist, nach der „Leichpredigt“ einer der Verehrer Thomas', hat folgenden Wortlaut:

„Quod digitis alii praestant, hoc praestat et ipsum
Schweickerus, mira dexteritate, pede.
Is pede depingit decoratos symmate verans,
ille cibum pedibus carpit et omne facit.
Hoc opus esse Dei mirandum, nemo negabit.
Qui modo pectus habet quod ratione valet.“

Zu deutsch: „Was andere mit den Fingern leisten, das leistet ebenfalls Schweicker in wunderbarer Geschicklichkeit mit dem Fuß. Er malt mit dem Fuße schnörkelgezierte Zeilen, mit den Füßen greift er die Speise und tut er alles. Daß dieses ein Wunderwerk Gottes ist, niemand wird's leugnen, der eine Seele hat, die der Vernunft mächtig ist.“

Mit diesem Worte „depingit“, er malte, ging „Thomas der Maler“ in die Meinung der Öffentlichkeit ein. Nun wäre es an sich durchaus denkbar und möglich, daß der Armlose auch gemalt hat. Ich selbst wie mancher andere haben armlose Maler beim Werke gesehen. In der Tat sind die noch vorhandenen Bilder, die von Thomas stammen könnten, die „Contrafacturen“, wie er sie nennt, also lebenswahre Bilder, die ihn schreibend darstellen und die er selbst unterschrieben hat, keine Leistungen, deren er nicht hätte fähig sein können. Aber hier schon setzt die Kritik ein. Was Thomas geschrieben und gezeichnet hat, ist durchweg von ihm signiert oder als von ihm stammend gekennzeichnet. Keine dieser „Contrafacturen“, auch das kleine Bild in der Mitte am unteren

³⁴ Lochner, a. a. O.

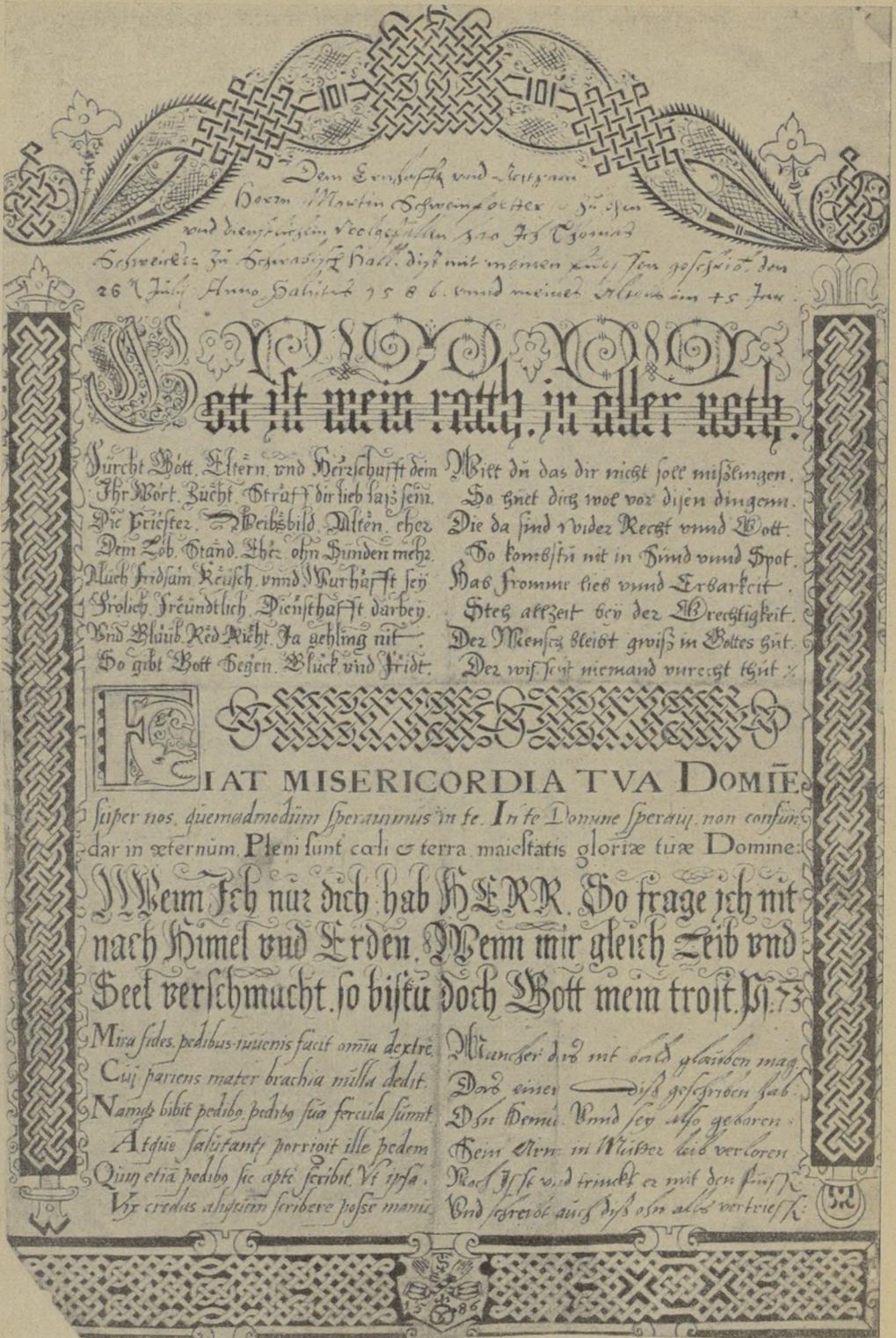


Abb. 12. Von Thomas Schweifer fußgemaltes Kunstblatt von 1586 für Martin Schweinförter. (Württembergische Staatsgalerie Stuttgart; Aufnahme: Staatsgalerie.)

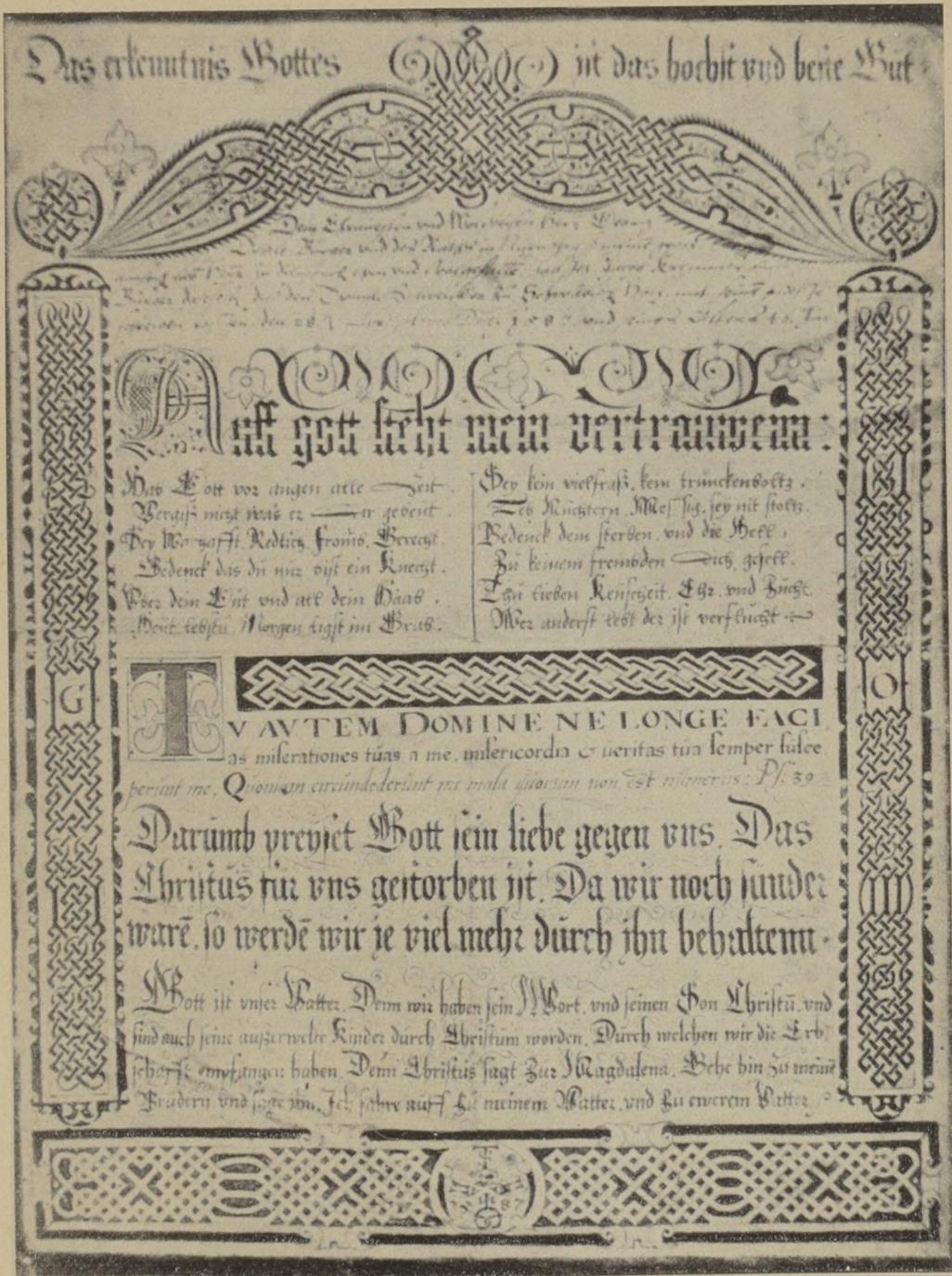


Abb. 13. Von Thomas Schweider suß gemaltes Pergament-Kunstblatt von 1587 für Georg Dertle in Nürnberg. (Größe 30 × 22,5 cm; Besitzer: Dr. Dürr; Aufnahme: Historischer Verein für Württembergisch Franken.)

Teil des Epitaphiums, wie das im Museum in Heilbronn a. N., noch das in auswärtigem Privatbesitz befindliche (Abb. 2), trägt seine Signatur. Das fällt auf. Hätte er die Bilder gemalt, so lag es nahe, dies bei seinen Bildunterschriften zu erwähnen. Ein solcher Hinweis findet sich in keinem Falle, sondern stets nur eine Bestätigung des von ihm Geschriebenen in dieser oder

einer ähnlichen Fassung: „Hab ich Thomas Schweicker von Hall diß mit meinen Füßen geschrieben.“ Jenes von manchen dem Thomas zugeschriebene Bild „Michael triumphiert über Sünde, Tod und Teufel“, eine leichtgetönte Feder-*skizze* in guter Auffassung und flotter, einen Meister verratenden Darbietung, hat schon der sonst nicht kritische Wilhelm German für eine Copie nach einem italienischen Vorbild gehalten und diese Thomas Schweicker zugeschrieben. Aber selbst dies ist fraglich. Es verleitet zu dieser Meinung die oben rechts angebrachte Signatur, ein durch ein großes lateinisches T durchschlungenes S, 1579. Das ist aber nicht genau des Thomas Zeichen. Auf den mir vorliegenden Kunstblättern, nämlich dem von 1585 für Reichsschultheiß Johann Mercklein, von 1586 für Wolff Birnhaber, von 1586 für Martin Schweinsortter (Abb. 12), von 1587 für Georg Derttle (Abb. 13) in Nürnberg und auf dem Epitaphium von 1592 signiert Thomas Schweicker sein T mit durchschlungenem S so, daß der Abstrich des T vom Schwungbogen des S unterbrochen wird, und dieser durchbricht den Anfang und den Schluß des S. Dieses charakteristische Zeichen brachte Thomas auch auf dem Schild des Familienwappens an (siehe Abb. 5); besonders deutlich ist es auf dem unteren Teil der Epitaphschrifttafel (siehe Abb. 3) und auf dem Kunstblatt für Derttle (siehe Abb. 13) zu sehen. Die Signatur des „Michael“ verschlingt aber beide Buchstaben ohne Unterbrechung ineinander, sie ist auch in der Gestaltung nicht so kräftig und markant wie die des Thomas.*

Thomas der Maler! Schließlich mußte er selbst sich, wenn auch nur andeutungsweise, als solchen bezeichnet haben.** Er hat es nirgends getan,

* Auf eine Anfrage der Schriftleitung bei der Württembergischen Staatsgalerie in Stuttgart wurde von dieser (Dr. Musper) der Ansicht des Verfassers beigeprlichtet, daß die farbige Federzeichnung der vorerwähnten Michaelbildgruppe, die ja auch durch ein lateinisches großes T mit durchschlungenem S signiert ist, nicht von Thomas Schweicker stammen dürfte. Diese Signatur TS kommt nach genannter Mitteilung auch sonst häufig vor und ist noch „keineswegs in allen Fällen identifiziert“.

** Zwar stehen auf einem Flugblatt über Thomas Schweicker, das aus der Zeit nach 1593 stammen muß und den sitzend schreibenden (Stich von de Bry) sowie den schreitenden Künstler Thomas Schweicker zeigt (Stich von H. Weirich, siehe Abb. 10), Verse von Thomas selbst: „Wie meinst, daß ich mein Zeit vertreib / das zeigt Dir die Contrafactur. / Weil mich nun Gott und die Natur / Also erschuff, hat's mir doch geben / Alles zu tun mit Füßen eben / Essen und Trinken ober Tisch / Mit meinem Fuß ich behend erwisch / Schreib, mach, schneid, bind' Bücher ein / Das Armbrust kann ich brauchen fein / Zehl gelt, und auf freundliches begeren / Im Brettspiel meins mans mich thu wehren. / Schenk ein, trink aus, die Kleider mein / Anleg selbst, schneid ein Feder fein.“ — Aus diesen Versen könnte entnommen werden, daß Schweicker auch Maler war, doch kann das Wort „malen“ auch in bezug auf die beim Kunstschreiber Thomas Schweicker beliebte zartfarbige Ausmalung des Rankenwerks seiner Kunstschristblätter gemeint sein. — In der Ärztlichen Wochenschrift „Die Medizinische Welt“ (1927, S. 1462) berichtet Professor Dr. E. Holländer, in München habe ein mit Künstlergemälden handelnder Friseur „ein schönes großes altes Ölgemälde besessen, welches von einem Thomas Schweicker mit den Füßen gemalt sei“. Das Bild habe erst einen Käufer gefunden, als der Kunsthändler „die a tergo befindliche Inschrift entfernt und die Begleitumstände verschwiegen habe“. — Diese Mitteilung, die nicht einmal erwähnt, was jenes Ölgemälde dargestellt habe, ist zu unsicher, als daß Schlüsse daraus gezogen werden könnten, daß unser Thomas Schweicker tatsächlich auch Kunstmalers im eigentlichen Sinn gewesen ist. — Die Schriftleitung: Dr. E. Kost.

sondern bezeugt sich stets in seiner Eigenschaft und Tätigkeit als Schreiber. In dem Nachtrag zu seinem Testament vom Jahre 1602 hinterläßt er neben anderem seine „ganze Schreyberey“ seinem Bruder David. In seiner Erklärung und Deutung des Familienwappens spricht er bei Punkt drei von seiner Gabe, mit den Füßen zu schreiben, bei Punkt vier wird als im Wappenschild befindlich nur die weiße Schreibfeder erwähnt, bei Punkt eins hebt er hervor, er sei durch sein Schreiben überallhin bekannt geworden, bei Punkt zwei gibt er seiner Freude Ausdruck, durch sein Schreiben die Ehre und Erkenntnis Jesu Christi gefördert und durch seine Schriften guten und bösen Leuten geholfen zu haben. Deutlicherer Beweise bedarf es nicht, daß Thomas kein Maler gewesen ist, sondern nach eigenster Bezeugung ein Schreiber, und als solcher verdient er, ein Künstler genannt zu werden, allerdings mit einer gewissen Einschränkung.

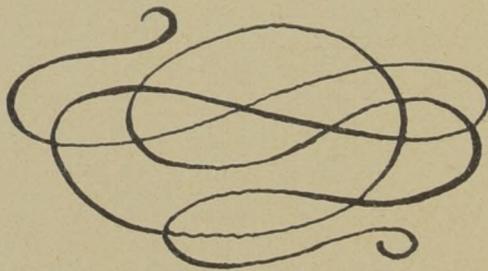
Wenn man die Kunstblätter des Thomas Schweicker vom künstlerischen Standpunkt aus kritisch betrachtet, so fällt die Verwendung von einander verschiedenen, in der Führung nicht einmal ähnlichen Schreibtypen auf. Das möge an dem Beispiel des Epitaphiums von 1592 erkannt werden, das deshalb besonders schwer wiegt, weil es die Krönung seines künstlerischen Könnens darstellen sollte. Das Epitaphium bringt ein Gemisch von Druckschrift und Schreibschrift, von Kursiv- und Steilschrift, es ist unter Anwendung von acht verschiedenen Schreibarten angefertigt. Thomas wollte mit diesem Meisterstück eine Urkunde seines Könnens als Kunstschreiber hinterlassen, wie er ähnlich im Familienwappen, was wir sahen, in der Anhäufung des Symbolischen die Bedeutung seiner Sippe und die eigene zu verewigen bestrebt gewesen ist. Diese verzeihliche Schwäche, die Vielseitigkeit seiner Schreibfertigkeit und -kunst zu zeigen, ging beim Epitaphium auf Kosten seines Rufes als Künstler. Sie tritt mehr oder weniger auf allen Kunstblättern zutage, unter den großen am wenigsten bei dem vom Jahre 1587, dem Georg Verttle gewidmeten. Es ist deshalb auch als künstlerisch besonders wertvoll zu bezeichnen. Aber auch auf diesem Blatt sind durch Größe und ausgewählte Form Worte und Zeilen in einer solchen Betonung und Aufmachung hervorgehoben, die das Gesamtbild des Schriftsatzes stören, ja zerreißen. Das zeigt sich noch mehr beim Epitaphium. Doch genug der Kritik, die auf Schwächen hinweist. Der Aufriß der Kunstblätter, deren Raumaufteilung, die Verwendung der schmückenden Bänder und Verzierungen können im allgemeinen als wohl gelungen bezeichnet werden. Über alles Lob erhaben aber ist die hierbei zutage tretende Kunstfertigkeit des Thomas Schweicker, die seinen Ruhm als Künstler der Technik für alle Zeiten um so fester begründet, als er alles mit den Füßen schrieb und zeichnete. Er lebt weiter im Gedächtnis seiner Vaterstadt und darüber hinaus als der von niemanden übertroffene Kunstschreiber eigenster Art. Mehr wollte er selbst nicht sein und wurde ein Trost zugleich und eine Stärkung für alle körperlich Bresthaften, die sich durch seinen Glauben und seine Tatkraft überwinden ließen.

Diese Würdigung des Thomas Schweicker soll dem Gedanken der 400-jährigen Wiederkehr des Geburtsjahres des Kunstschreibers dienen. Was veranlaßte zur Annahme dieses Datums?

Weder Thomas' Geburtstag ist überliefert, noch mit Sicherheit das Ge-

burtsjahr. Die Meinung über dieses schwankt zwischen 1540 und 1541. Wir sind deshalb bei dem Versuch, diese Frage zu lösen, auf die Überlieferung und auf Schlüsse angewiesen.

Das Bild Schweickers, das auf Abb. 2 wiedergegeben ist, bringt unten die Notiz: „natus anno 1540, denatus 1602“. So auch dessen Nachbildung als Federzeichnung, die sich wie dieses im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall befindet. Auch Lochner³⁵ gibt als Geburtsjahr 1540 an und weiß zu berichten, daß Thomas siebenjährig in die Deutsche Schule aufgenommen worden sei und im Jahre 1552 als zwölfjähriger Knabe in die Lateinschule. Seine Quelle ist wie für alle seine Angaben von Einzelheiten Weidner, „Christliche und einfältige Leichpredigt“. Es ist ferner überliefert, daß Camerarius Thomas Schweicker 1571 auf der Romburg gesehen hat. Da er dessen Alter mit 31 Jahren angibt, kommt man auch von hier aus auf das Jahr 1540 als das der Geburt Schweickers. Damit stimmt auch das im Epitaphium angegebene Sterbedatum überein: der 7. Oktober 1602, wobei Lochner bemerkt, Thomas Schweicker sei mit Ehren „nicht ganz 62 Jahre alt geworden“. Somit steht fest, daß dessen Geburtstag in der Zeit zwischen dem 7. Oktober und dem 31. Dezember 1540 gelegen hat. Aber wir sind in der Lage, den Zeitkreis noch enger zu ziehen. Auf einem dem David Finsterbach gewidmeten Kunstblatt befindet sich das von Thomas Schweicker eingetragene Datum: „am 7. Dezembris anno 1579, seines alters 38 Jahr“. Mit- hin fiel sein 39. Geburtstag in die Tage vom 7. bis 31. Dezember 1540. Vermutlich war es der 21. Dezember. Diese Ansicht hat einen Grund, dessen Berechtigung nicht abzuweisen sein dürfte. Der Holzrahmen des Epitaphiums nämlich hat als Krönung ein gut komponiertes und gemaltes Bild. Es stellt jene Geschichte dar, wie der Apostel Thomas, genannt der Ungläubige, mit seiner Hand des Auferstandenen Seitenwunde berührt. Dadurch ist Thomas Schweicker in Beziehung zu dem Apostel Thomas gebracht, deren Grundlage, wie angenommen werden kann, der Heiligenkalender ist. Dieser aber weihet den 21. Dezember dem Apostel Thomas. Wenn die protestantischen Eltern Schweicker diese Namenwahl trafen, so ist das 1540, wie auch in späteren Zeiten, keineswegs erstaunlich. Somit ist mit größter Wahrscheinlichkeit als Geburtsdatum oder aber, was richtiger sein wird, als Taufstag des Thomas Schweicker der 21. Dezember 1540 anzunehmen.



³⁵ Lochner, a. a. O., S. 250.

Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus

Von Georg Lenkner

Nachdem K. Kern die hällische Schulordnung des Sebastian Coccyus von 1543 entdeckt und veröffentlicht hatte, entwarf er in „Württembergisch Franken“, Neue Folge VIII, 1903, Seite 78 bis 108, ein Lebensbild des verdienten Lehrers. Leider benützte er für seine Arbeit das Haller Archiv, von dem er mit Recht Aufschlüsse über Coccyus erwartet hatte, nicht, da ihm auf seine Anfrage geantwortet wurde, das Haller Archiv enthalte keinerlei Akten von Bedeutung über Sebastian Coccyus. In Wirklichkeit bietet das gemeinschaftliche Archiv einige Auskünfte, die, mögen sie auch nicht „von Bedeutung“ sein, vielleicht doch manchen Familienforscher interessieren.

Als Heimat des Sebastian Coccyus wagte Kern Cannstatt nur zu vermuten, obwohl auf dem Titelblatt der von ihm erwähnten Schrift des Coccyus „Kürzliche verzechnuß . . . 1543“ der Verfasser sich „Constatinus“ nennt. Den am 10. Oktober 1547 in Heidelberg immatrikulierten Sebastianus Cottius Canstatinus dioc. Const. hielt Kern für einen Verwandten des Haller Schulmeisters; es ist aber ohne Zweifel er selbst, wie er sich denn auch vier Jahre später, am 17. August 1551, in Tübingen inscribieren ließ als Sebastianus Coccius ex Candstat, illustrissimi principis Eberhardi iunioris a Wirtemberg praeceptor, zusammen mit zwei Söhnen, Vincentius und Victor, wobei auch Vincentius, der bei seiner ersten Immatrikulation am 16. April 1547 Hallensis genannt worden war, als Cannstatter („ex Candstat“) eingetragen wurde, während Victor erst in der Artistenmatrikel — er wurde am 6. April 1553 Baccalaureus — als Canstattensis erscheint. Beide Söhne sind aber sicher nicht in Cannstatt, sondern wohl in Hall geboren. Wenn sie sich trotzdem als Cannstatter bezeichneten, so vermute ich, daß ihr Vater Bürger von Cannstatt war und blieb; das Haller Bürgerbuch enthält keinen Eintrag über eine Einbürgerung in Hall. Man wird ohne Bedenken Cannstatt als die Heimat des Sebastian Coccyus betrachten dürfen. Auch nennen die Haller Steuerrechnungen 1527, 1528, in denen ich Sebastian zum ersten Male in Hall genannt finde, Cannstatt (Kanstat) seine Heimat. Diese Steuerrechnungen überliefern auch seinen ursprünglichen Namen. Er war bisher unbekannt. Da der lateinische (oder griechische) Namen, den Sebastian selbst stets mit „v“ schrieb, von anderen meist oder stets Coccius geschrieben wurde, suchte man (so z. B. Pfister, Stälin) dahinter den deutschen Namen Koch, ohne zu beachten, daß Sebastian als tüchtiger Latinist und Gräcist diesen Namen nicht in Coccius (Coccyus), sondern in Cocus, Coquus übersetzt hätte, wenn er nicht die beliebten Gräcifierungen Opsopoeus oder Magirus vorgezogen hätte. In Wirklichkeit hieß Sebastian ursprünglich G a u c h. Als Sebastian Gawch von Kanstat erscheint er im I. Quartal der Steuerrechnung 1527 in Hall, so auch (bzw. Gauch) in den nächsten bis Jacobi 1528. Gauch ist der Kuckuck, lateinisch coccyx, griechisch κόκκυξ (der Kuckucksruf κόκκυ). Eine Übersetzung des Namens Gauch, der die Nebenbedeutung „Narr“ hatte, lag nahe in einer Zeit, in der auch

wohlklingende und harmlose Namen übersezt wurden. Bei den Haller Bürgern zwar konnte der zweideutige Namen seinem Träger kaum schaden, da ihnen Sebastian eben „der Schulmeister“ war, in seinen Druckschriften aber vor die Öffentlichkeit zu treten als Sebastian Gauch, mag ihm bedenklich erschienen sein. Sein deutscher Namen ist dann auch bald vergessen worden. Coccius, wie der Namen des Sebastian in Hall gesprochen und geschrieben wurde, war auch die in dem neulateinischen Dichterkreis um Johannes Weidner¹ beliebte Übersetzung für den Kocherfluß, der im 16. Jahrhundert Koch (Genitiv: Kochen) und Kochen (Genitiv: Kochens) hieß; auch das mag dazu beigetragen haben, daß man hinter Sebastians Humanistennamen Coccyus einen deutschen Koch vermutete. Selbst bei den nächsten Nachkommen Sebastians scheint der ursprüngliche Familiennamen früh in Vergessenheit geraten zu sein. Als dunkle Erinnerung an ihn fasse ich den Beinamen Vogel auf, mit dem einige Nachkommen Sebastians auftreten, z. B. Eberhard Victor Coccius genannt Vogel, Vogt zu Murrhardt 1593/94, zu Welzheim 1607.² Vielleicht rührt dieser Beinamen her von dem Siegel, das die Nachkommen von Sebastian übernommen haben dürften. Dieses Ringsiegel Sebastians ist erhalten auf einem Brief vom 5. Februar 1551, der in den Haller Ratsprotocollband³ 1532 bis 1564 zwischen Seite 146 und 151 eingeklebt ist. Es zeigt in einfachem Schild, über dem die Buchstaben S. C. noch zu erkennen sind, einen Vogel auf rechts aufsteigendem Ast; Kopf und Schnabel sind auffallend stark geraten, so daß man eine besondere Absicht des Bestellers und des Herstellers des Petschafts vermutet; in Höhe des Schnabels erkennt man bei genauem Zusehen ein Nest mit einem Ei. Ich deute daher das Bild als einen Ruckuck, der sein Ei in das fremde Nest gelegt hat, und damit als ein redendes Wappen (wobei über das Recht Sebastians zur Führung eines „Wappens“ nichts gesagt sein soll). In Hall läßt sich Sebastian Gauch-Coccyus vor 1527 nicht nachweisen. Daß er schon 1515 in Hall eine Pfründe besessen haben soll, die er 1525 resignierte,⁴ ist nicht richtig, der Inhaber dieser Pfründe hieß Joh. Coci. War Sebastian schon vor 1527 in Hall, was sich etwa aus Beziehungen zu Johannes Brenz von Heidelberg her⁵ erklären ließe, so war er jedenfalls noch nicht als Lehrer tätig. Die Steuerrechnungen I. Quartal (25. Januar bis 23. April) 1522 bis II. Quartal 1526

¹ Siehe „Briefe verschiedener an Johann Weidner“ Historische Handschrift, S. 603, Landesbibliothek Stuttgart: Sebastian Artomedes 1572 „Ad Coccium amnem . . .“

² Ratsprotocoll Hall (gemeinschaftliches Archiv Hall) 1606—1608, unterm 24. 1. 1607 und 18. 12. 1607.

³ Gemeinschaftliches Archiv Hall. Wie die beiden vorausgehenden Bände verdient auch dieser Band nicht eigentlich den Titel „Ratsprotokolle“, sondern eher den eines Stadt- oder Gerichtsbuches.

⁴ So bei A. Rentschler, Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz, Tübingen 1921, S. 46; seither von Rentschler als Irrtum erkannt.

⁵ Kern vermutet, daß Coccyus in Heidelberg studiert hatte, obwohl er in der Matrikel fehlt; siehe bei Kern a. a. O., S. 82f. Auch in einigen Kern noch nicht zugänglichen Matrikeln findet sich Coccyus nicht. In Tübingen wurde am 18. Juni 1522 ein Sebastianus Bischelin Cantaropoli immatrikuliert, hinter dem aber kaum Sebastian Gauch gesucht werden darf. Daß Coccyus durch Brenz nach Hall kam, ist auch mir wahrscheinlich; gerade um 1526 sammelten sich um Brenz in Hall einige Männer ohne bekanntes Amt, z. B. M. Johannes Gayling (siehe unten) und Caspar Gräter, der spätere Hofprediger Ulrichs. Siehe Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte V, 1899, S. 197—226.

nennen als Schulmeister M. Jacob Gienger.⁶ Als Cantor war ihm untergeben Martin Gerenhoch,⁷ der im Herbst 1525 abgegangen zu sein scheint, ohne daß die Rechnungen bis zum IV. Quartal 1526 einen Nachfolger für ihn nennen. Von 1527 bis Jacobi 1528 führen dann die Rechnungen drei Lehrer — ohne allen Zweifel lauter lateinische — auf, nämlich Johann König von Dillingen (sic! statt Billingen)⁸ mit 60 fl. Besoldung, Johann Schmeltz von Memmingen⁹ mit 15 fl. und Sebastian Gauh (Gauch) von Kanstat mit 15 fl. Schulmeister war also König, Sebastian Gauh sein Infimus (Collaborator, Locat u. ä.). Der Wechsel der Lehrerschaft darf wohl auf die Kirchenordnung von 1526 zurückgeführt werden. Leider erscheint in den Steuerrechnungen der Rechnungsposten über die Lehrer vom III. Quartal 1528 an nicht mehr. So bleibt zunächst unbekannt, wie lang Sebastian sich mit der untersten Schulstelle begnügen mußte. In seinem syntagma schreibt Coccyus 1543: „Quam (sc. rationem instituendi) autem iam fere annos decem et octo pueros instituendo iuventuti non inutilem esse expertus sum“. Daraus schloß Kern, Coccyus müsse von 1525 bis 1543 ununterbrochen in Hall gewirkt haben. Aber weder unterrichtete Coccyus schon seit 1525, noch blieb er ununterbrochen in Hall. Es läßt sich eine mindestens einjährige Abwesenheit von Hall nachweisen. 1531 bis 1532 war er Schulmeister in Schwabach.¹⁰ Brenz hatte ihn „zur Beförderung“ auf diese Stelle an den markgräflichen Kanzler Georg Vogler in Ansbach und an Dr. Sebastian Heller in Feuchtwangen empfohlen. Wenn auch der Schwabacher Schulmeister schon 1528 mit 74 fl. besoldet war,¹¹ während in Hall der Schulmeister nur 60 fl. hatte (er mag freilich außer diesem Geldfixum noch

⁶ Jacob Gienger Schulmeister (nicht deutscher Schulmeister, wie in Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg II, 1, S. 526, behauptet wird, sondern lateinischer, da er einen studierten Cantor neben sich hatte) = Jacobus Fabri de Gengen Augustensis dioc., immatrikuliert Heidelberg 9. 10. 1514 (4 Tage vor Johannes Brenz!), baccalaureus artium v. ant. 13. 11. 1515 (Doepfle I, 497). Am 19. 3. 1528 wurde er in Ingolstadt immatrikuliert als Jacobus Fabri de Gengen artium magister. Magister („Maister“) wird er schon in der Steuerrechnung Hall 1523, I. Quartal, genannt (1525, 1526 fehlt der Meistertitel).

⁷ Martinus Gerenhoch von Stözingen cantor ist der am 24. 5. 1518 in Heidelberg immatrikulierte Martinus Gerhoch ex Stözingen Augustens. dioc., baccalaureus artium v. mod., *ibid.* 6. 7. 1519 (Doepfle I, 513); der in Tübingen am 31. 5. 1527 als pedagogista des Schenken Philipp von Limpurg inskribierte Martinus Greher de Stözingen Baccalaureus Heidelbergensis (Hermelink 89, 11) ist ohne Zweifel derselbe (statt Greher ist wohl Gerher zu lesen).

⁸ Johannes Regulus Billinger, * um 1490, † als Stadtphysikus zu Hall am 22. 9. 1570 (Epitaph in der Michaelskirche), immatrikuliert Tübingen 14. 9. 1509 als Johannes Runing de Billingen (Hermelink 60, 47), der Arznei Doctor spätestens 1536 (Bürgerbuch Hall 1526—1558, S. 304: Aff Mittwochen nach vincula Petri anno 36 hat Johan Regulus der arznei doctor seiner Hausfrauen Anna Lodorin hab und gut vernachstleuert . . .); seine zweite Frau war seit 1544 Ursula Eisenmanger († Hall 9. 4. 1582). Seit spätestens 1542 war er Stadtarzt in Windsheim, 1548—1552 Stadtarzt in Rothenburg o. d. T. (Stadtarchiv Rothenburg, A 1255). — Vgl. auch Th. Pressel, *Anecd. Brent.* (1868), S. 221, wonach Regulus vor 1542 in Heidelberg zum Dr. med. promovierte.

⁹ Johannes Schmeltz von Memmingen, immatrikuliert Tübingen 22. 9. 1522 (Hermelink 79, 89). Der in Erfurt 1508 immatrikulierte Johannes Smeltz de Phyeßen (Weißensborn II, 260, 10) war vielleicht ein Verwandter von ihm. Von Tübingen aus ging Schmeltz nach Wittenberg (immatrikuliert 10. 6. 1525 Johannes Smeltz de Memmingen).

¹⁰ Brand, *Zur Geschichte der Schwabacher Lateinschule*, 1904, S. 22 ff.

¹¹ H. Jordan, *Reformation und gelehrte Bildung in der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth*. I, II. Band I, S. 82. Erlangen 1917—1922.

Besoldungsteile in Naturalien genossen haben), so glaube ich doch,¹² daß unter Beförderung nicht die Mehreinnahme von 14 fl. an Geld zu verstehen ist, sondern ein Aufrücken in leitende Stellung. Diese Tätigkeit in Schwabach erklärt auch, warum Coccyus 1532 seine Übersetzung der 22 Türkenpredigten des Johannes Brenz in Nürnberg drucken ließ und die Vorrede dem Kanzler Georg Bogler widmete. Ob er nach nur einjährigem Aufenthalt in Schwabach nach Hall zurückkehrte, wissen wir nicht. Vielleicht ging er zunächst nach Dinkelsbühl. Auf eine Tätigkeit dort scheinen die Gruß- und Dankesworte hinzuweisen, die er in der Vorrede zu „Kurze verzeychnuß . . .“ an führende Männer in Dinkelsbühl richtet.¹³ Nach Hall kehrte er, nachdem er in Schwabach und vielleicht auch in Dinkelsbühl die Schule geleitet hatte, wohl erst zurück, als das Rektorat frei wurde. Dies geschah kaum vor 1533. Am 8. September 1533 wurde in Heidelberg immatrikuliert Magister Johannes Regulus de Fillingen Constant. dioec.; der bisherige Haller Schulmeister setzte also sein Studium fort, um sich — spätestens 1536 — den medizinischen Dokortitel zu erwerben.¹⁴ Daß Sebastian bis 1548 in Hall Schulmeister blieb, wie Kern annimmt, ist mir nicht sicher. Am 10. Oktober 1547 ließ er sich in Heidelberg immatrikulieren (ein Zusatz wie der etwa in Tübingen übliche: rursus se indicavit, der auf eine frühere Immatrikulation auf derselben Universität hinwies, fehlt; trotzdem mag Kern mit seiner Annahme, Coccyus habe um 1520 in Heidelberg studiert, recht haben). Es ließe sich immerhin denken, daß Coccyus sich noch den Magistertitel erwerben wollte; doch nennt er sich in dem oben erwähnten Brief von 1551 nicht Magister. Ich vermute, daß er nach Heidelberg mit der Absicht ging, sich dort nach einer geeigneten Stellung in der Pfalz umzusehen, wie auch in den folgenden Jahrzehnten einige hällische Pfarrer und Kandidaten in der Pfalz unterkamen. Was ihn schon 1547 von Hall forttrieb, ist unbekannt. Daß er schon 1547 aus dem Haller Schuldienst ausschied, scheint mir ein Eintrag im ersten Kirchenbuch der Pfarrei Haßfelden zu bezeugen, der ohne Quellenangabe sagt: „Pfarrer, so vorher hie sollen gewesen seyn: . . . 1547 Sebastian Coccius“. Da die Pfarrei comburgisch war, und 1548 Sebastians Sohn Victor von Comburg eine Haller Pfründe erhielt,¹⁵ lege ich jener Angabe einiges Gewicht bei. 1549 ist Coccyus in Ohringen bezeugt. Die einzige Nachricht über seine dortige Tätigkeit gibt der von Wibel (Band IV, S. 101 f.) mitgeteilte Brief des Grafen Albrecht vom 12. September 1549, worin Dr. Egidius Stembler beauftragt wird, Schulmeister und Cantor in Ohringen zum Gehorsam gegen „unsern Superatendenten und Lesemeister Coccium“ anzuhalten. Ich vermute, daß Coccyus am Stift in Ohringen Vorlesungen zu halten hatte, wie solche in Ansbach und Feuchtwangen für die Kanoniker eingerichtet worden waren. Wenn Coccyus in einem Nachsteuereintrag in Hall 1551 „Schulmeister in Dringen“ genannt wird, so wußte man eben in Hall nicht zu unterscheiden zwischen dem Lesemeister am Stift und dem Schulmeister an der Lateinschule in Ohringen. Schulmeister in Ohringen war 1545 bis 1554 Joh. Ruthemus.¹⁶

¹² Wie Brand a. a. D.

¹³ Kern a. a. D., S. 97.

¹⁴ Siehe Anmerkung ⁸.

¹⁵ Württembergisch Franken VII, 1900, S. 45. Statt Victor Corvus Sebastiani C. (nämlich filius), wie Smelin las, dürfte zu lesen sein Coccius.

¹⁶ Wibel I, 383.

Sebastians Erziehtätigkeit am Hofe Herzog Christophs von 1551 an näher zu untersuchen, muß anderen überlassen bleiben. Hier sei nur noch einiges über seinen Hausstand mitgeteilt. Seine Ehefrau überlebte ihn. 1564 wohnte sie in Backnang.¹⁷ Da Sebastian schon 1547 einen Sohn (Vincentius, siehe oben) auf die Hochschule schicken konnte, darf angenommen werden, daß er sich 1530 oder kurz vorher verheiratete. Den Namen der Frau erfahren wir aus einer Steuerrechnung Hall 1548, IV. Quartal (bis 25. Januar 1549): „Sebasti Cocziuß hat geben von wegen seiner hausfrauen Anna M ü l l e r i n zu nachsteuer xiiij gulden ix ß, zum uffwechsel j pfund viij ß“. Die Zahlung geschah am 17. Dezember 1548.¹⁸ Sebastian war nicht Haller Bürger, dagegen lag das von seiner Frau beigebrachte und ererbte Gut in den bürgerlichen Beschwerden. Anna Müller war eine Tochter des Haalmeisters Georg Müller in Hall und der Els gebornen Ulrich. Nach dem Tod Georg Müllers (um 1519?) verheiratete sich seine Witwe wohl 1526 mit M. Johannes Gayling,¹⁹ der sich seit Ende 1525 oder Anfang 1526 in Hall aufhielt und das Bürgerrecht erwarb. 1528 ging er als Pfarrer nach Feuchtwangen. Zusammen mit seiner Schwiegermutter und ihrem Ehemann M. Johannes Gayling führte Sebastian 1536 „contra die Büschler Stritt und Proceß wegen eines halben Siedens am Bürdenmarkt“.²⁰ Von einer Schwester ihrer Mutter, Apollonia Lochinger verwitwete Haas, erbte Frau Anna Coccyus 1551 nach vorausgegangenem Proceß; am 28. April 1551 vernachsteuerte Coccyus das Erbe mit 17 fl. und 1 fl. 4 ß Aufwechsel.²¹

In Hall besaß Sebastian ein Haus in der Pfaffengasse, das er spätestens am 23. April 1549 an Hans Mercklin verkaufte.²² Daraus wie aus der Nachsteuerzahlung vom 17. Dezember braucht nicht geschlossen zu werden, daß Coccyus noch Ende 1548 in Hall war; die Nachsteuer konnte ihm ohne weiteres gestundet werden, da das Haus, das nachweislich 1547 noch nicht verkauft war, der Stadt genügende Sicherheit bot. Für den abwesenden Verkäufer nahmen die jeweils auf Weihnachten fälligen Raten in Empfang 1550 Fritsch Schlezin, 1551 Thomas Schulthais in Braunsbach, 1552 Schlezin. Die Schlez waren in Braunsbach begütert. Von Braunsbach aus bittet Coccyus am 5. Februar 1551²³ den Haller Bürger Hans Meißner, seinem Beauftragten die seit Weihnachten verfallene Rate für 1550 (oder die erst Weihnachten 1551 fällige?)

¹⁷ Archiv Hall, Band 477, Miscellanea unter „Coccius“.

¹⁸ Archiv Hall, Bürgerbuch 1526—1558, S. 197.

¹⁹ Miscellanea (siehe oben) unter „Gailing“; Ratsprotokoll Hall 1502—1569, S. 175: „uff Montag nach omnium sanctorum anno xxvii ist maister Hannsen Gaylung burger alhie vergonnt, sich außershalb Hall in diensten zu enthalten, biß uff ains erbarn rhats widerrufen, actum ut supra“; ähnlich im Bürgerbuch 1526—1558.

²⁰ Miscellanea unter „Coccius“ und „Gailing“.

²¹ Steuerrechnung 1551, I. Quartal, unter „Nachbeth“: „Sebastianus Coccyus schulmaister zu Dringen hat von gedachter Appolonia Häsin ime erblich zugestandnem gut zu nachsteuer geben xvij gulden, uffwechsels j gulden iiij ß“. Im gleichzeitigen Nachsteuereintrag des Miterben Valentin Kupferschmid von Mospach wird die Erblasserin Appolonia Häsin oder Lochingerin genannt. Im Bürgerbuch 1526—1558, S. 73, heißt sie die Sixtin.

²² Ratsprotokoll Hall 1532—1564, S. 146: „Hans Mercklin bekent Sebastiano Coctio j cLij fl. noch am hauß und hofraiten in der pfaffengassen vors predigers hauß vorgelegen, frey aigen, soll zalen uff weyhennacht nechst xL fl. und dannach alle jare uff weyhennacht xL fl. . . . actum uff Georgii anno 49“.

²³ Es ist der oben erwähnte Brief im Ratsprotokoll.

auszuhändigen, worauf der beauftragte Thomas Schultzeiß von Braunsbach in der Canzlei das verfallene Ziel „auß der stat buch zu thon“ veranlassen solle. Warum Coccyus wohl von Ehingen aus nach Braunsbach reiste? Hing diese Reise zusammen mit einer früheren Tätigkeit in dem benachbarten Haßfelden?

Aus Sebastians Ehe mit Anna Müller gingen 15 Kinder hervor, von denen 1555 noch sieben lebten.²⁴ Näheres ist nur über einige von ihnen bekannt. Vincentius studierte in Tübingen und Heidelberg;²⁵ er wurde 1553 Schulmeister in Weinsberg und war 1558 bis 1588 Präzeptor in Großbottwar. In Tübingen studierte auch Victor;²⁶ er ist vielleicht identisch mit M. Victorinus Coccyus, der 1562 Präzeptor in Lauffen und 1580 in Güglingen wurde. Die Tochter Victoria heiratete am 3. September 1560 den Klosterhofmeister Georg Beinhardt in Lauffen, am 23. September 1583 den Bürgermeister Andreas Sauselin in Brackenheim; die Tochter Apollonia Victrix wurde am 11. August 1562 die Ehefrau des M. Johannes Schopff in Nürtingen, der 1621 als Abt von Blaubeyren gestorben ist.²⁷ Ob der schon erwähnte Eberhard Victor Coccius genannt Vogel ein Sohn oder ein Enkel Sebastians war, kann ich nicht entscheiden. Da er 1605 in Hall ein Haus kaufen wollte,²⁸ halte ich ihn eher für einen Sohn Sebastians, der aus Anhänglichkeit an seine Jugendheimat seinen Lebensabend in Hall verbringen wollte.

Wie ihn, so wird man auch alle späteren Träger des Namens Coccyus (ius), die einen Vornamen vom Stamm VIC führten, für den Sebastian bei der Wahl der Namen für seine Kinder eine so ausgesprochene Neigung zeigte, für Nachkommen Sebastians halten dürfen. Diese Neigung für alle an Sieg anklingenden Namen verrät wenigstens ein kleines Stück vom Wesen Sebastians. Weil wir sonst so wenig von seinem innersten Wesen wissen, sei zum Schluß noch seine Handschrift charakterisiert, wie sie uns in dem einzigen mir zu Gesicht gekommenen Brief (siehe oben) entgegentritt. Sebastians Schriftzüge, sauber, fast elegant, vielleicht ein klein wenig spizig, nicht besonders kräftig, aber auch nicht ausgesprochen zierlich, verraten sogleich den gebildeten Mann mit sehr persönlicher Handschrift. Sie scheint mir übereinzustimmen mit dem Urteil, das ein Schüler Sebastians, Stephan Feyerabend, in seinem merkwürdigen Gedicht „De Feierabetho“ 1590²⁹ über seinen einstigen Lehrer abgibt:

Feirabent fecit praeceptor Coccyus a c r i s ,
 Qui mihi, dum vixit, ceu pater alter erat;
 Praeceptor patrii ludi fuit optimus ille
 Indequae praeceptor, dux Eberharde, tuus.

²⁴ Kern a. a. O., S. 104.

²⁵ Immatrikuliert Tübingen 16. 4. 1547 Vincentius Coccius Hallensis, baccalaureus artium 7. 4. 1549 (Eringenensis), immatrikuliert Heidelberg 12. 2. 1550 Vincentius Coccius de Ehingen dioc. Herbipolensis, immatrikuliert Tübingen 17. 8. 1551 Vincentius Coccius ex Candstat (se rursus indicavit), M. artium 20. 6. 1522 (Canstatisensis).

²⁶ Immatrikuliert Tübingen 17. 8. 1551 Victor Coccius (zusammen mit Vater und Bruder), baccalaureus artium 6. 4. 1553 (Canstatisensis), 9. 11. 1556 Victor Coccius se iterum indicavit.

²⁷ Die Angaben über die Töchter verdanke ich Pfarrer W. Cramer in Schmalfelden.

²⁸ Ratsprotokoll Hall 1606—1668, unterm 18. 12. 1607.

²⁹ Blätter für württembergische Kirchengeschichte XXV, 1921, S. 181—187; die Verse über Coccyus S. 182.

Buchbesprechungen

Professor Dr. Karl Weller, **Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr.** Mit 2 Karten. 2 Bände. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1938. Leinen 7,20 *R.M.*

Von den Bänden der Besiedlungsgeschichte Württembergs, die von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte als Zusammenfassungen der bis heute erarbeiteten Forschungsergebnisse herausgebracht werden, ist zuerst als dritter Band diese Besiedlungsgeschichte der Zeit von 300 bis 1300 n. Ztr. erschienen. Daß der als Landeshistoriker bekannte und geschätzte Verfasser zu diesem Werk besonders berufen war, bedarf keiner Betonung mehr. Hat K. Weller doch über 4 Jahrzehnte seines Lebens an die Erforschung dieser uns heute so sehr am Herzen liegenden Dinge gerückt, zu einer Zeit, als dafür noch nicht das Gehör in dem Maße vorhanden war wie heute im völkischen Staat. Daß der Verfasser seine noch heute gültigen Vorarbeiten von 1892 und 1923 der Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar gewidmet hat, muß gerade in unserem Landesteil unvergessen bleiben!

Grundlegend als Darstellung der Landnahme eines Germanenstammes war dann K. Wellers bedeutsamer Aufsatz über die Besiedlung des Alamannenlandes („Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“, 1898); dort hatte der Verfasser schon gezeigt, wie sich die Alamannen auf dem erkämpften Siedlungsboden als Landnehmer nach kriegererbäuerlichen Großverbänden, Hundertschaften und Sippen, und nach ihren rechtlichen und wirtschaftlichen Gewohnheiten in der neuen Dauerheimat eingerichtet haben. Die neue, als Frucht einer Lebensarbeit unserem Volk und Land nun von K. Weller geschenkte Besiedlungsgeschichte Württembergs hat auf der Grundlage seiner genannten Vorarbeiten in kritischer Verwertung eines umfassenden Schrifttums und durch sachkundigen Einatz aller für solche Untersuchungen ergiebigen Hilfswissenschaften Licht gebracht in die volksgeschichtlichen Vorgänge jener quellenmäßig so schwer zugänglichen ersten Jahrhunderte frühdeutscher Landnahme und Ausbautätigkeit in unserer Heimat. Eingesetzt sind von Weller als Hilfswissenschaften die politische und kirchliche Geschichte, Erdgeschichte mit Landschaftsformenforschung, Pflanzengeographie, Ortsnamenkunde, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, zum Teil auch die Spatenforschung (Vorgeschichte), der in stärkerem Maß im Band Vor- und Frühgeschichte der neuen Bände der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte eine besondere Darstellung auch für die Zeit der frühdeutschen (alamannischen und fränkischen) Landnahme zugebracht ist.

Unser württembergisches Franken, das K. Weller aus eigener langjähriger Beschäftigung bestens kennt, ist in seiner neuen Besiedlungsgeschichte vielfach mitbehandelt. Trotzdem nach seiner Ansicht Sippendörfer mit der „-ingen“-Endung nicht einfach mit alamannischer Besiedlung gleichgesetzt werden dürfen, spricht seine Siedlungsgeschichte doch aus (S. 114), daß Sippennamen der Ortschaften im Neckartal und rechts wie links desselben, wenn größere Markungen damit verbunden sind, schon der alamannischen Zeit (3. bis 5. Jahrhundert) angehören, natürlich auch Dörfer mit anderer Namengebung, wenn sie sonst Kennzeichen früher Siedlung tragen. Die auffallende Häufung von Dörfern mit „-ingheim“-Endungen z. B. im fränkischen Neckargebiet in Württemberg rührt nach K. Weller wohl daher, daß der fränkische Stamm eine Neigung hatte, den übernommenen alamannischen Sippennamensnamen das Grundwort „-heim“ anzuhängen. Im übrigen haben nach K. Weller die landnehmenden Alamannen, die das alte Römergebiet innerhalb des römischen Grenzwalls besetzten, zunächst nicht über die schnurgerade verlaufende Grenzlinie hinausgegriffen, und können frühestens nach Abzug der dort jenseits der Grenzlinie (römischer Limes, östlich davor) eingerückt gewesenen Burgunder im 5. Jahrhundert über diese Grenzlinie nach Osten

hinaus gesiedelt haben. Aus diesem Schluß zieht Weller den weiteren, daß die „-ingen“-Dorfnamen Württembergisch Frankens vor dem römischen Grenzwall nicht ohne weiteres auf ganz frühen Ursprung der Siedlung schließen lassen (S. 119 und S. 143 ff.). Die durch den Römer Ammianus berichteten Kämpfe zwischen Alamannen und Burgundern um eine Salzquelle (siehe unser vorliegendes Jahrbuch, Aufsatz P. Goetzler, S. 147) möchte K. Weller auf unser Schwäbisch Hall beziehen (S. 31, 135, 144). Es ist indes weit wahrscheinlicher, daß die Gegend zwischen Niedernhall und Ingelfingen mit dieser Nachricht des Ammian gemeint ist, wo sich nachgewiesenermaßen vor- und frühgeschichtlich durchgehend besiedelter Boden findet in jener Salzquellengegend, auch Belegung mit Reihengräbern der frühdeutschen Siedlungszeit, die gerade bei Hall fehlen. Die Umarmung von Schwäbisch Hall ist zu klein, um für eine Früh siedlung zu sprechen, und bis jetzt hat der Haller Boden keine Bodensfunde alamannischer und fränkischer Zeit zu liefern vermocht. Die letzten vorgeschichtlichen Siedler bis in die ersten Jahrhunderte nach Beginn unserer Zeitrechnung hinein waren Kelten (siehe unser Jahrbuch, S. 39 bis 111); die Haller frühdeutsche Ur siedlung muß Gelbingen sein, das nicht an der Haller Salzquelle, sondern 1 km nördlich davon im Kochertal liegt; die Haller Salzquelle ist bei Gelbingens Gründung (wohl 5. Jahrhundert) vermutlich verschüttet oder verschwemmt gewesen und erst im 8. oder 9. Jahrhundert entsprechend der Sage von der Entdeckung dieses Quells durch den jagenden „Grafen von Westheim“ wieder entdeckt worden. (Siehe zu dieser Frage E. Kost, Haller Heimatbuch, 1937, S. 72 bis 73.)

Nach dem Frankeneinmarsch im frühen 6. Jahrhundert lassen sich die ältesten fränkischen Ortsschaften schwer bestimmen; es mag nach K. Weller (S. 149) die eine oder andere Ortsschaft mit der Endung „-ingen“ an den Flüssen Kocher, Jagst, Tauber darunter sein und eine Reihe von Dörfern mit der Endung „-heim“ und anderen Namenendungen (S. 202). In der Frankenzeit ist dann „Württembergisch Franken“ stark besiedelt worden (S. 178 ff.). Unter den von K. Weller von der Stöckenburg aus als frühfränkisch angelegt genannten Orten kann jetzt auch noch Großaltdorf genannt werden (zu K. Weller, S. 179, siehe unser Jahrbuch, S. 28), wie der 1938 aufgedeckte Reihengrabfund beweist. Auf Großaltdorf (Kreis Hall) und nicht Altdorf bei Marbach (K. Weller, S. 294) bezieht sich, entgegen der Meinung des Württembergischen Urkundenbuches I, Seite 404, wohl auch die Nennung Alchdorf des Komburger Schenkbuches. Bei den in K. Wellers Siedlungsgeschichte genannten fränkischen Reihengräberfriedhöfen ist nach Spatenforschungsergebnissen der letzten Jahre auch noch am Kocher Enslingen und Niedernhall, im Taubergebiet der Ort Althausen ergänzend zu nennen (zu K. Weller, S. 181). Zu den fränkischen Heriberg = Stützpunkten (K. Weller, S. 186) darf wohl auch der „Herberg“ bei Laufen a. K. gerechnet werden auf einer Paßhöhe (Kochertalspornlage) als Straßendeckung, da dort ein uralter Heerweg (heute noch so genannt) den Kocher überquert und die Kochertalstraße dort kreuzt. Auch zeigt die Kranzburg (Kranichsburg) am Herberg typische fränkische Kastell- und Marschlager-Anlage. Zu der Erwähnung fränkischen Weinbaus des 11. Jahrhunderts von Böckingen-Heilbronn, Sindringen und Igersheim (S. 219), der nach K. Weller (S. 196) schon in der Merwingerzeit vom Rheinland her Platz griff, darf hier noch die interessante Tatsache beigelegt werden, daß nach Heilbronner vorgeschichtlichen Ausgrabungsergebnissen von 1939 dort schon in Steinzeitsiedlungen Kerne einer Weinrebenart nachgewiesen worden sind, die damals, vor 5000 Jahren, noch wild wuchs, aber zuchtfähig war. Auch sind neuestens Kerne wilder Weinreben auch in der Kelten siedlung über dem Haalquell in Schwäbisch Hall nachgewiesen. Die Züchtung der wilden Weinrebe, wie sie im Neckar- und Kochergebiet ursprünglich vorkam, muß dann zu unseren einheimischen Rebsorten geführt haben. (Siehe unser Jahrbuch S. 13 und S. 76/77.)

Eine Besprechung der Wellerschen Siedlungsgeschichte vermag kaum einen Begriff zu geben von dem Wert dieses Buches, der Aufhellung schwierigster Fragen, dem folgerichtig entwickelten Besiedlungsgang, der Fülle treffender, lehrreicher Einzelhinweise in allen Gebieten der Siedlungsgeschichte. Ein ausgezeichnetes Register und 2 Karten des 2. Bandes machen das Werk für jeden nutzbar. Es ist eines der wertvollsten Bücher, die unser Land zur Landes- und Volksgeschichte besitzt, ein Vermächtnis des Altmeisters, für das wir ihm besonderen Dank wissen.

Dr. E. Kost.

Die Würzburger Diözesanmatrikel aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.
 Bearbeitet von Dr. Franz J. Bendel. Sonderdruck aus „Würzburger
 Diözesangeschichtsblätter“, 2. Jahrgang, 1934.

Bendel gibt die älteste Würzburger Diözesanmatrikel heraus, die sich im Bischöflichen Ordinariatsarchiv zu Würzburg befindet. Auf Grund eingehender Forschungen setzt er die Zeit der Niederschrift in die Zeit zwischen August 1464 und Juli 1465. Diese Schrift ist auch für unser Württembergisch Franken bedeutsam, weil dieses in alter Zeit ganz zum Bistum Würzburg gehörte. Ganz in unserem Gebiet lagen die in einem Archidiafonat vereinigten drei Landkapitel Crailsheim, Künzelsau und Hall, weiter das Landkapitel Mergentheim und das Landkapitel Weinsberg. Einige württembergische Orte an der Jagst, so z. B. Schöntal, lagen im Landkapitel Buchen. Freudenbach, Waldmannshofen und Archshofen gehörten zum Kapitel Iphosen, Bernsfelden gehörte zum Kapitel Ohnenfurt.

Das Landkapitel **C r a i l s h e i m** (Krewlßheim) umfaßte 45 Pfarreien und 16 einfache Beneficien, darunter 9 Frühmesserbeneficien. Es umfaßte das alte Oberamt Crailsheim, ging südlich bis Hohenberg, stieß nördlich vor bis Finsterlohr, umfaßte eine Reihe bayerischer Orte südöstlich von Rothenburg und grenzte westlich mit Ilshofen und Ruppertshofen an das Landkapitel Hall. Neben Crailsheim, das außer der Pfarrei noch 3 Beneficien hatte, sind Frühmessereien nachgewiesen noch in Ilshofen, Hausen, Wettringen, Gammesfeld, Inzingen, Gehsattel, Leuzenbronn und Schmalfelden. Nicht selbständige Pfarreien waren Kirchberg, Triensbach, Gagstadt, Mariakappel und Reidenfels.

Das Landkapitel **K ü n z e l s a u** (Kunczelsau) umfaßte 41 Pfarreien und 23 einfache Beneficien, darunter 12 Frühmessereien. Es grenzte östlich mit Amlshagen, Blaufelden, Ettenhausen und Agolzhausen an die Landkapitel Crailsheim und Mergentheim, nördlich mit Assamstadt an das Landkapitel Mergentheim, südlich an das Landkapitel Hall, stieß westlich mit Sindringen in das Gebiet des Landkapitels Weinsberg hinein, das aber dafür weiter südlich bis Waldburg vorstieß. Künzelsau besaß außer der Pfarrei noch 3 Beneficien, Ingelsingen und Niedernhall besaßen 2 Beneficien, eine Frühmesserei gab es neben der Pfarrei in Forchtenberg, Sindringen, Kocherstetten, Dörzbach, Mulfingen, Amrichshausen, Hohobach, Blaufelden und Amlshagen. Unselbständige Pfarreien waren Ernsbach, Kocherstetten bei Künzelsau, Gerabronn, Jagstberg, Klepsau, Laibach und Assamstadt.

Das Landkapitel **H a l l** umfaßte 32 Pfarreien, 31 einfache Beneficien, darunter 4 Frühmessereien. Es umfaßte das alte Oberamt Hall außer Ilshofen und Orlach, das Fischachtal und das Kochertal hinauf bis Lausen. Außerdem gehörte noch dazu Murrhardt und Kirchenkirnberg. Von den einfachen Beneficien waren in der Stadt Hall allein 23, von denen 18 zur Pfarrei St. Michael gehörten, die übrigen zur Pfarrei St. Katharina. Man sieht an dieser Zahl die Bedeutung, die Hall einst hatte. Im ganzen Bistum stand mit der Zahl der Kirchenstellen natürlich die Bischofsstadt Würzburg an 1. Stelle, dann folgte Hall mit 2 Pfarreien und 23 Beneficien, Heilbronn mit einer Pfarrei und 24 Beneficien. Frühmessereien hatten im Haller Kapitel Stöckenburg, Untersonthem und Gaildorf. Nicht selbständig waren Enslingen und Kottspiel (Kaczubel), die lediglich Frühmessereien waren. An Kapellen-Beneficien sind aufgeführt: Gelbingen, Bellberg (Schloßkapelle) und die Johanneskapelle in Sanzenbach.

Das größte Landkapitel unseres Gebiets war das von **W e i n s b e r g**. Es grenzte im Westen an das Bistum Worms, wobei der Neckar die Grenze bildete, und im Süden an das Bistum Speyer (Grenzpfarreien: Neckarwestheim, Bunnanstein, Beilstein, Löwenstein, Wüstenrot, Mainhardt). Im Osten grenzten die Landkapitel Hall und Künzelsau an, im Norden lag Gundelsheim noch im Gebiet des Kapitels, dann bildete die Jagst bis vor Jagsthausen, das schon zum Kapitel Buchen gehörte, die Grenze. Die Zahl der Pfarreien war verhältnismäßig klein, es waren 48, dafür waren es aber 100 Beneficien einschließlich 21 Frühmessereien. Von den 100 Beneficien fallen 24 auf Heilbronn, 12 auf Weinsberg, 7 auf Lauffen, je 4 auf Kocherbrunn, Löwenstein und Beilstein, je 3 auf Neudenau und Neuenstadt, je 2 auf Öbheim, Gundelsheim, Öhringen, Talheim, Neckarsulm und Erlendbach. Duttenberg, Dahensfeld, Gochsen, Kocherstetensfeld, Baumerlenbach, Langenbeutungen, Ilsfeld, Neckarwestheim, Klein, Sülzbach und Eberstadt hatten neben der Pfarrei noch eine Altarbeneficie. Unselbständig waren die Früh-

messereien in Bachenau, Siglingen und Binswangen, nur Kapellen waren in Nußbaum (abgegangen bei Herbolzheim), Stein am Kocher, Schwabbach, Neufels, Neuenstein, Waldenburg, Wüstenhausen, Auenstein, Scheuerberg und Ellhofen. Sonst sind noch aufgeführt Deidingen (abgegangen bei Neudenan), Petersberg und Hölzera.

Als letztes Landkapitel haben wir noch Mergentheim zu nennen, das mit Ochsenfurt zusammen 1 Archidiaconat bildet und 37 Pfarreien und 35 Beneficien umfaßt, darunter 20 Frühmessereien. Die am weitesten im Süden vorgelagerte Pfarrei ist Schrozberg, die Nordgrenze zieht bei Landau vorbei, wo sich ein Zipfel des Erzbistums Mainz in das Würzburger Bistum einschleibt. Die Westgrenze zieht sich nord-südlich westlich von Borberg. Im Süden schließt sich das Landkapitel Künzelsau an. Weifersheim ist am reichsten an Beneficien, es sind 6, Lauda schließt sich mit 4 an. Je 2 Beneficien haben Viebrehren, Niederstetten, Laudenbach und Bölschingen, je 1 Beneficie, meist Frühmesserei, haben Mergentheim, Münster, Creglingen, Oberstetten, Schäftersheim, Igersheim, Wachbach, Königshofen, Schweigern und Borberg (Schloßkapelle). Anselbständig waren: Krailshausen, Vorbachzimmern, Althausen, Borberg und Angelthürn. Ober- und Unterschüpf haben zur gemeinsamen Pfarrei noch je 1 Frühmessbeneficie.

Unter den exempten, also dem Bischof direkt unterstellten Beneficien, tauchen nur einige auf, die in unserem Gebiet liegen; es sind 3 Altarbeneficien in Creglingen (Excelsia Salvatoris) und 1 Beneficie an der Kapelle in Braunesch.

Von den 11 Kollegiatstiften des Bistums gehen uns 2 an: 1. S h r i n g e n (Die Kirche der heiligen Apostel Peter und Paul hat 1 Dekanat, 22 Canonicate und 10 Vicarien); 2. M ö d m ü h l (Die Kirche der heiligen Jungfrau Maria hat 1 Präpositur und 8 Canonicate).

Im Verzeichnis der Beneficien mit freiem bischöflichem Besetzungsrecht steht die Pfarrkirche in Heilbronn und die dortige Kapelle der Heiligen Wendelin und Iodocus. Angeführt wird auch die Pfarrkirche in Stöckenburg und die Frühmesserei daselbst, was aber schon in der Matrikel selbst in Zweifel gezogen ist. Ferner sind vermerkt die Pfarrkirchen in Lichten und Kupferzell und die Burgkapelle in Bellberg.

Im Verzeichnis der Stifte und Klöster des Bistums finden wir nicht nur die allbekanntesten Namen wie Romburg und Murrhardt, wie die Zisterzienserklöster Schöntal, Frauental, Gnadental und Lichtenstern, die Haller Johanniter und Minoriten, die Heilbronner Minoriten, Karmeliten und Klarissen, die Deutschherren in Mergentheim, Archshofen, Horned und Heilbronn. Wir erfahren von 2 Begharden- und 11 Beginenkläusen in Städten wie in Dörfers. Wir werden an das Frauenkloster Mistlau erinnert, erfahren von 6 zu Romburg und Ellwangen gehörenden Benediktinerprobsteien und von manchen anderen mehr. Ich zähle gegen 50 klösterliche Niederlassungen in dem Gebiet unserer 5 fränkischen Landkapitel.

Das Würzburger liber synodalis war in unserem Vereinsgebiet nicht unbekannt. Die Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Jahrgang II, 1879, brachten in dem unserem Verein eingeräumten Teil (S. 281—285) einen von Generalvikar Kühles in Würzburg mitgeteilten Auszug aus dem liber synodalis, in dem sämtliche Pfarreien und Beneficien der 6 Landkapitel Mergentheim, Crailsheim, Künzelsau, Hall, Weinsberg und Buchen aufgeführt und die 4 württembergischen Pfarreien aus den Kapiteln Iphofen und Ochsenfurt genannt sind. Doch abgesehen davon, daß Bendel in diesen Verzeichnissen einige kleine Verbesserungen bringt, fügt er noch die für uns wichtigen Verzeichnisse der exempten Pfarreien und Beneficien, der Stifte und Klöster bei und führt in wichtigen Ausführungen in das liber synodalis ein. Und Verzeichnisse und Ausführungen werden uns erst recht anschaulich in der prächtigen abgeschlossenen Karte des Bistums (1 : 250 000). So kann niemand, der die mittelalterliche Geschichte unseres Gebiets verstehen will, an der Schrift Bendels vorbeigehen. Sie ist nicht bloß kirchengeschichtlich wertvoll, sondern bietet uns Aufschluß in mannigfachen Fragen der Geschichte unseres Gebiets. Vor allem an der Hand der Karte bekommt man einen Begriff von dem Weg nicht nur der Christianisierung, sondern auch der Besiedlung unseres Gebietes. Wir erfahren von Bedeutung und Reichtum so mancher Städte und Dörfer und sehen, wie andere Orte erst nach dem Ende des 15. Jahrhunderts ihren Aufschwung genommen haben, so besonders die späteren hohenloheschen Residenzstädte. Wir erfahren Ortsgeschichtliches und schauen wieder in die großen Zusammenhänge hinein, in denen das Mittelalter lebte.